

Pendo

ANTONIO ITURBE

Die  
Bibliothekarin  
von  
Auschwitz

A small, brown and orange butterfly is flying in the upper right corner of the title section, which has a light green and white background.

ROMAN NACH EINER  
WAHREN GESCHICHTE

# Ein Ort des Schreckens. Acht Bücher, die Hoffnung schenken.

Inmitten der unermesslichen Gräuel des KZ Auschwitz-Birkenau hat der Blockälteste Fredy Hirsch heimlich eine Schule aufgebaut. Ihr wertvollster Besitz sind acht alte Bücher. Fredy ernennt die 14-jährige Dita zur Bibliothekarin, sie soll die Bände künftig verstecken. Dita kümmert sich mit äußerster Hingabe um die kleine Bibliothek. Denn die Bücher schenken Licht, wo nur noch Dunkelheit zu sein scheint, und bieten einen Anker, wenn der Schmerz übermächtig zu werden droht. Sie begleiten Dita und die anderen Häftlinge durch die Zeiten der größten Verzweiflung, bis wieder ein neuer Hoffnungsschimmer zu erkennen ist.

Eine ergreifende Holocaust-Geschichte  
über die Magie der Bücher,  
erzählt nach einer wahren Begebenheit.

*»Ein vielschichtiges, rührendes und  
bewegendes Buch, das jedem ins Gewissen  
reden wird. Eine großartige Entdeckung.«*

Sergio Vila-Sanjuán

PENDO

ISBN 978-3-86612-470-7



9 783866 124707

€22,00 | D |  
€22,70 | A |

www.pendo.de

»Es spielt keine Rolle, wie viele Schulen die Nazis schließen«, pflegte Fredy zu antworten. »Wann immer jemand in einer Ecke steht und etwas erzählt und dabei ein paar Kinder um ihn herumstehen und ihm zuhören, ist dort eine Schule gegründet worden.«

»Dita hat den Leuten eröffnet, dass sie die Bibliothekarin im Block ist. Ein paar haben sie gebeten, das noch einmal zu wiederholen, weil sie es nicht glauben konnten: *Es gibt hier also auch eine Bibliothek? Aber Bücher sind doch verboten!* Sie begreifen nicht, wie man eine so heikle und gefährliche Aufgabe einem Kind überlassen kann.«

Edita Adlerova, genannt Dita, ist jung und unglaublich mutig: Um die Bücher der geheimen Bibliothek von Auschwitz-Birkenau zu schützen, ist sie bereit, alles zu geben – sogar ihr Leben.



ANTONIO ITURBE wuchs in Barcelona auf und hat zahlreiche Bücher für Kinder und Erwachsene verfasst. Als Kulturjournalist arbeitete er unter anderem für *El Periódico* und *El País* und unterrichtete an der Universität de Barcelona sowie der Universidad Autónoma de Madrid. In »Die Bibliothekarin von Auschwitz« erzählt Iturbe auf bewegende Weise die Geschichte der Holocaust-Überlebenden Dita Kraus, mit der er viele Interviews führte. Der Roman wurde zum international gefeierten Erfolg.

Autorenfoto: Marius Krmpotic  
Umschlaggestaltung: U1 berlin / Patrizia Di Stefano  
Umschlagabbildung: Patrizia Di Stefano unter Verwendung mehrerer Bildmotive von Trevillion, Alamy Stock Foto und Getty Images

ANTONIO ITURBE

# Die Bibliothekarin von Auschwitz

ROMAN NACH EINER  
WAHREN GESCHICHTE

Aus dem Spanischen  
von Karin Will

pendo

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.pendo.de](http://www.pendo.de)

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels «Die Bibliothekarin von Auschwitz» an [empfehlungen@piper.de](mailto:empfehlungen@piper.de), und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

Das Motto stammt aus: Alberto Manguel, *Die Bibliothek bei Nacht*, übersetzt von Manfred Allié und Gabriele Kempf-Allié, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a.M. 2007.

Das Zitat auf Seite in stammt aus: J. Cronin, *Die Zitadelle*, übersetzt von Richard Hoffmann. Lizenzausgabe für den Bertelsmann Lesering mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags, Wien o.J.  
Das Zitat auf Seite 120 stammt aus: Thomas Mann, *Der Zauberberg. Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke, Briefe, Tagebücher*, S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt a.M. 2009.

Das Zitat auf Seite 224 stammt aus: Jaroslav Hašek, *Die Abenteuer des guten Soldaten Svejik im Weltkrieg*, übersetzt von Antonin Brousek, Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart, 4. Auflage, Stuttgart 2014.

Das Zitat auf Seite 451 stammt aus: Ota B. Kraus, *Die bemalte Wand*, übersetzt von Jutta Witthoefft. Dittrich Verlag, Köln 2002.



ISBN 978-3-86612-470-7

3. Auflage 2020

© Antonio Iturbe 2012

Titel der spanischen Originalausgabe:

«La bibliotecaria de Auschwitz», Planeta, Barcelona 2012

© der deutschsprachigen Ausgabe:

Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2020

Redaktion: Ulrike Gallwitz

Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

*Für Dita Kraus*

In seiner aktiven Zeit beherbergte Block 31 bis zu fünfhundert Kinder zusammen mit einigen Gefangenen, die als «Betreuer» abkommandiert waren, und trotz strengster Überwachung hatte er, so unglaublich das klingt, eine versteckte Kinderbücherei. Sie war winzig; sie bestand aus acht Büchern, darunter H.G. Wells' *Die Geschichte unserer Welty* ein Russisch- und ein Geometrielehrbuch. [...] Am Ende jedes Tages wurden die Bücher zusammen mit anderen wertvollen Dingen, Medizin etwa oder Nahrungsmitteln, einem der älteren Mädchen anvertraut, dessen Aufgabe es war, die Sachen jede Nacht an einem anderen Ort zu verstecken.

*Alberto Manguel,  
Die Bibliothek bei Nacht*

Die Literatur hat die gleiche Wirkung wie ein Streichholz, das man in der Nacht auf einem Feld entzündet.

Ein Streichholz spendet nur wenig Licht, aber es lässt uns erahnen, wie gewaltig die Dunkelheit ist, die uns umgibt.

*William Faulkner nach Javier Marias*

# Kapitel 1

*Auschwitz-Birkenau, Januar 1944*

Die Offiziere tragen Schwarz. Sie begegnen dem Tod mit der Gleichgültigkeit von Totengräbern, und sie haben keine Ahnung, dass Alfred Hirsch über diesem alles verschlingenden Morast eine Schule gegründet hat. Sie wissen es nicht, und sie dürfen es nicht wissen. In Auschwitz gilt ein Menschenleben weniger als nichts, so wenig, dass man die Leute nicht einmal erschießt, denn Kugeln sind wertvoller als Menschen. In Auschwitz hat man Gemeinschaftsräume, in die Zyklon-B geleitet wird, weil das kostengünstig ist und man mit einem einzigen Kanister davon mehrere Hundert Menschen töten kann. Der Tod ist hier zu einer Industrie geworden, die sich nur auszahlt, wenn man sie im grossen Massstab betreibt.

Die Klassenzimmer in dem Bretterverschlag bestehen nur aus einer Ansammlung von Schemeln. Es gibt keine Wände, auch die Tafeln sind unsichtbar, und die Lehrer malen mit ihren Händen gleichschenklige Dreiecke in die Luft, Zirkumflexe und sogar den Verlauf der Flüsse Europas. Etwa zwanzig Grüppchen von Kindern werden hier unterrichtet, jedes von einem eigenen Lehrer. Die einzelnen Gruppen haben so wenig Abstand voneinander, dass die Lehrer flüsternd unterrichten müssen, damit die Erzählung von den zehn ägyptischen Plagen nicht mit dem Rhythmus des Einmaleins durcheinandergerät.



Viele hielten das hier für unmöglich, in ihren Augen war Hirsch ein Verrückter. Wie sollte man Kinder in einem grausamen Vernichtungslager unterrichten, in dem alles verboten war? Aber Hirsch lächelte nur das für ihn so typische, rätselhafte Lächeln, so, als wüsste er etwas, das den anderen verborgen war. Es spielt keine Rolle, wie viele Schulen die Nazis schliessen, pflegte er zu antworten. Wann immer jemand in einer Ecke steht und etwas erzählt und dabei ein paar Kinder um ihn herumstehen und ihm zuhören, ist dort eine Schule gegründet worden.

Die Tür zur Baracke fliegt auf, und Jakopek, der Aufpasser, läuft zur Kammer des Blockältesten Hirsch. Seine Holzschuhe hinterlassen eine Spur feuchter Lagererde, und die angenehme Sicherheit in Block 31 ist dahin. Von ihrer Ecke aus starrt Dita Adlerová wie hypnotisiert auf die Erdbröckchen. Sie wirken so unbedeutend, aber sie verunreinigen den Boden genauso, wie ein einziger Tropfen Tinte eine Schüssel Milch ruiniert.

«Sechs, sechs, sechs!»

Es ist das Signal, dass die SS im Anmarsch ist, und ein Raunen geht durch die Baracke. In dieser Vernichtungsmaschinerie namens Auschwitz-Birkenau, wo die Öfen Tag und Nacht Leichen verbrennen, ist Block 31 untypisch, eine Anomalie sogar. Er ist ein Triumph für Fredy Hirsch, der früher einmal als Sportler Kinder trainiert hat und jetzt in Auschwitz einen Hindernislauf gegen die grösste Todesfälle der Menschheitsgeschichte absolviert. Er konnte die deutsche Lagerleitung davon überzeugen, dass die Eltern im Lager Bllb besser arbeiten können, wenn man die Kinder in einer Hilfsbaracke unterbringt. Der Abschnitt Bllb heisst auch «Familienlager», weil Kinder im restlichen Lager so selten wie Vögel sind. In Auschwitz gibt es keine Vögel; sie gehen an den Elektrozäunen zugrunde.

Die Lagerleitung hat dem Bau einer Kinderbaracke zugestimmt, möglicherweise war es auch von Anfang an so geplant. Die Bedingung war, dass nur spielerische Aktivitäten stattfinden; alles Schulsche ist ausdrücklich verboten.

Hirsch, der Blockälteste, steckt den Kopf aus der Tür seiner Kammer. Er muss kein Wort sagen, weder zu seinen Gehilfen noch zu den Lehrern, die alle zu ihm hinsehen. Sein Nicken ist kaum wahrnehmbar. Sein Blick ist ein Befehl. Er tut stets das, was nötig ist, und erwartet das Gleiche von allen anderen.

Der Unterricht ist vorbei, banale deutsche Kinderlieder, Spiele und Rätsel ersetzen ihn, damit es so aussieht, als hätte alles seine Ordnung, wenn die arischen Wölfe hier auftauchen. Normalerweise betritt die aus ein paar SS-Männern bestehende Patrouille zwar die Baracke, bleibt jedoch am Eingang stehen und sieht den Kindern zu. Manchmal klatschen die Männer Beifall zu einem Lied oder tätscheln einem kleinen Kind den Kopf. Anschliessend setzen sie ihre Runde fort.

Aber Jakobe fügt dem üblichen Alarm noch etwas hinzu:  
«Inspektion! Inspektion!»

Inspektionen sind etwas völlig anderes. Man muss sich aufstellen, es gibt Durchsuchungen, manchmal werden die Kleinsten ausgefragt, in der Hoffnung, dass sie durch ihre Naivität etwas verraten. Bisher ohne Erfolg. Die Kleinsten begreifen mehr, als man denken würde.

«Der Priester!», flüstert jemand, und ängstliches Gemurmel geht durch die Baracke. «Der Priester» ist ein Unteroffizier der SS, ein Oberscharführer, der im Gehen die Hände immer in die Ärmelaufschläge seiner Uniformjacke steckt wie ein Geistlicher, auch wenn er nach allem, was man weiss, nur der Religion der Grausamkeit huldigt.

«Los, los, los! Juda, sag ,Ich sehe was, was du nicht siehst ...‘!»

«Und was soll ich sehen, Herr Stein?»

«Einfach irgendetwas, Kleiner, ganz egal was!»

Zwei Lehrer heben verängstigt die Köpfe. Sie halten etwas in ihren Händen, das in Auschwitz streng verboten ist und das, wenn man es bei ihnen fände, einem Todesurteil gleichkäme. Mit diesen Gegenständen, die so gefährlich sind, dass ihr Besitz die Höchststrafe nach sich zieht, kann man nicht schießen und genauso wenig hauen, stechen oder schneiden. Was die erbarmungslosen Wachen des Reichs so sehr fürchten, sind nur Bücher – so alt, dass ihr Einband sich schon auflöst, zerfleddert und ramponiert, wie er ist. Aber die Nazis sind hinter ihnen her, sie jagen und verbieten sie obsessiv. In der Geschichte der Menschheit war dieses Merkmal allen Diktatoren, Tyrannen und Unterdrückern gemeinsam, ob sie nun arischer, afrikanischer asiatischer, arabischer, slawischer oder sonstiger Herkunft waren. Ob sie für die Volksrevolution, die Privilegien der herrschenden Klasse, für das Wort Gottes oder die militärische Ordnung kämpften und ganz gleich, welche Ideologie sie vertraten, in diesem Punkt waren sie alle gleich: Immer kämpften sie erbittert gegen das geschriebene Wort. Bücher sind gefährlich, weil sie Menschen zum Denken bringen.

Die einzelnen Gruppen haben ihre Plätze eingenommen, sie singen und spielen und warten auf die Wachen, aber ein Mädchen stört die Harmonie des beschaulichen Zeitvertreibs und rennt wild durch die Kreise aus Schemeln.

«Setz dich hin! Was soll das? Bist du übergeschnappt?», schreien die anderen sie an. Ein Lehrer will sie am Arm festhalten, aber sie reisst sich los und läuft weiter, anstatt still zu sitzen und keinen Verdacht zu erregen. Dabei wirft sie einen Schemel um, und das Poltern bringt für einen Augenblick alle Aktivitäten zum Erliegen.

«Verflixte Göre! Du wirst uns noch alle verraten!», schreit Frau

Krizková sie an, rot vor Wut. Die Kinder nennen sie unter sich den «Truthahn». Natürlich weiss sie nicht, dass sich eben das Mädchen, das sie gerade ankeift, diesen Spitznamen ausgedacht hat. «Setz dich zu den anderen Gehilfen, du dummes Ding!»

Aber das Mädchen bleibt nicht stehen, es rennt weiter, ohne auf die bösen Blicke zu achten, die schwächtigen Beine in den gestreiften Kniestrümpfen fliegen durch den Raum. Viele Kinder beobachten sie fasziniert. Sie ist sehr dünn, ohne schwächlich zu sein, und hat halblanges, braunes Haar, das von einer Seite zur anderen fliegt, während sie im Slalom durch die Gruppen läuft. Dita Adlerová bewegt sich inmitten von mehreren Hundert Menschen, aber sie läuft allein. Im Zickzacklauf gelangt sie in die Mitte der Baracke und drängt sich in eine Gruppe.

Verblüfft sieht die Lehrerin aus Brünn, wie die junge, keuchende Bibliothekarin vor ihr stehen bleibt. Dita, die weder Zeit noch Luft genug hat, um etwas zu sagen, reisst ihr das Buch aus der Hand, und die Lehrerin ist unvermittelt erleichtert. Als sie sich einen Moment später bedanken will, ist Dita schon ein paar Schritte weiter. Nur noch ein paar Sekunden, dann werden die Nazis da sein.

Ingenieur Marödi, der das Manöver mitbekommen hat, passt sie am Rand seiner Gruppe ab. Während sie weiterläuft, übergibt er ihr das Algebrabuch, als wäre es der Stab in einem Staffellauf. Dita flitzt zu den Gehilfen, die im hinteren Teil der Baracke so tun, als würden sie den Boden fegen. Noch im Lauf registriert sie, wie das Gemurmel in den Gruppen leiser wird, es flackert wie eine Kerzenflamme, wenn das Fenster geöffnet wird. Sie muss sich nicht umdrehen – sie weiss, dass die Tür aufgegangen ist und die SS-Wachen da sind. Sofort lässt sie sich zu Boden fallen, inmitten einer Gruppe einähriger Mädchen. Sie schiebt die Bücher unter ihren Kittel und verschränkt

die Arme über der Brust, damit sie nicht herunterfallen. Die Mädchen beobachten sie aus dem Augenwinkel, während die Lehrerin ihnen hektisch zunickt, damit sie weitersingen. Dann sind die SS-Leute da. Ein paar Sekunden nehmen sie alles in Augenschein, dann brüllen sie eines ihrer Lieblingswörter: «Achtung!»

Es wird totenstill. Der Singsang und das «Ich sehe was, was du nicht siehst» brechen ab. Niemand rührt sich. Aber inmitten der Stille hört man, wie jemand deutlich erkennbar die Fünfte Sinfonie von Beethoven pfeift. Der Priester ist ein Furcht einflössender Unteroffizier, aber selbst er wirkt nervös, denn heute wird er von einem noch unheimlicheren Mann begleitet.

«Gott steh uns bei», hört Dita die Lehrerin flüstern.

Ditas Mutter hatte vor dem Krieg ein Klavier, weshalb sie Beethoven sofort erkennt. Diese Sinfonie hat sie schon einmal jemanden auf diese ganz eigene und präzise Art eines Musikliebhabers pfeifen hören, wird ihr klar. Es war nach dem dreitägigen Transport, eingepfercht in einem verriegelten Güterwaggon, ohne Essen, ohne Wasser, aus dem Getto Theresienstadt, wohin sie von Prag aus deportiert worden war und wo sie mit ihrer Familie ein Jahr lang gelebt hatte. Es war Nacht, als sie in Auschwitz-Birkenau ankamen. Niemals wird sie das metallische Scheppern vergessen, mit dem das Tor sich öffnete. Niemals den ersten Atemzug frischer, kühler Luft, in der es nach verkohltem Fleisch roch. Niemals das gleissende Licht in der Nacht – die Endstation war so hell erleuchtet wie ein Operationssaal. Dann die Befehle, die Gewehrkolben, die gegen die Beschläge der Waggonen donnerten, die Schüsse, die Pfeife, die Schreie. Und inmitten von all dem Chaos diese Sinfonie von Beethoven, gelassen und fehlerlos gepfiffen von einem Hauptsturmführer, den die eigenen SS-Männer fürchteten.

An jenem Tag kam der Offizier ganz nah an Dita vorbei, und sie sah seine tadellose Uniform, die makellosen weissen Handschuhe und das Eiserne Kreuz an seiner Uniformjacke, eine Medaille, die man im Kampf erwarb. Vor einer Gruppe von Müttern mit ihren Kandern blieb er stehen und tätschelte einem der Kleinsten mit der behandschuhten Hand den Kopf. Er lächelte sogar. Er zeigte auf zwei Zwillingbrüder, und ein Gefreiter beeilte sich, sie aus der Schlange herauszuholen. Die Mutter hielt den Soldaten am Saum seiner Uniformjacke fest, sie sank auf die Knie und flehte ihn an, die Jungen zu verschonen. Der Lagerarzt ging gelassen dazwischen. «Nirgends wird man sie so behandeln, wie Onkel Josef das tun wird.»

Und in gewisser Weise sollte er recht behalten. Niemand in Auschwitz krümmte den Zwillingen, die Dr. Josef Mengele sich für seine Experimente aussuchte, ein Haar. Niemand hätte sie je so behandelt wie er in seinen makabren genetischen Experimenten, die klären sollten, wie deutsche Frauen Zwillinge bekommen konnten, um die arische Geburtenrate zu steigern. Dita erinnert sich, wie Mengele davonging, die Jungen an der Hand, wobei er unaufhörlich zufriedenen weiterpiffte. Dieselbe Melodie, die jetzt in Block 31 erklingt.

Mengele ...

Die Tür zur Kammer des Blockältesten öffnet sich mit einem leisen Quietschen, und Hirsch kommt aus seinem winzigen Verschlag, wobei er sich freundlich überrascht über den Besuch der SS gibt. Er begrüsst den Offizier, indem er laut die Hacken zusammenknallt; es ist eine förmliche Respektsbezeugung vor dem militärischen Dienstgrad, aber auch eine Möglichkeit, sich kämpferisch zu geben anstatt unterwürfig oder feige. Mengele würdigt ihn kaum eines Blicks, er pfeift immer noch, gedankenverloren und die Hände auf dem Rücken verschränkt, als ginge ihn das alles nichts an. Der Oberscharführer mustert die Baracke mit seinen beinahe durchsichtigen Au-

gen, die Hände immer noch in den Ärmelaufschlägen seiner Uniformjacke, die vor seinem Leib, unweit seines Pistolenholsters, herabhängen.

Jakopek hat sich nicht geirrt. «Inspektion», raunt der Priester. Die SS-Männer, die ihn begleiten, wiederholen den Befehl und verstärken ihn, bis er zu einem Schrei wird, der den Gefangenen in den Ohren gellt. Dita, die inmitten der Mädchen kauert, beginnt zu zittern, sie presst die Arme an den Leib und hört, wie die Bücher über ihren Rippen knistern. Wenn man die Bücher bei ihr findet, ist alles aus.

«Es wäre nicht gerecht ...», murmelt sie. Sie ist doch erst vierzehn und hat das Leben noch vor sich, alles liegt noch vor ihr. Dita fällt das ein, was ihre Mutter seit Jahren monoton wiederholt, wenn sie wegen ihres Schicksals jammert: «Es ist der Krieg, Edita ... es ist der Krieg.»

Sie ist so jung, dass sie sich kaum noch erinnern kann, wie die Welt vor dem Krieg war. Genauso, wie sie die Bücher unter ihrem Kleid verbirgt, an diesem Ort, an dem man ihr alles genommen hat, bewahrt sie in ihrem Kopf auch ein Album mit Erinnerungen auf. Sie macht die Augen zu und beschwört eine Welt herauf, in der es noch keine Angst gab.

Sie sieht sich selbst als Neunjährige, Anfang 1939, vor der astronomischen Uhr auf dem Rathausplatz in Prag. Ein wenig verstohlen betrachtet sie das alte Skelett, das über die Dächer der Stadt wacht, mit seinen riesigen, leeren Augenhöhlen, die aussehen wie schwarze Fäuste.

In der Schule hat sie gelernt, dass die grosse Uhr ein harmloser Mechanismus ist, den Meister Hanus vor mehr als fünfhundert Jahren erdacht hat. Trotzdem flösst ihr die Legende Angst ein, die von den alten Frauen erzählt wird. Ihr zufolge beauftragte der König Hanus mit dem Bau der astronomischen Uhr. Nach der Fertigstellung befahl er seinen Handlangern, Hanus zu blenden, damit dieser nie

mehr ein ähnliches Wunderwerk für einen anderen Monarchen erschaffen konnte. Um sich zu rächen, steckte der Uhrmacher die Hand in das Uhrwerk und machte es auf diese Weise unbrauchbar. Als die Zahnräder sich verhakten, blieb die Uhr stehen und konnte jahrelang nicht mehr repariert werden. Manchmal träumt Dita nachts von der amputierten Hand, die sich durch die Zahnräder schiebt.

Das Skelett läutet ein Glöckchen, und das mechanische Schauspiel beginnt: eine Figurenparade, die die Bürger daran erinnern soll, wie dicht die Minuten aufeinanderfolgen und die Stunden sich drängen. Doch jetzt, da die Angst sie im Griff hat, wird Dita klar, dass ein neunjähriges Mädchen für so etwas noch keinen Sinn hat. Für ein Kind ist die Zeit noch träge und, wenn sie nicht vergehen will, ein regloses, zähes Meer. In diesem Alter erschrecken einen Uhren bloss, wenn neben dem Zifferblatt ein Skelett steht.

Dita umklammert die alten Bücher, die sie in die Gaskammer bringen könnten, und erinnert sich wehmütig an das glückliche Kind, das sie einmal war. Wenn sie mit ihrer Mutter in die Stadt ging, war sie immer gern vor der astronomischen Uhr am Altstädter Ring stehen geblieben, aber nicht wegen des mechanischen Schauspiels, sondern um verstohlen die hungerissen Zuschauer zu beobachten, viele von ihnen Ausländer und nur vorübergehend in der Hauptstadt, die gespannt auf die Figuren warteten. Beim Anblick der ergriffenen Gesichter und des einfältigen Lächelns der Leute konnte Dita sich kaum das Lachen verbeissen. Anschliessend gab sie ihnen dann immer Spitznamen. Mit einem Anflug von Wehmut erinnert sie sich, dass das eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen war: allem und jedem Spitznamen zu geben, vor allem den Nachbarn und Freunden ihrer Eltern. Sie weiss noch gut, wie sie immer ein Stück hinter der Strassenbahn herrannte, die läutete, wenn sie um den Altstädter Ring



herumfuhr und in Schlangenlinien in der Josephstadt verschwand, und wie Dita anschliessend zum Laden von Herrn Ornest lief, wo ihre Mutter Stoff zu kaufen pflegte, aus dem sie für Dita Mäntel und Röcke für den Winter schneiderte. Sie weiss noch gut, wie sehr sie dieses Geschäft geliebt hat, mit der Leuchtreklame über der Tür, bei der die bunten Lämpchen der Reihe nach angingen und erloschen, bis das Ganze, am Ende angelangt, wieder von Neuem begann.

Wäre sie damals kein Kind gewesen, mit dem Schutzschild der kindlichen Unbefangenheit, dann wäre ihr vielleicht die lange Schlange vor dem Stand des Zeitungsverkäufers aufgefallen und auf dem Titelblatt der aufgestapelten *Lidové noviny* die reisserische Schlagzeile, in vier Spalten und in riesigen Lettern: «Die Regierung stimmt dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Prag zu.»

Dita öffnet kurz die Augen und sieht, wie die SS den hinteren Teil der Baracke durchsucht. Sie heben sogar die Zeichnungen an, die mit Drahtspitzen an den Wänden befestigt sind, um nachzusehen, ob darunter etwas versteckt ist. Kein Wort fällt, und die Geräusche von der Durchsuchung durch die Wachen sind deutlich zu hören in dieser Baracke, die nach Schimmel und Feuchtigkeit riecht. Und nach Angst. Es ist der Gestank des Krieges. Dita hat nur wenige Erinnerungen an ihre Kindheit, aber sie weiss noch gut, dass der Frieden nach der dicken Hühnersuppe roch, die jeden Freitagabend auf dem Herd köchelte. Wie hätte sie ausserdem den Geschmack von durchgebratenem Lammfleisch vergessen können, oder den Geschmack von Eiernudeln und Nüssen? Die langen Tage in der Schule und die Nachmittage, an denen sie Himmel und Hölle und Verstecken spielte, mit Margit und anderen Schulfreundinnen, die in ihrer Erinnerung miteinander verschmelzen ... bis zum Beginn des schleichenden Niedergangs.

Die Veränderungen kamen nicht schlagartig, sie vollzogen sich langsam. Aber einen Tag gab es, als sich Ditas Kindheit hinter ihr schloss wie die Höhle von Ali Baba. An jenen Tag kann sie sich noch gut erinnern. Das Datum weiss sie nicht mehr, aber es war der 15. März 1939.

Prag bebte bei Tagesanbruch. Die kristallinen Tropfen der Wohnzimmerlampe vibrierten, aber Dita wusste, dass es kein Erdbeben war, weil niemand herumrannte oder in Aufregung war. Ihr Vater trank seinen Morgentee und las mit gespielter Ruhe die Zeitung, als wäre alles in bester Ordnung.

Als ihre Mutter sie zur Schule brachte, zitterte die Stadt. In der Nähe des Wenzelsplatzes hörten sie es allmählich, dort bebte der Boden so sehr, dass es an den Fusssohlen kitzelte. Je näher sie kamen, desto deutlicher waren die dumpfen Laute zu hören. Das seltsame Phänomen faszinierte Dita. Als sie ihr Ziel erreicht hatten, war es unmöglich, die Strasse zu überqueren, auf der sich die Menschen drängten, und abgesehen von einer Mauer aus Rücken, Mänteln, Hälsen und Hüten konnte man auch nichts sehen. Unvermittelt blieb ihre Mutter stehen. Ihr Gesicht war angespannt, und sie schien auf einmal um Jahre zu altern. Sie machte auf dem Absatz kehrt und zerrte ihre Tochter an der Hand hinter sich her, ging über einen Umweg zur Schule, aber Ditas Neugier war stärker, und sie riss sich von der festen Hand ihrer Mutter los. Sie war klein und schmal, und so war es ein Leichtes für sie, sich durch die Menge zu zwängen, die sich auf dem Asphalt drängte, bis sie ganz vorne stand, wo die Prager Polizisten mit verschränkten Händen eine Barrikade bildeten.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Graue Motorräder mit Beiwagen, die nacheinander vorbeifuhren, darin Soldaten in glänzenden Lederjacken und Motorradbrillen um den Hals. Ihre Helme schimmerten, sie kamen frisch aus den Fabriken in der Mitte Deutschlands, waren

noch ohne jeden Kratzer, ohne Spuren des Kampfes. Dahinter kamen die Geschützwagen mit den gewaltigen Maschinengewehren, und danach die dröhnenden Panzer, die sich bedrohlich langsam wie Elefanten über die grosse Strasse bewegten.

Dita weiss noch, dass ihr das Ganze wie eine Parade aus Automaten vorkam, so ähnlich wie bei der astronomischen Uhr am Rathaus. Nur noch ein paar Sekunden, dann würde sich eine Tür hinter ihnen schliessen, und sie wären weg. Dann würde das Beben vorbei sein. Aber diesmal waren es keine Automaten, die mechanisch an ihr vorbeidefilierten, sondern Menschen. In den kommenden Jahren sollte sie lernen, dass beides manchmal kaum zu unterscheiden ist.

Sie war erst neun Jahre alt, aber sie hatte Angst. Da waren weder Musik noch Gelächter, weder Stimmengewirr noch Pfiffe ... nur die stumme Parade. Was sollte dieser Aufmarsch aus uniformierten Männern? Wieso lachte niemand? Mit einem Mal fühlte sie sich an einen Leichenzug erinnert.

Die eiserne Hand ihrer Mutter zerrte sie weg. Sie entfernten sich in die andere Richtung, und vor Ditas Augen verwandelte sich Prag wieder in die lebenslustige Stadt, die ihr vertraut war. Es war, als würde man aus einem Albtraum aufwachen und erleichtert feststellen, dass alles war, wie es sein sollte. Aber der Boden unter ihren Füßen bebte immer noch. Die Stadt zitterte. Auch ihre Mutter zitterte. Sie schritt schnell aus in ihren eleganten Lackschuhen und zerrte Dita erbittert hinter sich her, weg von der Parade und weg von der monströsen Pranke des Krieges.

Aufseufzend umklammert Dita ihre Bücher, und voller Schwermut wird ihr klar, dass es jener Tag war und nicht der ihrer ersten Periode, mit dem ihre Kindheit zu Ende ging – als sie aufhörte, vor Skeletten und Geschichten über Geisterhände Angst zu haben, und begann, sich vor den Menschen zu fürchten.

## Kapitel 2

Die SS hat mit der Durchsuchung der Baracke begonnen. Sie würdigen die Häftlinge kaum eines Blicks und befassen sich nur mit den Wänden, dem Fussboden und den Gegenständen. Die Deutschen lieben Ordnung; erst kommt das Gebäude, dann der Inhalt. Dr. Mengele dreht sich um, um mit Fredy Hirsch zu sprechen, der die ganze Zeit beinahe in Habachtstellung geblieben ist und sich keinen Millimeter vom Fleck gerührt hat. Dita fragt sich, worüber sie wohl reden. Was mag Hirsch diesem Offizier zu sagen haben, den selbst die Mitglieder der SS fürchten, um so dazustehen, ohne sichtbare Reaktion, aber offenbar aufmerksam? Nur wenige Juden wären imstande, ein Gespräch mit Mengele durchzuhalten, oder mit Dr. Tod, wie manche ihn nennen. Jedenfalls nicht ohne Zittern in der Stimme oder ohne spürbare Nervosität. Aber Hirsch wirkt, als würde er sich auf der Strasse mit einem Nachbarn unterhalten.

Manche Leute denken, dass Hirsch keine Angst hat. Andere behaupten, er komme bei den Deutschen gut an, weil er selbst Deutscher sei, und wieder andere argwöhnen sogar, dass sich hinter seinem adretten Äusseren etwas Anrühiges verbirgt.

Der Priester, der die Durchsuchung leitet, macht eine Handbewegung, die Dita nicht deuten kann. Falls der Befehl kommt, aufzuste-

hen und Haltung anzunehmen, wie soll sie dann verhindern, dass die Bücher herunterfallen?

Die erste Lektion, die jeder Neuankömmling von den Alteingesessenen lernt, besteht darin, immer das oberste Ziel im Kopf zu behalten: überleben. Ein paar weitere Stunden, die sich zu einem Tag summieren, aus dem dann mit noch mehr Tagen eine Woche wird. Und so geht es weiter: niemals grosse Pläne machen, niemals grosse Ziele haben, immer nur überleben, in jedem Augenblick. Leben ist ein Verb, das nur im Präsens konjugiert wird.

Es ist die letzte Gelegenheit, um die Hand unter ihr Kleid zu schieben und die Bücher heimlich unter einen leeren Hocker in ihrer Nähe zu legen. Wenn sich erst einmal alle aufgestellt haben, wird niemand Dita wegen der Bücher beschuldigen. Schuld werden alle und niemand sein. Auch wenn man Block 31 mit Sicherheit schliessen würde. Dita fragt sich, ob das wirklich so schlimm wäre. Ein paar Lehrer sollen anfangs rebelliert haben: Wozu Kinder unterrichten, die wahrscheinlich niemals lebend aus Auschwitz herauskommen werden? Hat es einen Sinn, ihnen etwas über Eisbären beizubringen oder ihnen das Einmaleins einzutrichtern, und sollte man ihnen nicht vielmehr etwas über die Schornsteine erzählen, aus denen ein paar Meter entfernt der schwarze Rauch der verbrannten Leichen aufsteigt? Aber Hirsch hat sie mit seiner Autorität und seinem Enthusiasmus überzeugt. Er hat gesagt, Block 31 werde für die Kinder eine Oase sein. *Oase oder Fata Morgana?*, fragen sich manche immer noch.

Am vernünftigsten wäre es, Dita würde die Bücher loswerden, um ihr Leben kämpfen. Aber sie ist unschlüssig. Der Unteroffizier steht vor seinem Vorgesetzten stramm und nimmt Befehle entgegen, die er sogleich gebieterisch weitergibt: «Aufstehen! Stillgestanden!»

Jetzt kommt Bewegung in die Menschen, alle stehen auf.

Das Durcheinander rettet Dita. Sie lässt die Arme locker, und die Bücher rutschen unter ihrem Kleid nach unten. Aber dann presst sie sie wieder an sich, an ihren Bauch, so fest, dass sie das Knacken hören kann, als hätten die Bücher Knochen. Mit jeder Sekunde, die sie zögert, bringt sie ihr Leben mehr in Gefahr.

Die SS befiehlt ihnen zu schweigen, niemand rührt sich vom Fleck. Chaos stört die Deutschen am meisten, es ist ihnen unerträglich. Als man mit der «Endlösung» begann, führten die blutigen Hinrichtungen bei vielen SS-Mitgliedern zu Widerwillen. Die vielen Leichen zwischen den Sterbenden, die mühselige Aufgabe, einen nach dem anderen abzuknallen, durch das Blutbad über die Leichen zu stapfen, die Hände der Sterbenden, die ihre Stiefel umklammerten wie Schlingpflanzen, das alles war ihnen zuwider. Seit es eine Lösung zur effizienten Ausrottung der Juden gibt, bei denen es in Zentren wie Auschwitz nicht zu chaotischen Situationen kommt, ist das ungeheuerliche, von Berlin diktierte Verbrechen kein Problem mehr. Es ist zu einer weiteren Routineaufgabe im Krieg geworden.

Die Leute stehen jetzt so vor Dita, dass die SS sie nicht sehen kann. Sie schiebt die rechte Hand unter den Kittel und erspürt das Geometriebuch. Sie spürt die rauen Seiten und streicht mit dem Finger über die Furchen des Gummi arabicum an dem zerschlissenen Buchrücken. So ein Buchrücken ähnelt einem umgepflügten Feld, denkt sie. Und da macht sie die Augen zu und drückt die Bücher fest an sich. Sie weiss jetzt, was sie von Anfang an gewusst hat: dass sie es nicht tun kann. Sie ist die Bibliothekarin von 31. Sie wird Fredy Hirsch nicht im Stich lassen, denn sie selbst hat ihn gebeten, beinahe angefleht, ihr zu vertrauen. Und er hat ihr vertraut, er hat ihr die acht geheimen Bücher gegeben und gesagt, dass dies nun ihre Bibliothek ist.

Vorsichtig steht sie auf. Den einen Arm drückt sie gegen den Körper, damit die Bücher nicht herunterfallen. Sie steht in der Mitte der Mädchengruppe und ist daher nicht ganz zu sehen, aber sie ist grösser als die anderen, und ihre Haltung macht sie verdächtig.

Bevor der Oberscharführer die Häftlinge in Augenschein nimmt, erteilt er ein paar Befehle, und zwei SS-Mitglieder verschwinden in der Kammer des Blockältesten. Dita fallen die anderen Bücher ein, die sich in Hirschs Zimmer befinden, und ihr wird klar, dass der Blockälteste jetzt in grosser Gefahr schwebt. Wenn man die Bücher bei ihm findet, ist es aus. Trotzdem ist es ein gutes Versteck, findet sie. Eine der Fussbodendielen in seiner Kammer lässt sich herausnehmen. Die Aushöhlung darunter ist gross genug, um eine kleine Bibliothek aufzunehmen. Die Bücher passen genau hinein, sodass es, selbst wenn jemand auf die Diele tritt oder dagegenklopft, nicht hohl klingt, und niemand würde auf die Idee kommen, dass sich darunter ein winziges Versteck befindet.

Dita ist erst seit ein paar Tagen die Bibliothekarin, aber für sie fühlt es sich an wie Wochen oder Monate. In Auschwitz geht die Zeit nicht vorbei, sie dehnt sich aus und verrinnt unendlich viel langsamer als im Rest der Welt. Ein paar Tage in Auschwitz machen einen Neuling zu einem alten Hasen, junge Menschen altern, widerstandsfähige zerbrechen.

Hirsch rührt sich nicht vom Fleck, während die Deutschen seine Kammer durchsuchen. Mengele, die Hände auf dem Rücken, hat sich einige Schritte entfernt und pfeift ein paar Takte Liszt vor sich hin. Vor der Kammer warten mehrere SS-Männer darauf, dass die anderen fertig werden, sie haben sich bereits entspannt und die Köpfe träge in den Nacken gelegt. Hirsch hält sich immer noch kerzengerade. Je mehr die Männer ihre Haltung vernachlässigen, desto aufrechter steht er. Er will nicht die kleinste Möglichkeit auslassen,

mit jeder Bewegung, so unbedeutend sie auch sein mag, die Stärke der Juden zu demonstrieren. Es ist seine feste Überzeugung, dass die Juden viel stärker sind als die Nazis, dass die Nazis sie aus eben diesem Grund fürchten. Dass sie sie deshalb ausrotten wollen. Sie haben die Juden nur besiegt, weil die keine eigene Armee haben, aber er ist sich sicher, dass sich dieser Fehler nicht wiederholen wird. Er hegt nicht den geringsten Zweifel: Wenn das alles erst einmal vorbei ist, werden sie eine Armee aus dem Boden stampfen, die härter sein wird als alle anderen.

Die zwei SS-Männer verlassen die Kammer, der Priester hält ein paar Papiere in der Hand. Anscheinend haben sie sonst nichts Verdächtiges gefunden. Mengele nimmt die Blätter kurz in Augenschein und gibt sie dann geringschätzig an den Unteroffizier weiter, lässt sie beinahe in dessen Hand fallen. Es sind die Berichte, die der Blockälteste von Block 31 für die Lagerleitung abgefasst hat. Mengele ist bestens mit ihnen vertraut, denn Hirsch schreibt sie für ihn. Der Priester steckt seine Hände wieder in die etwas ausgeleierte Ärmelaufschläge seiner Uniformjacke. Er gibt seine Befehle mit leiser Stimme, aber jetzt kommt Bewegung in die Wachen. Sie kommen auf die Insassen zu und werfen dabei die Schemel um, die ihnen im Weg sind. Den Kindern und den neuen Lehrern ist die Angst deutlich anzumerken, Angstschreie und Schluchzer sind zu hören. Die Alteingesessenen machen sich nicht so viele Sorgen. Hirsch rührt sich keinen Millimeter. Nicht weit von ihm steht Mengele in einer Ecke und beobachtet das Geschehen.

Die älteren Insassen wissen, dass dies kein plötzlicher Akt des Vandalismus ist, die Nazis sind nicht mit einem Mal übergeschnappt und werden auch nicht anfangen, wild um sich zu schießen. Das alles ist Teil des Krieges. Es hat nichts mit dem Einzelnen zu tun. Die Schemel umzustossen dient als Warnung davor, dass sie den



Menschen jederzeit das Gleiche zufügen können. Auch Töten gehört zum Krieg.

Vor der ersten Häftlingsgruppe bleibt die Meute stehen. Ihr Vorgesetzter gesellt sich zu ihnen, und die Durchsuchung beginnt, beinahe in Zeitlupe. Immer wieder bleiben sie stehen und inspizieren die Insassen, durchsuchen einige von ihnen, mustern sie von oben bis unten, ohne genau zu wissen, was sie eigentlich suchen. Die Gefangenen geben vor, geradeaus zu schauen, aber heimlich wechseln sie Blicke mit ihren Nachbarn. Eine der Lehrerinnen muss vortreten, eine hochgewachsene Frau, die Handarbeit unterrichtet und bei der die Kinder aus alten Schnürsenkeln, Spänen, zerbrochenen Löffeln oder Lumpen wahre Wunderwerke herstellen. Die Soldaten brüllen die Frau an, und einer schubst sie. Wahrscheinlich gibt es keinen richtigen Grund. Auch Brüllen und Schubsen gehören zur Routine. Die Lehrerin ist gross und schlank, sie wirkt wie ein Schilfrohr, das kurz vor dem Zerbrechen ist. Ein Stoss und noch mehr Gebrüll befördert sie auf ihren Platz in der Gruppe zurück.

Wieder gehen die Wachen weiter. Ditas Arm ermüdet, aber sie drückt die Bücher noch fester an sich. Die Männer halten bei der Gruppe neben ihr an, drei Meter von ihr entfernt. Der Priester hebt den Kopf und befiehlt einem der Männer vorzutreten. Professor Morgenstern ist Dita bisher noch nie aufgefallen. Er sieht harmlos aus und muss, den Falten unter seinem Kinn nach zu schliessen, einmal beleibt gewesen sein. Er hat graue Locken, trägt einen zerschlissenen, viel zu weiten Nadelstreifenanzug und dazu eine Brille mit runden Gläsern, hinter denen seine kurzsichtigen Biberaugen hervorlugen. Dita kann die Worte nicht verstehen, die der Priester an ihn richtet, aber sie sieht, wie Professor Morgenstern ihm die Brille gibt. Der Oberscharführer nimmt die Brille und betrachtet sie; die Insassen dürfen keine persönlichen Gegenstände haben, aber nie-

mand hatte bisher eine Brille gegen Kurzsichtigkeit für einen Luxusgegenstand gehalten. Dennoch untersucht der SS-Mann sie eingehend, bevor er sie dem Mann zurückgibt, doch als der Lehrer die Hand ausstreckt, um sie entgegenzunehmen, lässt der Priester die Brille fallen, und sie zersplittert auf einem Schemel, noch bevor sie auf dem Fussboden auftrifft.

«Dummkopf! Töpel!», schreit ihn der Unteroffizier an.

Professor Morgenstern bückt sich unterwürfig, um seine kaputte Brille aufzuheben. Als er sich aufrichten will, fallen ihm zwei zerknitterte Papiervögel aus der Jackentasche, und er muss sich erneut bücken. Dabei lässt er erneut die Brille fallen. Der Priester beobachtet seine ungeschickten Bemühungen mit kaum verhohlener Gereiztheit. Aufgebracht wendet er sich ab und setzt die Inspektion fort.

Mengele verfolgt alles von hinten, kein Detail entgeht ihm. Die SS-Männer mit den gekreuzten Knochen und dem Totenkopf an der Mütze und mit ihren Stiefeln, die alles zermalmen, bewegen sich ganz langsam vorwärts, sie betrachten die Insassen mit einem Hunger nach Gewalt, der ihre Augen vor Gier glitzern lässt. Dita spürt, wie sie näherkommen, wagt jedoch nicht hinzusehen. Unglücklicherweise bleiben sie genau vor ihrer Gruppe stehen, der Priester direkt vor Dita, kaum vier oder fünf Schritte entfernt. Dita sieht, wie die Mädchen vor ihr zittern. Ihr eigener Rücken ist feucht von kaltem Schweiß. Sie kann nichts tun: Wegen ihrer Grösse sticht sie zwischen den Mädchen heraus, und sie ist die Einzige, die nicht in Habachtstellung steht und die die Arme stattdessen an den Körper presst. Ihre seltsame Haltung verrät sie. Dem unerbittlichen Blick des Priesters entgeht nichts. Er gehört, genau wie Hitler, zu diesen abstinenten Nazis, die sich nur am Hass berauschen.

Dita schaut geradeaus, spürt jedoch, wie der Blick des Priesters

auf ihr ruht. In ihrem Hals formt sich ein Kloss aus Angst, sie kann kaum atmen und glaubt zu ersticken. Sie hört eine männliche Stimme und macht sich bereit, vorzutreten. Es ist aus ...

Aber noch nicht. Sie bleibt stehen, als ihr klar wird, dass sie nicht die Stimme des Priesters hört, sondern eine andere, viel zaghaftere. Es ist die Stimme des unseligen Professors Morgenstern. «Verzeihen Sie, Herr Oberscharführer, wenn ich vielleicht auf einen Platz in der Reihe zurückkehren dürfte? Natürlich nur, wenn Sie einverstanden sind, ansonsten bleibe ich hier, bis Sie es befehlen. Ich möchte Ihnen auf keinen Fall Umstände bereiten ...»

Der Priester dreht den Kopf und macht eine zornige Geste zu dem unbedeutenden kleinen Mann, der es gewagt hat, ihn unaufgefordert anzusprechen. Der alte Lehrer hat seine Brille wieder aufgesetzt, ein Glas ist gesprungen, und er schaut die SS-Männer von seinem Platz aus unendlich einfältig und gutmütig an. Der Priester geht ein paar Schritte auf ihn zu, hinter sich die Wachmänner. Jetzt wird er zum ersten Mal lauter: «Du jüdischer Volltrottel! Wenn du nicht in drei Sekunden auf deinem Platz bist, setzt es Stockhiebe!»

«Selbstverständlich, zu Befehl», sagt der Mann demütig. «Bitte verzeihen Sie, ich wollte Sie nicht verärgern. Ich wollte nur sichergehen, damit ich nichts Ungehöriges tue und gegen die Vorschriften verstosse. Weil ich mich nämlich nicht ungebührlich verhalten will und Ihnen auf die bestmögliche Weise dienen ...»

«Zurück auf deinen Platz, du Trottel!»

«Zu Befehl, Herr Oberscharführer. Ich bitte nochmals um Entschuldigung. Es war nicht meine Absicht, Sie zu unterbrechen, vielmehr wollte ich ...»

«Schweig, bevor ich dir eine Kugel in den Kopf jage!», schreit ihn der Nazi erbost an.

Der Professor geht mit gesenktem Kopf nach hinten und stellt sich wieder zu seiner Gruppe. Dem Priester war nicht bewusst, dass die Wachmänner hinter ihm gingen, und als er sich jetzt fuchsteufelswild umdreht, stösst er mit ihnen zusammen. Es ist eine filmreife Szene, als die Nazis wie Billardkugeln zusammenprallen. Ein paar Kinder lachen unterdrückt, und die Lehrer stossen sie alarmiert in die Rippen, um sie zum Schweigen zu bringen. Der sichtlich nervöse Priester wirft einen verstohlenen Blick zu seinem Vorgesetzten hinüber, dem düsteren Lagerarzt, der immer noch in einem dunklen Winkel steht, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Der Priester kann zwar sein Gesicht nicht sehen, doch die Geringschätzung darin kann er sich lebhaft vorstellen. Nichts verachtet Mengele mehr als Inkompetenz und Mittelmässigkeit.

Mit einer unwilligen Geste schiebt der Unteroffizier seine Leute beiseite und setzt seine Inspektion fort. Er kommt an Ditas Reihe vorbei, und sie drückt ihren eingeschlafenen Arm an sich. Auch die Zähne beisst sie zusammen. Sie spannt jeden Muskel an, bei dem das möglich ist. Aber der Priester ist verärgert, er denkt, dass er diese Gruppe bereits inspiziert hat, und geht an ihr vorbei. Noch mehr Gebrüll und Geschubse, irgendjemand wird gefilzt ... und dann entfernt sich der Trupp langsam.

Die Bibliothekarin beginnt wieder zu atmen, obwohl sie weiss, dass die Gefahr erst gebannt ist, wenn die Männer die Baracke verlassen. Diese Leute sind wie Giftschlangen; sie können jederzeit zuschlagen, wenn man es am wenigsten erwartet. Ditas Arm schmerzt, weil sie ihn schon so lange nicht mehr bewegt hat. Es sticht wie von tausend Nadeln, aber sie wagt nicht, sich zu bewegen, aus Furcht, die Bücher könnten herunterfallen. Um den Schmerz zu vergessen, ruft sie sich den Zufall in Erinnerung, der sie in Block 31 geführt hat.

Als ihr Transport im Dezember ankam, liefen gerade die letzten Vorbereitungen für eine Theateraufführung von *Schneewittchen und die sieben Zwerge*. Der Anlass war Chanukka, das Fest, bei welchem dem Aufstand der Makkabäer gegen die Griechen gedacht wird. Vor dem Morgenappell lief ihre Mutter einer Bekannten aus Theresienstadt über den Weg, Frau Turnovská, die früher einen Obstgarten in Zlin gehabt hatte. Ein kleiner Lichtblick in all dem Elend. Frau Turnovská war eine freundliche Frau, die gleich zu Beginn des Krieges ihren Mann verloren hatte. Sie erzählte Ditas Mutter, es gebe da anscheinend eine Schule in einer Baracke für Kinder unter dreizehn. Als ihre Mutter einwandte, Dita sei bereits vierzehn, sagte Frau Turnovská, der Direktor der Schule sei schlau und habe die Deutschen überzeugt, ihm ein paar Gehilfen zu bewilligen. Dieser Trick habe es ihm bereits ermöglicht, einige Jugendliche zwischen vierzehn und sechzehn Jahren einzustellen.

«Dort halten sie die Zählappelle innen ab, die Kinder müssen also nicht jeden Morgen Kälte und Feuchtigkeit ertragen. Sogar die Essensrationen sind ein bisschen besser.» Frau Turnovská, die immer über alles auf dem Laufenden war, wusste auch, dass Mirjam Edelstein Konrektorin bei Fredy Hirsch werden würde. «Mirjam Edelstein schläft in meiner Baracke, wir kennen uns. Komm, wir reden mit ihr.»

Als die beiden sie fanden, eilte sie gerade über die Lagerstrasse, die Hauptverkehrsader des Lagers, die von einem Ende zum anderen führte. Mirjam Edelstein hatte keine Zeit und war nicht gut aufgelegt; seit der Verlegung aus dem Getto Theresienstadt, wo ihr Mann Jakub Präsident im Ältestenrat gewesen war, war es ihr nicht gut ergangen. Kurz nach seiner Ankunft war er von der Gruppe getrennt und bei den politischen Häftlingen in Auschwitz I untergebracht worden.

Frau Turnovská pries augenblicklich Ditas Vorzüge an, als wollte

sie Zwetschgen verkaufen, aber Mirjam Edelstein unterbrach sie, bevor sie mit ihrer Ansprache fertig war. «Wir haben schon genug Gehilfen, und ausserdem haben mich vor Ihnen schon mehrere Leute um den gleichen Gefallen gebeten.» Und sie schickte sich an, rasch weiterzugehen.

Doch kurz bevor sie auf der Lagerstrasse verschwand, blieb sie stehen und ging noch einmal zu den Frauen zurück. Die drei waren so enttäuscht, dass sie sich noch nicht vom Fleck gerührt hatten. «Sie sagen, das Mädchen spricht perfekt Tschechisch und Deutsch, und gut lesen kann sie auch? Wir bräuchten dringend einen Souffleur ... könnte sie das übernehmen?»

Alle Blicke richteten sich auf Dita. Und ob sie das übernehmen konnte! An jenem Nachmittag betrat sie zum ersten Mal Block 31. Er war eine der zweiunddreissig Baracken, die das Lager Bllb bildeten, bestehend aus zwei Reihen zu je sechzehn Baracken, durch die die Hauptverkehrsader, die Lagerstrasse, führte, soweit dieser Sumpf den Namen Strasse verdiente. Eine der rechteckigen Behausungen mit einem gemauerten Kamin über dem gestampften Lehm Fussboden, der den Raum in zwei Hälften teilte. Doch wie sich herausstellte, war Block 31 in einem entscheidenden Punkt anders: Statt der Reihen mit den dreistöckigen Pritschen, in denen die Häftlinge schliefen, standen hier Schemel; und an den Wänden sah man statt des morschen Holzes Zeichnungen von Eskimos und den Zwergen aus Schneewittchen.

Die Schemel bildeten eine improvisierte Bestuhlung, und es herrschte ein fröhliches Kommen und Gehen, während die Freiwilligen die armselige Baracke in ein Theater verwandelten. Einige stellten gerade die Schemel fertig auf, andere transportierten Stoffbahnen, und eine Gruppe übte eine Passage mit den Kindern, die bemüht waren, sich den Text zu merken. Im hinteren Teil der Baracke

bauten die Gehilfen aus Matratzen ein kleines Bühnenbild auf, und zwei Frauen von undefinierbarem Alter zogen die grünen Stoffbahnen zurecht, die den Wald von *Schneewittchen* darstellen sollten. Dita musste an das letzte Buch denken, das sie gelesen hatte, bevor sie Prag verlassen hatte: Es hiess *Mikrobenjäger*, und der Autor, Paul de Kruif, erzählte darin von den Forschern, die ihr Leben den Bakterien und mikroskopisch kleinen Lebewesen gewidmet hatten. In dieser Baracke fühlte sie sich ein bisschen wie Koch, Grassi oder Pasteur, die hinter ihrem Vergrösserungsglas das ausgelassene Treiben der winzigen Lebewesen beobachteten, in einer Welt, die nicht grösser war als ein Tropfen Wasser. So wie in einem Schlammtröpfchen ging auch hier das Leben weiter, trotz aller Widrigkeiten.

Man wies ihr ein kleines Kabuff vor der Bühne zu, das aus schwarz angemaltem Packpapier bestand. Der Regisseur des Stücks, kam zu ihr und schärfte ihr ein, besonders auf die kleine Sarah zu achten, denn wenn diese die Nerven verlor, vergass sie gern ihren deutschen Text und wechselte ins Tschechische, ohne es zu merken. Zu den Bedingungen, unter denen die Nazis die Aufführung gestatteten, gehörte auch, dass auf Deutsch gespielt wurde. Dita erinnert sich noch daran, wie nervös sie zu Beginn der Vorstellung war, an das Gewicht der Verantwortung, das auf ihr lastete, und an die beunruhigende Gegenwart einiger Führungskräfte von Auschwitz II, die in der ersten Reihe sassen, wie Obersturmführer Schwarzhuber und Dr. Mengele. Sie spähte durch ein Loch in dem Karton und beobachtete überrascht, wie sie lachten und klatschten. Die Vorstellung schien ihnen zu gefallen. Waren das wirklich dieselben Menschen, die jeden Tag mehrere Tausend Kinder in den Tod schickten?

Von den Stücken, die in Block 31 inszeniert wurden, war *Schneewittchen*, aufgeführt im Dezember 1943, für die Mitwirkenden jenes Abends, das denkwürdigste. Gleich zu Beginn der Vorstellung fing

der Zauberspiegel, der der Stiefmutter sagen sollte, wer die Schönste im ganzen Land sei, zu stottern an. Das Publikum brach in Gelächter aus. Alle hielten es für einen Scherz, der zum Stück gehörte. Dita schwitzte in ihrem Papierhäuschen. Das Stottern gehörte genauso wenig zum Stück wie die Nervosität des Jungen, aber jeder Anflug von Humor wurde dankbar gefeiert, denn in Auschwitz war Gelächter ein noch selteneres Gut als Brot, und sie hatten es dringend nötig. Als Schneewittchen schliesslich im Wald zurückblieb, erstarb das Gelächter. Die Darstellerin war ein Mädchen mit traurigen Augen, und die rötliche Schminke verstärkte den Eindruck der Verlassenheit noch. Wie sie so durch den Wald irrte und mit ihrer zarten Stimme um Hilfe flehte, sah sie so zerbrechlich aus, dass Dita einen Kloss im Hals verspürte. Sie sah sich selbst, genauso hilfsbedürftig, am Rand von Polen, allein in einem feindlichen Wald voller Wölfe in Uniformen.

Die sporadischen Lacher über den vergessenen Text endeten unvermittelt, als das kleine Schneewittchen zu singen begann. Wer sich bis dahin immer noch fragte, wieso man für die Rolle dieses schwächliche, blasse Mädchen mit dem Gesicht einer antiken Porzellanpuppe ausgewählt hatte, fand hier die Antwort. Sie hatte eine wunderschöne Stimme, und die Melodie aus dem Film von Walt Disney wirkte selbst ohne jede musikalische Begleitung derart kraftvoll, dass viele Zuhörer die Fassung verloren. Wenn man Menschen wie Vieh zusammenpfercht, brandmarkt und opfert, halten sie sich irgendwann wirklich für Tiere. Lachen und Weinen erinnern sie dann an die eigene Menschlichkeit.

Endlich erschien unter Jubel der rettende Prinz, sehr gross verglichen mit den anderen Darstellern, breitschultrig, das feuchte Haar wie mit Gel zurückgekämmt: Fredy Hirsch. Schneewittchen wurde



von der ältesten Medizin der Welt aus dem Schlaf geweckt, und die Aufführung endete unter dem frenetischen Beifall des Publikums. Selbst der undurchsichtige Dr. Mengele applaudierte, wenngleich ohne die weissen Handschuhe auszuziehen.

Es war derselbe Dr. Mengele, der jetzt am einen Ende von Block 31 steht und die Szene beobachtet, die Hände hinter dem Rücken, als hätte das alles nichts mit ihm zu tun. Der Priester geleitet sein finstere Gefolge zum hinteren Teil der Baracke, wobei er mehrere Schemel fortkickt und alle nervös macht. Er lässt einige Insassen vortreten, mehr aus Schikane, als um sie durchsuchen zu lassen. Zum Glück wird es gleich vorbei sein, und sie haben keinen Grund gefunden, um jemanden mitzunehmen, diesmal nicht.

Als die Nazis mit ihrer Inspektion der Baracke fast fertig sind, dreht sich der Oberscharführer zu dem Arzt um, aber der ist gegangen. Eigentlich müssten die Wachen zufrieden sein, sie haben keine Fluchttunnel gefunden, keine Waffen und auch sonst nichts, das gegen die Regeln verstösst. Aber sie sind wütend, es gibt nichts zu bestrafen. Sie brüllen noch ein wenig herum und stossen Drohungen aus, und dann verschwinden sie durch die Hintertür der Baracke. Diesmal haben die Wölfe nur ein wenig Gestrüpp abgerissen. Sie sind fort, aber sie werden wiederkommen.

Als die Tür hinter ihnen zugeht, ist erleichtertes Gemurmel zu hören. Fredy Hirsch hebt die Trillerpfeife, die immer um seinen Hals hängt, an die Lippen und stösst einen schrillen Pfiff aus, als Zeichen, dass die Gruppe sich auflösen darf. Ditas Arm ist derart taub, dass sie ihn nicht mehr bewegen kann. Vor Schmerz schießen ihr Tränen in die Augen, aber die Erleichterung darüber, dass die Nazis fort sind, ist so gross, dass sie gleichzeitig lacht und weint.

Es herrscht ein wildes Durcheinander. Die Lehrer möchten reden, den anderen erzählen, was sie empfunden und erlebt haben. Die

kleinen Kinder nutzen den Augenblick, um herumzutoben. Dita sieht, wie Frau Krizková direkt auf sie zusteuert. Die labbrige Haut unter ihrem Kinn bewegt sich genau wie bei einem Truthahn. Unmittelbar vor Dita bleibt sie stehen. «Hast du den Verstand verloren, Mädchen? Weisst du denn nicht, dass du bei den Gehilfen stehen bleiben musst, wenn der Befehl kommt, und nicht mehr herumlaufen darfst? Ist dir nicht klar, dass sie dich verhaften und umbringen können? Dass sie uns alle umbringen können?»

«Ich habe das getan, was ich für richtig hielt...»

«Was du für richtig hieltest ... und wie kommst du dazu, alles über den Haufen zu werfen, was wir vereinbart hatten? Glaubst du etwa, du weisst es besser?»

«Es tut mir leid, Frau Krizková ...» Dita ballt die Fäuste, um nicht zu weinen. Diesen Gefallen wird sie ihr nicht tun.

«Ich werde mich über dich beschweren ...»

«Das wird nicht nötig sein.» Es ist eine sehr männliche Stimme, die die tschechischen Worte ausspricht, mit starkem deutschem Akzent, ruhig, aber bestimmt. Als die beiden sich umdrehen, steht Hirsch vor ihnen, perfekt rasiert und gekämmt. «Frau Krizková, der Unterricht ist noch nicht zu Ende. Kümmern Sie sich doch bitte um Ihre Gruppe, die ist ein wenig unruhig.»

Die Lehrerin prahlt gern damit, dass sie wegen ihrer Strenge die fleissigste und disziplinierteste Mädchengruppe in Block 31 hat. Sie sagt nichts und wirft dem Blockältesten nur einen bösen Blick zu. Dann dreht sie sich um und marschiert missgelaunt zu ihren Schülerinnen hinüber. Dita atmet erleichtert auf.

«Vielen Dank, Herr Hirsch. Es tut mir leid, dass ich gegen die Regeln verstossen habe.»

Hirsch lächelt. «Ein guter Soldat braucht keine Befehle, denn er kennt seine Pflicht.»

Bevor er geht, dreht er sich zu ihr um und betrachtet die Bücher, die sie an sich drückt. «Ich bin stolz auf dich, Dita. Gott segne dich.»

Er entfernt sich mit energischen Schritten, und während sie ihm nachsieht, muss sie an die Vorstellung von *Schneewittchen* denken. Als die Helfer damals das Bühnenbild abbauten, verliess sie ihren Verschlag und ging zum Ausgang, wobei sie darüber nachdachte, ob sie wohl je wieder einen Fuss in diese Baracke setzen würde, die sich in ein Theater verwandeln konnte. Aber eine vertraute Stimme hielt sie auf.

«Warte, Mädchen ...» Fredy Hirsch war immer noch weiss geschminkt. «Es trifft sich gut, dass du jetzt hier bist», sagte er.

Es überraschte Dita, dass er sich noch an sie erinnerte. Im Getto Theresienstadt hatte Hirsch die Abteilung für die Jugend geleitet, aber sie hatte ihn nur einige Male gesehen, während sie einer Bibliothekarin half, den Bücherwagen durch die Gefängnisstadt zu ziehen.

«Wirklich?»

«Auf jeden Fall!» Er winkte sie zum hinteren Teil des Bühnenbilds, wo niemand mehr war. Aus der Nähe waren Hirschs Augen eine seltsame Mischung aus Sanftheit und Übermut. «Ich brauche dringend eine Bibliothekarin für unseren Kinderblock.»

Dita war verblüfft. Sie war doch erst vierzehn und stellte sich noch manchmal auf die Zehenspitzen, um grösser zu wirken. «Verzeihen Sie, aber ich glaube, das ist ein Missverständnis. Die Bibliothekarin war Frau Sittigová, ich habe ihr nur ein paarmal geholfen, die Bücher hin und her zu bringen.»

Der Blockälteste von 31 lächelte sein eigenartiges Lächeln, freundlich und ein wenig gönnerhaft. «Ich habe dich schon einige Male gesehen. Du hast doch den Bücherwagen geschoben.»

«Ja, weil er für sie zu schwer war und sich die kleinen Räder auf den Steinen nur schlecht drehten. Deswegen.»

«Du hast den Bücherwagen geschoben. Du hättest den Nachmittag über auf deiner Pritsche verbringen, mit deinen Freunden spazieren gehen oder dich um deine eigenen Angelegenheiten kümmern können. Stattdessen hast du den Karren geschoben, damit die Leute Bücher bekamen.»

Verblüfft sah sie ihn an, aber Hirsch liess keine Widerrede zu. Er leitete keine Baracke, sondern eine Armee. Und wie der General eines bewaffneten Volksaufstands einen Bauer zu sich herwinkt und ihm mitteilt: «Du bist jetzt Oberst», so winkte er an jenem Nachmittag, mit dem gleichen Ernst, in jener verwahrlosten Baracke Dita zu sich und sagte zu ihr: «Du bist ab jetzt die Bibliothekarin.»

Doch er fügte hinzu: «Aber es ist gefährlich. Sehr gefährlich. Der Umgang mit Büchern ist hier kein Spiel. Wen die SS mit Büchern erwischt, der wird hingerichtet.» Dabei reckte er den Daumen, streckt den Zeigefinger aus und richtete die imaginäre Pistole auf Ditas Stirn.

Sie bemühte sich um Gelassenheit, aber die unerwartete Verantwortung beunruhigte sie. «Sie können sich auf mich verlassen.»

«Das Risiko ist sehr gross.»

«Das ist mir ganz egal.»

«Du könntest dabei dein Leben verlieren.»

«Das ist mir egal.» Dita gab sich Mühe, fest zu klingen, aber es gelang ihr nicht. Genauso wenig, wie sie ihre Beine unter Kontrolle hatte, deren Zittern ihren ganzen Körper zum Beben brachte. Der Blockälteste beäugte das Spektakel, das ihre spindeldürren Beine in den langen Wollstrümpfen vollführten.

«Für die Bibliothek brauche ich jemanden, der mutig ist ...»

Dita wurde rot, denn ihre Beine wollten einfach nicht aufhören zu zittern. Je mehr sie sich bemühte, sie ruhig zu halten, desto mehr bewegten sie sich. Und jetzt zitterten auch ihre Hände, zum Teil wegen der Nazis, aber auch aus Furcht, der Blockälteste könnte sie für ängstlich halten und sie doch nicht nehmen. Sich vor der Furcht zu fürchten ist so, als würde man bergab rennen. «Dann ... dann möchten Sie sich also lieber nicht auf mich verlassen?»

«Auf mich wirkst du wie ein mutiges Mädchen.»

«Aber ich zittere doch!», sagte sie verzweifelt.

Da lächelte Hirsch auf seine eigentümliche Weise, so, als würde er die Probleme auf der Welt von einem komfortablen Lehnstuhl aus studieren. «Eben das macht dich mutig. Mut bedeutet nicht, keine Angst zu haben. Solche Menschen sind nur tollkühn, sie ignorieren das Risiko und begeben sich in Gefahr, ohne an die Folgen zu denken. Wer sich der Gefahr nicht bewusst ist, bringt leicht seine Mitstreiter in Gefahr. Solche Leute kann ich nicht brauchen. Ich brauche diejenigen, die zittern, ohne zu wanken, diejenigen, denen klar ist, was sie riskieren, und die trotzdem weitermachen.»

Jetzt merkte Dita, wie ihre Beine aufhörten zu zittern.

«Mutige Menschen überwinden ihre Angst. Und du gehörst zu diesen Menschen. Wie heisst du?»

«Mein Name ist Dita Adlerová, Herr Hirsch.»

«Willkommen in Block 31, Dita. Möge Gott dich segnen. Und bitte, sag Fredy zu mir.»

Dita kann sich noch genau erinnern, wie an jenem Abend nach der Aufführung alle davongingen. Danach betrat Dita Hirschs Kammer, ein rechteckiges Kabuff, in dem eine Pritsche und zwei alte Stühle standen. Es war vollgestopft mit Kartons, leeren Behältern, Unterlagen mit amtlichen Siegeln, ein paar zerbeulten Blechnäpfen und seinen Kleidern, spärlich, aber ordentlich gefaltet.

Als Hirsch darum bat, die armselige Ernährung der Kinder aufzubessern, hatte Dr. Mengele in unerwarteter Nachgiebigkeit die Pakete der Angehörigen für die bereits verstorbenen Insassen zu Block 31 bringen lassen. Im Krankenbau gab es häufig Zugänge und täglich Todesfälle. Von den fünftausendundsieben im September eingetroffenen Deportierten waren bis Ende Dezember etwa tausend bereits gestorben. Abgesehen von Atemwegserkrankungen wie Bronchitis und Lungenentzündung grassierten im Lager Wundrose und Gelbsucht, und die mangelhafte Ernährung sowie die schlechte Hygiene machten alles noch schlimmer. Die verwaisten Pakete gingen erst durch die Hände der SS, und bei der Ankunft in Block 31 waren sie derart geplündert, dass manchmal nur noch Krümel und leere Verpackungen übrig waren. Aber zuweilen enthielten sie Kekse, ein wenig Wurst, etwas Zucker ... sie werteten die Ernährung der Kinder auf und dienten der Organisation von Festen und Wettkämpfen, bei denen der Preis in einer halben Zwiebel, einem Stück Schokolade oder ein wenig Griess bestand.

Hirsch erzählte Dita etwas, bei dem ihr der Mund offen stehen blieb: Sie hatten eine Bibliothek mit Beinen, eine menschliche Bibliothek. Die Lehrer, die sich mit einem literarischen Werk gut auskannten, waren zu lebendigen Büchern mutiert. Sie wechselten zwischen den verschiedenen Gruppen hin und her und erzählten den Kindern die Geschichten, die sie fast auswendig kannten.

«Magda kennt sich gut mit *Nils Holgerssons wunderbare Reise mit den Wildgänsen* aus, und die Kinder lieben es, sich vorzustellen, wie sie, von Gänsen getragen, durch den Himmel von Schweden fliegen. Shashek ist sehr gut, was Geschichten über Indianer und Abenteuer im Wilden Westen angeht. Dezo Kovák erzählt die Geschichten der Patriarchen mit viel Liebe zum Detail, fast wie eine sprechende Bibel.»

Aber damit hatte sich Hirsch nicht begnügt. Er erzählte Dita, dass die Bücher nach und nach heimlich ins Lager gekommen waren. Ein polnischer Zimmermann namens Mietek hatte drei beige gesteuert und ein slowakischer Elektriker zwei weitere. Die beiden gehörten zu den Häftlingen, die sich wegen der ihnen übertragenen Instandhaltungsarbeiten um einiges freier zwischen den Lagern bewegen konnten. Aus dem riesigen Effektenlager, in dem die konfiszierten Besitztümer der Häftlinge nach der Ankunft in Auschwitz landeten und das Kanada genannt wurde, hatten sie ein paar Bücher geschmuggelt, die Hirsch mit Anteilen aus den Paketen bezahlte, die bei ihm auf dem Tisch landeten.

Ditas Aufgabe bestand darin, darüber zu wachen, an welche Lehrer die Bücher verliehen wurden, sie nach dem Unterricht wieder einzusammeln und sie am Ende des Tages zurück in ihr Versteck zu bringen. Die Kammer war zwar vollgestopft, aber nicht unordentlich. Es war eine von Hirsch kalkulierte Unordnung, um einige Dinge zu verbergen, die nicht offen herumliegen durften. Der Blockälteste ging in eine Ecke, in der sich Stoffreste türmten, und zog sie auseinander. Er nahm ein Bodenbrett heraus, und darunter kamen Bücher zum Vorschein. Dita konnte ihre Freude nicht zurückhalten und klatschte in die Hände wie bei einem Zaubertrick.

«Es ist eine Bibliothek. Wenn auch nicht gerade gross.» Verstohlen sah er sie an, um die Wirkung seiner Worte zu überprüfen.

Die Bibliothek war tatsächlich nicht sehr umfangreich. Eigentlich bestand sie nur aus acht Büchern, und eins davon war in beklagenswertem Zustand. Aber es waren Bücher. An diesem trostlosen Ort, an dem sich die dunkelsten Seiten der Menschheit offenbarten, waren sie eine Erinnerung an weniger düstere und gnädigere Zeiten,

in denen Worte mehr Gewicht hatten als Maschinengewehre. An eine vergangene Epoche. Dita nahm die Bände nacheinander in die Hand, so behutsam, als würde sie einen Säugling halten.

Das erste war ein Atlas ohne Einband, bei dem mehrere Seiten fehlten und der ein Europa mit veralteten Grenzen zeigte und Imperien, die schon längst nicht mehr existierten. Die bunten Farben der politischen Karten, die ein lebhaftes Mosaik bildeten – das Zinnoberrot, die leuchtenden Grüntöne, das Orange, das Marineblau –, bildeten einen starken Kontrast zu dem Grau in Ditas Umgebung, mit seinen Akzenten aus dem Dunkelbraun des Moors, dem verblichenen Ocker der Baracken, dem Grau des von Asche verhangenen Himmels. Sie begann in dem Atlas zu blättern, und ihr war zumute, als könnte sie fliegen: Sie überquerte Ozeane, glitt über Kaps mit exotischen Namen – das Kap der Guten Hoffnung, Kap Hoorn, die Spitze von Tarifa –, flog über Gebirge, sprang über Meerengen, deren Ränder sich zu berühren schienen wie die von Bering, von Gibraltar oder von Panama, navigierte mit dem Finger über die Donau, die Wolga und über den Nil. Die Millionen Quadratkilometer der Meere, der Wälder, alle irdischen Gebirgsketten, alle Flüsse, Städte und sämtliche Länder auf derart kleinem Raum unterzubringen war ein Wunder, wie es nur ein Buch vollbringen kann.

Fredy Hirsch beobachtete sie schweigend und freute sich still an ihrem abwesenden Blick und ihrem offenen Mund, während sie in dem Atlas blätterte. Falls er noch Zweifel gehabt hatte, diesem tschechischen Mädchen so viel Verantwortung zu übertragen, so lösten sie sich in diesem Moment in Luft auf. Er wusste, dass Dita sich gewissenhaft um die Bibliothek kümmern würde. Sie hatte diese Beziehung zu Büchern, wie sie manchen Menschen eigen ist. Ihm selbst ging diese Eigenschaft ab, er war zu aktiv, als dass ihn Buchstaben auf Papier gefesselt hätten. Fredy bevorzugte die Tat,



den Sport, die Lieder, die Ansprache. Aber er sah, dass Dita diese Begeisterung hatte, die eine Handvoll Seiten für bestimmte Menschen zu einer eigenen Welt werden lässt.

Die *Einführung in die Geometrie* war etwas besser erhalten. Auf ihren Seiten entfaltete sich eine andere Geografie: eine Landschaft aus gleichschenkligen Dreiecken, Achtecken und Zylindern, aus Zahlenreihen, angeordnet zu arithmetischen Armeen, aus Konstruktionen, die aussahen wie Wolken, und Parallelogrammen, die mysteriösen Zellen ähnelten.

Beim dritten Buch riss Dita die Augen auf. Es war *Die Geschichte unserer Welt* von H.G. Wells. Ein Buch, das von Urmenschen, Ägyptern, Römern, Maya bevölkert wurde ... Zivilisationen, die Reiche gegründet hatten und die zugrunde gegangen waren, damit neue aufsteigen konnten. Der vierte Titel war eine russische Grammatik. Dita verstand kein Wort, aber die rätselhaften Buchstaben gefielen ihr. Sie wirkten wie gemacht für Legenden. Jetzt, da Deutschland sich ebenfalls im Krieg mit Russland befand, waren die Russen ihre Freunde. Dita hatte gehört, dass es in Auschwitz viele russische Kriegsgefangene gab und dass die Nazis sie mit besonderer Grausamkeit behandelten.

Bei einem weiteren Buch handelte es sich um einen Roman in französischer Sprache, stark beschädigt – einige Seiten fehlten, und andere hatten Wasserflecken. Dita konnte kein Französisch, aber sie würde schon einen Weg finden, um die Geschichte darin zu entziffern. Dann war da noch eine Abhandlung mit dem Titel *Wege der psychoanalytischen Theorie* von einem gewissen Professor Freud. Ausserdem ein weiterer Roman, auf Russisch, ohne Einband. Und das achte Buch war ein Roman in tschechischer Sprache, in erbärmlichem Zustand – eine Handvoll Seiten, die nur noch von ein paar Fäden am Buchrücken zusammengehalten wurden. Bevor sie das Buch in die Hand nehmen konnte, nahm Fredy Hirsch es ihr weg.

Sie sah ihn an und setzte ein missmutiges Bibliothekarinnengesicht auf. Am liebsten hätte sie eine Hornbrille gehabt, um ihn über deren Rand anzublicken wie eine richtige Bibliothekarin.

«Das hier ist sehr stark beschädigt. Es nützt niemandem mehr.»

«Ich werde es reparieren.»

«Ausserdem ... ist das kein Buch für jüngere Kinder. Und auch keins für Mädchen.»

Dita riss die Augen noch weiter auf, er sollte sehen, wie verwirrt sie war. «Bei allem Respekt, Herr Hirsch, ich bin vierzehn. Denken Sie etwa, ich würde mich noch von Romanen beeindrucken lassen, während ich jeden Tag erlebe, wie unsere Frühstücksration an einem Wagen voller Leichen vorbeigetragen wird, und tagtäglich mitbekomme, wie Tausende von Menschen am Rande des Lagers in die Gaskammer gehen?»

Hirsch sah sie überrascht an, und es war nicht leicht, ihn zu überraschen. Bei dem Buch handle es sich um *Die Abenteuer des guten Soldaten Svejek im Weltkrieg*, erklärte er. Ein Alkoholiker und Gotteslästerer namens Jaroslav Hašek habe es geschrieben, es enthalte skandalöse Ansichten zu Politik und Religion und ausserdem moralisch mehr als zweifelhafte Szenen, die ihrem Alter nicht angemessen seien. Aber Hirsch merkte, dass er wenig überzeugend klang, und das Mädchen mit den intensiven blaugrünen Augen sah ihn entschlossen an. Hirsch rieb sich das Kinn, als wollte er den Bart abreiben, der ihm im Lauf des Tages gewachsen war. Er schnaufte. Noch einmal strich er sich das Haar zurück, dann gab er nach und händigte Dita auch das ramponierte Buch aus.

Dita betrachtete die Bücher, doch vor allem streichelte sie sie. Sie waren abgewetzt und zerkratzt, abgegriffen, hatten rötliche Waserringe, einige waren beschädigt... aber sie waren ein Schatz. Ihre

Zerbrechlichkeit machte sie noch wertvoller. Sie begriff, dass sie diese Bücher hüten musste wie die greisen Überlebenden einer Katastrophe, denn ohne sie drohte das Wissen von Jahrhunderten der Zivilisation verloren zu gehen. Die Methoden der Geografie, durch die wir wissen, wie die Welt beschaffen ist; die Kunst der Literatur, durch die sich das Leben des Lesers vervielfältigt; der wissenschaftliche Fortschritt der Mathematik; die Geschichte, die uns daran erinnert, woher wir kommen, und die uns bei der Entscheidung helfen kann, wohin wir gehen wollen; die Grammatik, die die Fäden der Kommunikation zwischen den Menschen zusammenhält ... Von diesem Tag an war sie nicht nur eine Bibliothekarin: Sie wurde zur Bücherkrankenschwester.

## Kapitel 3

**D**ita isst ihre Rübensuppe ganz langsam, weil sie dann angeblich besser sättigt, aber auch das Schlürfen kann den Hunger nicht vertreiben und lenkt sie kaum ab. In den verschiedenen Gruppen löffeln die Lehrer ihre Suppe und erörtern dabei das unkluge Verhalten des leichtfertigen Professors Morgenstern.

«Ein seltsamer Mann, manchmal redet er viel, und dann wieder mit niemandem.»

«Besser wär's, er würde den Mund halten. Er redet ja doch nur Unsinn. Er ist vollkommen übergeschnappt.»

«Ein trauriger Anblick, wie er vor dem Priester gebuckelt hat.»

«Man kann ihn wohl kaum als Widerstandskämpfer bezeichnen.»

«Ich weiss nicht, wie Hirsch es verantworten kann, dass ein Mann die Kinder unterrichtet, der nicht alle Tassen im Schrank hat.»

Dita hört aus einiger Entfernung zu und verspürt Mitleid mit dem älteren Mann, der sie ein wenig an ihren Grossvater erinnert. Er sitzt hinten in der Baracke auf einem Schemel, ganz allein, und redet mit sich selbst, während er den Löffel feierlich zum Mund führt und dabei den kleinen Finger abspreizt mit einer Geziertheit, die in diesem

Viehstall völlig deplatziert ist, so, als würde er mit lauter Adligen speisen.

Der Nachmittag vergeht wie üblich mit Spielen und Sport für die Kinder, aber Dita wünscht sich, der Tag wäre schon vorbei und es wäre Zeit für den täglichen Appell, damit sie zu ihren Eltern zurücklaufen kann. Im Familienlager verbreiten sich die Nachrichten schnell von einer Baracke zur nächsten, aber wie bei der stillen Post wird die Botschaft dabei verzerrt.

Sobald es möglich ist, eilt sie davon, um ihre Mutter zu beruhigen, die womöglich schon von der Inspektion in 31 gehört hat; wer weiss, was man ihr erzählt hat. Als sie über die Lagerstrasse läuft, kommt ihr ihre Freundin Margit entgegen. «Ditinka, ich habe gehört, dass ihr in der 31 eine Inspektion hattet!»

«Der ekelhafte Priester!»

«Musst du immer so viele Schimpfwörter benutzen?», fragt ihre Freundin, wobei sie ein Lächeln nicht unterdrücken kann.

«Ekelhaft ist kein Schimpfwort, es ist die Wahrheit. Er ist nun einmal widerlich! Wie kann etwas ein Schimpfwort sein, wenn es doch wahr ist?»

«Haben sie etwas gefunden? Ist jemand verhaftet worden?»

«Weder noch, es gibt dort nichts zu finden.» Sie zwinkert ihrer Freundin zu. «Mengele war auch da.»

«Dr. Mengele? Du lieber Gott! Da habt ihr aber Glück gehabt. Über den erzählt man sich schlimme Dinge. Er ist vollkommen verrückt. Er hat sechsunddreissig Kindern blaue Tinte in die Pupillen gespritzt, um Menschen mit blauen Augen zu bekommen. Es ist furchtbar, Ditinka. Einige sind an der Infektion gestorben, und andere sind blind geworden.»

Beide schweigen. Margit ist Ditas beste Freundin und weiss über ihre Arbeit in der geheimen Bibliothek Bescheid, doch Dita hat sie gebeten, ihrer Mutter nichts zu erzählen.

Die würde es ihr mit Sicherheit verbieten wollen, sie würde sagen, es sei zu gefährlich, womöglich würde sie anfangen zu weinen, und sie würde damit drohen, alles ihrem Vater zu erzählen. Nein, es ist besser, wenn es niemand erfährt. Auch ihr Vater nicht, der sehr stark abgebaut hat. Um das Thema zu wechseln, erzählt sie Margit unter Gelächter von dem Vorfall mit Professor Morgenstern.

«Das war vielleicht ein Wirbel! Du hättest sehen sollen, was für ein Gesicht der Priester gemacht hat, als ihm beim Bücken immer alles aus den Taschen gefallen ist.»

«Ich kenne ihn, ein sehr alter Mann im Nadelstreifenanzug, der sich immer verbeugt, wenn er einer Frau begegnet. Und weil es hier davon so viele gibt, wirkt er wie eine von diesen Puppen mit einer Sprungfeder im Kopf. Ich glaube, bei dem ist eine Schraube locker.»

«Ist das hier nicht bei allen so?»

Als Dita ankommt, sieht sie ihre Eltern draussen vor der Längsseite der Baracke sitzen. Es ist kalt, aber innen ist es den beiden zu voll. Sie sind sichtlich müde, vor allem ihr Vater.

Die Tage sind lang. Aufstehen vor dem Morgengrauen, dann folgt ein überlanger Zählappell im Freien und anschliessend Zwangsarbeit in den Werkstätten, den ganzen Tag lang. Ihr Vater stellt Riemen her, mit denen man Gewehre schultern kann, oft hat er schwarze Hände und Blasen an den Fingern wegen der giftigen Harze und Pigmente, die dabei verwendet werden. Ihre Mutter arbeitet in einer Mützenfabrik, die Arbeit dort ist erträglicher. Es sind viele Stunden, und das bei karger Kost, aber wenigstens können sie sitzen und müssen nicht draussen sein. Manche Leute haben weniger Glück: diejenigen, die die Leichen auf die Wagen mit den Toten hieven müssen, diejenigen, die die Latrinen säubern, die Leute, die die Gräben entwässern, oder die Arbeitertruppe, die das Material transportieren.

Ihr Vater zwinkert ihr zu, und ihre Mutter steht rasch auf, als sie sie sieht. «Geht es dir gut, Edita?»

«Ja doch.»

«Lügst du mich auch nicht an?»

«Aber nein! Siehst du mich etwa nicht?»

In diesem Augenblick kommt Herr Tomasek vorbei. «Hans, Lies! Wie geht es euch? Wie ich sehe, hat eure Tochter immer noch das schönste Lächeln in ganz Europa.»

Dita murmelt mit rotem Kopf, dass sie noch mit Margit mitgeht, und die beiden Mädchen lassen die Erwachsenen allein.

«Herr Tomasek ist wirklich liebenswürdig!»

«Kennst du ihn etwa auch, Margit?»

«Ja, er besucht meine Eltern oft. Hier denken viele ja nur an sich, aber Herrn Tomasek liegen die Leute am Herzen. Er fragt sie, wie es ihnen geht, er interessiert sich für ihre Angelegenheiten.»

«Und er hört ihnen zu ...»

«Er ist ein guter Mensch.»

«Zum Glück gibt es auch Menschen, die in dieser Hölle noch nicht innerlich verfault sind.»

Margit verstummt. Obwohl sie zwei Jahre älter ist, stösst sie sich oft an Ditas Direktheit, aber sie weiss, dass diese recht hat. Die Pritschennachbarinnen klauen einem Löffel, Kleidung oder andere Dinge. Kindern wird das Brot gestohlen, sobald ihre Mütter nicht aufpassen, jede Bagatelle wird den Kapos zugetragen, nur für einen Löffel mehr Suppe. Auschwitz tötet nicht nur die Unschuldigen, sondern auch die Unschuld.

«Dass deine Eltern bei dieser Kälte hier draussen sind, Dita. Werden sie sich da nicht eine Lungenentzündung holen?»

«Meine Mutter will den Kontakt mit der Frau vermeiden, mit der

sie sich den Strohsack teilt. Die hat viele schlimme Flöhe ... wenn auch nicht schlimmer als meine!»

«Aber ihr habt Glück, ihr schlaft auf den oberen Pritschen.

Wir sind alle auf den unteren.»

«Da wird es vom Boden her sicher oft feucht.»

«Ach, Ditinka. Schlimm ist nicht die Feuchtigkeit von unten, sondern die, die ab und zu von oben kommt. Manchmal wird es einer von deinen Nachbarinnen da oben schlecht, und sie übergeben sich, ohne vorher hinzusehen. Und manche haben Ruhr und verrichten ihr Geschäft von oben. Im Strahl, Ditinka. Ich habe es bei einigen gesehen.»

Dita bleibt einen Augenblick stehen und dreht sich ernst zu ihr um. «Margit?»

«Was ist?»

«Du könntest dir zum Geburtstag doch einen Regenschirm wünschen!»

Ihre Freundin, die zwei Jahre älter und grösser ist, aber dennoch ein kindliches Gesicht hat, schüttelt den Kopf. Ihre Mutter hat recht, Dita ist schrecklich – sie macht einfach über alles Witze!

«Wie seid ihr eigentlich an die Plätze dort oben gekommen?», fragt sie.

«Du weisst doch, was für ein Chaos im Lager herrschte, als unser Transport im Dezember ankam.»

Die beiden schweigen einen Moment. Die älteren Insassen, die seit September da sind, waren nicht nur Tschechen, sondern auch Bekannte, Freunde, sogar Verwandte von denen, die wie sie aus dem Getto Theresienstadt deportiert wurden. Aber niemand hatte sich über die Neuankömmlinge gefreut. Fünftausend neue Lagerinsassen bedeutete, sich das Rinnsal aus den Wasserhähnen teilen zu müssen, es bedeutete, dass die Zählappelle im Freien kein Ende mehr nehmen und dass die Baracken weiterhin überfüllt sein würden.



«Als meine Mutter und ich in die Baracke kamen, der wir zuge-  
teilt wurden, und das Bett mit einer von den Alteren teilen wollten,  
war das vielleicht ein Chaos.»

Margit nickt erneut. Auch sie erinnert sich an die Streitereien in  
ihrer Baracke, an das Geschrei und die Zankereien der Frauen um  
eine Decke oder ein schmutziges Kissen. «In meiner Baracke», er-  
klärt Margit, «war eine sehr kranke Frau, die unaufhörlich hustete,  
und als sie sich auf einen Strohsack setzen wollte, hat die Besitzerin  
sie hinuntergeschubst. Die Frau hat dann noch mehr gehustet und  
versucht, sich aufzurappeln. ‚Ihr nutzlosen Dinger!‘, hat die Kapo  
sie angeschrien. ‚Glaubt ihr etwa, ihr wärt gesund? Meint ihr wirk-  
lich, es spielt eine Rolle, ob ihr euch mit einer Kranken das Bett  
teilt?‘»

«In dem Fall war das eine vernünftige Kapo.»

«Ach wo! Danach hat sie einen Stock genommen und Schläge  
verteilt. Sie hat auch nach der Frau geschlagen, die hingefallen war  
und für die sie vorgeblich Partei ergriffen hatte.»

Dita, die sich noch gut an das Durcheinander aus schreienden,  
rennenden und weinenden Menschen erinnert, spricht weiter:  
«Meine Mutter wollte erst mal raus, bis in der Baracke etwas Ruhe  
eingekehrt sein würde. Draussen war es kalt. Eine Frau sagte, es  
gäbe nicht genug Pritschen, auch nicht, wenn wir sie uns alle teilten,  
und manche Frauen würden auf dem Erdboden schlafen müssen.»

«Was habt ihr da gemacht?»

«Naja, du weisst ja, wie meine Mutter ist, sie macht nicht gern  
Aufhebens von sich. Sie würde nicht mal schreien, wenn die Stras-  
senbahn sie überfährt, nur damit die Leute nicht reden. Aber ich war  
mit meinen Nerven am Ende, also habe ich sie nicht um Erlaubnis  
gefragt. Sie hätte mich nicht gelassen. Ich habe mich losgerissen und

bin hineingerannt, bevor sie etwas sagen konnte. Und da ist mir dann etwas aufgefallen ...»

«Was denn?»

«Die oberen Betten waren fast alle belegt. Dadurch wurde mir klar, dass es oben besser sein musste. Ich wusste zwar nicht genau, wieso, aber an einem Ort wie diesem muss man darauf achten, was die tun, die sich auskennen.»

«Ich habe eine von den Älteren gesehen, die sich den Platz auf der Pritsche bezahlen liess. Eine Frau hat sich ihren Platz auf der Pritsche mit einem Apfel erkaufte.»

«Ein Apfel ist ein Vermögen», erwidert Dita. «Die kannte sich wohl mit den Preisen nicht aus. Du kannst schon gegen einen halben Apfel alle möglichen Gefälligkeiten eintauschen.»

«Hattest du denn etwas zum Tauschen?»

«Nein. Ich habe geschaut, welche Insassin noch keine Bett Nachbarin hatte. Auf den Betten, in denen schon zwei schliefen, sassen die Frauen und liessen die Beine herunterbaumeln, um ihr Revier zu markieren. Ein paar Frauen von unserem Transport liefen herum und hielten nach den weniger Abgestumpften Ausschau, um einen Platz auf deren Strohsack zu ergattern. Aber die Freundlichen von den Älteren hatten schon Bett Nachbarinnen akzeptiert.»

«Uns erging es genauso», erzählt Margit. «Zum Glück trafen wir am Ende eine Nachbarin aus Theresienstadt, die uns geholfen hat, meiner Mutter, meiner Schwester und mir.»

«Ich kannte niemanden. Und ich brauchte nicht nur einen Platz, sondern zwei.»

«Hast du irgendwann eine mitleidige Insassin gefunden?»

«Es war zu spät. Es waren nur noch die Egoisten und die Rabiaten übrig. Weisst du, was ich gemacht habe?»

«Keine Ahnung.»

«Ich habe mir die Schlimmste von allen gesucht.»

«Warum?»

«Weil ich verzweifelt war. Irgendwann stiess ich auf eine Insassin mittleren Alters. Sie hatte so kurze Haare, dass es aussah, als hätte man sie ihr abgebissen, und sass auf ihrer Pritsche in der obersten Reihe, mit trotziger Miene. Mitten im Gesicht eine schwarze Narbe. An der blauen Tätowierung auf dem Handrücken sah man, dass sie im Gefängnis gewesen war. Eine Frau kam auf sie zu, und sie schlug sie mit Geschrei in die Flucht. Sie versuchte sogar, mit ihren schmutzigen Füessen nach ihr zu treten. Die waren vielleicht riesig und krumm!»

«Und was hast du gemacht?»

«Ich habe mich frech vor sie hingestellt und gesagt: ‚He, Sie!’»

«Ach, hör doch auf, das nehme ich dir nicht ab. Das hast du dir doch ausgedacht. Du siehst eine Insassin, die wie eine Kriminelle aussieht, und obwohl du sie überhaupt nicht kennst, sagst du einfach ‚He, Sie!’ zu ihr?»

«Wer hat gesagt, dass es einfach war? Ich habe mir vor Angst fast in die Hosen gemacht! Aber zu so einer Frau kannst du nicht hingehen und sagen: ‚Guten Abend, Gnädigste, meinen Sie, dass die Aprikosen dieses Jahr rechtzeitig reif werden?’ Da würdest du dir nur einen Tritt einfangen! Um sie zum Zuhören zu bringen, musste ich ihre Sprache sprechen.»

«Und sie hat dir zugehört?»

«Zuerst hat sie mich angesehen, als wollte sie mich umbringen. Ich muss kreideweiss im Gesicht gewesen sein, aber ich habe versucht, mir nichts anmerken zu lassen. Ich habe ihr erzählt, die Kapo würde die Frauen, die noch keinen Schlafplatz hatten, gerade auf die Betten verteilen: Draussen sind noch zwanzig oder dreissig Frauen, und mit Pech können Sie jede kriegen. Zum Beispiel eine sehr dicke, die Sie zerquetschen würde. Und eine, deren Atem schlimmer riecht

als ihre Füße. Und dann gibt's da noch diese alten Frauen, die Verdauungsprobleme haben und stinken.»

«Dita, du bist schrecklich! Und, was hat sie gesagt?»

«Sie sah mich böse an. Obwohl diese Frau nicht mal freundlich dreinschauen könnte, wenn sie es wollte. Jedenfalls liess sie mich weiterreden: ‚Ich wiege weniger als fünfundvierzig Kilo. Sie werden im ganzen Transport niemanden finden, der so dünn ist. Ich schnarche nicht, ich wasche mich jeden Tag, und ich weiss, wann ich den Mund halten muss. Sie werden in ganz Birkenau keine so gute Bettenachbarin finden wie mich, nicht mal, wenn Sie mit der Lupe suchen»

«Und dann?»

«Sie beugte sich zu mir vor und musterte mich, wie man eine Fliege mustert, von der man nicht weiss, ob man sie zerquetschen oder am Leben lassen will. Wenn mir die Beine nicht so sehr gezittert hätten, wäre ich weggerannt.»

«Gut, aber was hat sie gemacht?»

«Sie sagte: ‚Klar schläfst du bei mir.‘»

«Dann bist du also damit durchgekommen!»

«Nein, nicht so schnell. Ich sagte: ‚Sie sehen ja, dass ich als Schlafgenossin eine gute Partie bin, aber Sie kriegen mich nur, wenn Sie mir dabei helfen, dass meine Mutter auch eine von den oberen Pritschen bekommt.‘ Du kannst dir nicht vorstellen, wie wütend sie wurde! Dass eine kleine Göre ihr sagte, was sie tun sollte, gefiel ihr überhaupt nicht, so viel war klar. Aber ich sah, wie angewidert sie die Frauen betrachtete, die in die Baracke kamen. Weissst du, was sie mich allen Ernstes gefragt hat?»

«Was denn?»

««Machst du ins Bett?» «Nein, niemals», entgegnete ich. «Umso besser», sagte sie mit ihrer rauen Wodkastimme. Dann drehte sie sich zu der Frau von der Nachbarspritsche um, die allein war.

„He, Koskovic“, sagte sie, „hast du nicht gehört, dass wir unsere Strohsäcke teilen sollen?“ Die andere wollte sich drücken.»

«Und was hat deine Insassin gemacht?»

«Sie hatte noch mehr Argumente. Sie wühlte im Stroh ihrer Matratze herum und zog einen krummen Draht heraus, etwa eine Handbreit lang, mit sehr scharfer Spitze. Mit der einen Hand stützte sie sich auf die Pritsche ihrer Nachbarin, und mit der anderen stiess sie ihr den Draht in den Hals. Ich glaube, dieses Argument fand die andere schon überzeugender. Sie nickte heftig und riss die Augen vor Panik so weit auf, dass es so aussah, als würden sie ihr aus dem Gesicht fallen!» Dita lacht in sich hinein.

«Ich finde das überhaupt nicht lustig. Was für eine furchtbare Frau! Gott wird sie bestrafen.»

«Nun, der christliche Tapezierer aus dem Geschäft unter uns hat einmal gesagt, Gottes Wege wären manchmal krumm. Vielleicht zählt Draht ja auch. Ich bedanke mich und sagte: „Ich heisse Dita Adlerová. Vielleicht können wir ja Freundinnen werdens“»

«Und was hat sie gesagt?»

«Nichts. Wahrscheinlich fand sie, dass sie schon genug Zeit mit mir verschwendet hatte. Sie drehte sich mit dem Gesicht zur Wand und liess mir kaum vier Fingerbreit Platz, um mich mit dem Kopf an ihr Fussende zu legen.»

Es ist die Zeit der abendlichen Essensausgabe, und sie verabschieden sich, um in ihre Baracken zurückzukehren. Die Nacht ist hereingebrochen, und nur die orangeroten Lichter erhellen das Lager. Dita sieht zwei Kapos, die sich vor der Tür von einer der Baracken unterhalten. Sie erkennt sie an der besseren Kleidung, an den braunen Armbinden für die besonderen Häftlinge und an dem Dreieck, an dem man sieht, dass sie keine Juden sind. An dem roten Dreieck er-

kennt man die politischen Häftlinge, von denen viele Kommunisten oder Sozialdemokraten sind. Das braune ist für die Zigeuner, das grüne für die gewöhnlichen Verbrecher und Straftäter. Das schwarze ist für die Asozialen, die Zurückgebliebenen oder die Lesben. Die Homosexuellen tragen das rosa Dreieck. Kapos mit schwarzen oder rosa Dreiecken sieht man in Auschwitz nur selten, sie sind Häftlinge der untersten Kategorie, fast wie Juden. In Bllb ist die Ausnahme die Regel. Die beiden Kapos, die sich dort unterhalten, ein Mann und eine Frau, tragen ein schwarzes und ein rosa Dreieck. Vermutlich will hier sonst niemand mit ihnen reden. Sie berührt ihren gelben Stern und geht auf ihre Baracke zu, in Gedanken bei dem Stück Brot, das man ihr geben wird. Für sie ist es eine Delikatesse, die einzige feste Nahrung des Tages, denn die Suppe ist eine dünne Plörre, die höchstens taugt, um für eine Weile den Durst zu stillen.

Ein schwarzer Schatten, schwärzer als alle anderen, geht ebenfalls die Lagerstrasse entlang, in die entgegengesetzte Richtung. Die Leute machen ihm Platz und treten beiseite, damit er vorbeigeht und nicht stehen bleibt. Man könnte glauben, es sei der Tod, und genauso ist es auch. In der Dunkelheit erklingt die Melodie des *Walkürenritts* von Wagner. Dr. Mengele.

Als er bei Dita angelangt ist, will diese den Kopf senken und beiseitretreten, so wie die anderen. Aber der Offizier bleibt stehen und sieht sie an. «Dich suche ich.»

«Mich?»

Mengele betrachtet sie genau. «Ich vergesse niemals ein Gesicht.» Tödliche Ruhe liegt in seinen Worten. Wenn der Tod sprechen würde, er täte es in genau diesem eisigen Tonfall. Dita muss an den nachmittäglichen Vorfall in Block 31 denken. Wegen des Wort-

wechsels mit dem verrückten Professor ist der Priester am Ende nicht auf sie aufmerksam geworden, und sie hat geglaubt, sie wäre davongekommen. Aber sie hat die Rechnung nicht mit Dr. Mengele gemacht. Er stand zwar weiter weg, aber offenbar hat er sie gesehen. Seinem forensischen Blick kann unmöglich entgangen sein, dass sie an der falschen Stelle stand, dass ihr Arm über ihrer Brust lag, dass sie etwas festhielt. Sie kann es in seinen kalten Augen lesen, die, ungewöhnlich für einen Nazi, braun sind.

«Ich werde dich im Auge behalten. Auch wenn du mich nicht siehst, ich beobachte dich. Auch wenn du glaubst, ich könnte dich nicht hören, ich belausche dich. Mir entgeht nichts. Wenn du auch nur einen Millimeter von den Lagerregeln abweichst, werde ich davon erfahren, und du wirst bei mir auf dem Autopsietisch landen. Autopsien am lebenden Objekt sind höchst aufschlussreich.» Er nickt, als würde er mit sich selbst reden. «Man sieht dann, wie das Herz die letzten Blutstöße in den Magen pumpt. Es ist ein aussergewöhnliches Schauspiel.»

Mengele wirkt versonnen, er denkt an das perfekte Medizinlabor, das er sich im Krematorium II eingerichtet hat, und wo er über die modernste medizinische Ausrüstung verfügt. Er liebt den roten Zementboden, genau wie den Seziertisch aus poliertem Marmor mit den Spülbecken in der Mitte und den Nickelarmaturen. Das ist sein Altar, geweiht der Wissenschaft. Er ist stolz darauf. Plötzlich fällt ihm ein, dass ein paar Zigeunerkinder darauf warten, dass er ein Experiment an ihren Schädeln zu Ende führt, und er entfernt sich mit langen Schritten, denn es wäre unhöflich von ihm, sie warten zu lassen.

Wie vom Donner gerührt bleibt Dita mitten im Lager stehen. Ihre dünnen Beine zittern. Eben noch war die Lagerstrasse voller Menschen, aber jetzt ist sie allein. Alle sind in den Gassen des Lagers verschwunden. Niemand kommt zu ihr, um sie zu fragen, ob es ihr

gut geht oder ob sie etwas braucht. Dr. Mengele hat sie gebrandmarkt. Ein paar Insassen, die geblieben sind und die Szene aus gebührender Entfernung beobachtet haben, haben Mitleid, weil sie so verängstigt und verwirrt ist. Eine der Frauen kennt sie sogar noch vom Sehen aus dem Getto Theresienstadt. Trotzdem gehen alle schneller und machen sich aus dem Staub. Überleben hat Priorität. Das ist eines der Gebote Gottes.

Dita kommt wieder zu sich und macht sich auf den Weg zu ihrer Gasse. Ob er sie wohl wirklich im Auge behalten wird? Aber die Antwort liegt in jenem eiskalten Blick. Während sie geht, wirbeln die Gedanken in ihrem Kopf durcheinander. Was soll sie jetzt nur tun? Am vernünftigsten wäre es, auf den Posten als Bibliothekarin zu verzichten. Wie soll sie auch die Bücher transportieren, wenn Dr. Tod ihr auf den Fersen ist? Er hat etwas Furchteinflößendes an sich, etwas ganz und gar nicht Normales. In den letzten Jahren hat sie viele Nazis kennengelernt, aber dieser hier ist anders. Sie spürt, dass er ein besonderes Talent für das Böse hat.

Sie sagt ihrer Mutter Gute Nacht, flüsternd, damit ihre Verstörung nicht offensichtlich wird, und legt sich vorsichtig auf ihre Pritsche, den Kopf neben die stinkenden Füße der älteren Insassin. Ihr gewispertes «Gute Nacht» versickert in den Dachritzen. Sie kann nicht schlafen, aber sie kann sich auch nicht bewegen. Sie liegt ganz still, während die Gedanken in ihrem Kopf sich überschlagen. Mengele hat sie gewarnt. Und vielleicht ist das ein Privileg, denn weitere Warnungen wird es mit Sicherheit nicht geben. Beim nächsten Mal wird er ihr eine subkutane Nadel ins Herz bohren. Sie kann nicht weiter auf die Bücher von Block 31 aufpassen. Aber wie kann sie die Bibliothek aufgeben?

Wenn sie es tut, werden alle denken, dass sie Angst hat. Sie wird ihre Erklärungen vorbringen, die alle vernünftig und plausibel klin-



gen. Jeder, der halbwegs bei Verstand ist, würde an ihrer Stelle das Gleiche tun. Aber sie weiss auch, dass sich Neuigkeiten in Auschwitz schneller verbreiten, als Flöhe von einer Pritsche zur nächsten springen. Wenn in der ersten Reihe jemand erzählt, dass ein Mann ein Glas Wein getrunken hat, dann ist bis zur letzten Reihe ein ganzes Fass daraus geworden. Das geschieht nicht aus Boshaftigkeit. Es sind alles anständige Frauen. Auch Frau Turnovská, eine nette Frau, die ihre Mutter gut behandelt, ist so. Nicht einmal sie kann ihre Zunge im Zaum halten.

Sie kann es jetzt schon hören: «Natürlich hat das Mädchen Angst bekommen ...» Und sie werden es in diesem gönnerhaften Tonfall sagen, der Dita so sehr aufbringt, mit gespielterm Verständnis. Und das Schlimmste ist, dass irgendjemand immer gutmütig genug sein wird, um zu sagen: *«Die Ärmste, es ist nur verständlich. Sie hat Angst bekommen. Sie ist doch noch ein Kind.»*

*Ein Kind?*, denkt Dita. *Von wegen! Dafür müsste man erst mal eine Kindheit haben.*

## Kapitel 4

Eine Kindheit...

Es war eine dieser schlaflosen Nächte, als Dita sich ein Spiel ausdachte, um ihre Erinnerungen in Fotos zu verwandeln und ihren Kopf zu dem einzigen Album zu machen, das niemand ihr je nehmen konnte. Nachdem die Nazis in Prag einmarschiert waren, musste die Familie ihre Wohnung im «elektrischen Haus», wie ihr Mietshaus wegen seiner besonders modernen Ausstattung genannt wurde, aufgeben. Dita liebte die Wohnung, die die modernste der Stadt war, mit einer Waschmaschine im Keller und mit einer Sprechanlage, um die sie von ihren Klassenkameraden glühend beneidet wurde. Als sie eines Tages aus der Schule kam, stand ihr Vater im Wohnzimmer, elegant wie immer in seinem grauen Anzug, doch ungewöhnlich ernst. Er eröffnete Dita, dass sie ihr wunderbares Apartment gegen eine Wohnung in der Nähe des Schlosses eintauschen würden, im Hradschin. «Die Wohnung ist heller als diese hier», sagte er, ohne sie anzusehen. Er scherzte noch nicht einmal, so, wie er es sonst immer tat, um den Dingen die Spitze zu nehmen. Ditas Mutter blätterte in einer Zeitschrift und schwieg.

«Ich will aber nicht weg von hier!», rief Dita.

Ihr Vater senkte betrübt den Kopf, und es war ihre Mutter, die von ihrem Stuhl aufstand, auf Dita zukam und ihr eine Ohrfeige ver-

setzte, die einen deutlichen Abdruck auf ihrer Wange hinterliess.

«Aber Mama», sagte Dita, eher verblüfft als verletzt, denn normalerweise erhob ihre Mutter kaum je die Stimme, «du hast doch immer gesagt, mit diesem Apartment sei ein Traum für dich wahr geworden ...»

Liesl umarmte sie. «Es ist der Krieg, Edita. Es ist der Krieg.»

Ein Jahr später stand ihr Vater wieder im Wohnzimmer, im gleichen grauen Anzug. Inzwischen gab es bei der Sozialversicherung, wo er als Anwalt arbeitete, immer weniger für ihn zu tun, und er verbrachte die Nachmittage oft zu Hause, wo er Landkarten studierte und seinen Globus kreisen liess. Er erzählte Dita, dass sie in die Josephstadt umziehen würden. Der Reichsprotektor, der das Land jetzt regierte, hatte angeordnet, dass alle Juden dort wohnen sollten. Die dreiköpfige Familie musste zusammen mit den Grosseltern in eine winzige, baufällige Wohnung in der Elisky-Krásnohorskö-Strasse umziehen, nahe der extravaganten Synagoge, die Dita gut kannte, weil ihr Vater ihr immer erzählte, es handle sich um spanische Architektur, wenn sie dort vorbeikamen. Inzwischen stellte Dita keine Fragen mehr und rebellierte auch nicht.

*Es ist der Krieg, Edita, es ist der Krieg.*

Und in dieser Abwärtsspirale, in die ihr altes Leben sich unwiderruflich verwandelte, kam schliesslich an einem Nachmittag die Vorladung des Judenrats von Prag, in der man sie erneut zum Umzug aufforderte. Diesmal jedoch mussten sie Prag verlassen und nach Theresienstadt ziehen, ein Dorf, das früher einmal eine befestigte Militäranlage gewesen war und aus dem gerade ein jüdisches Getto wurde. Ein Getto, das Dita bei der Ankunft schrecklich fand, nach dem sie jetzt Heimweh hat und von dem es erneut weiter ab-

wärts ging, bis sie im Schmutz und der Asche von Auschwitz angekommen waren, wo es nicht mehr weiter bergab ging ... oder doch?

Nach jenem Winter 1939, mit dem alles begann, dem Jahr, das die stumme Parade der Nazis brachte wie ein Grippevirus, das die Wirklichkeit infizierte, begann die Welt um Dita herum zu bröckeln, erst langsam, dann immer schneller. Die Lebensmittelmarken, die Verbote – sie durften nicht mehr ins Café, sie durften nicht mehr zu den gleichen Zeiten einkaufen wie die anderen Bürger der Stadt, sie durften keine Radios mehr besitzen, durften nicht mehr ins Kino oder ins Theater, keine Äpfel mehr kaufen ... Schliesslich durften die jüdischen Kinder nicht mehr zur Schule. Auch das Spielen im Park war jetzt verboten. Es war, als wollten die Nazis den Kindern die Kindheit verbieten.

Doch das gelang ihnen nicht. Dita muss lächeln, als ihr ein Bild aus ihrem Fotoalbum in den Sinn kommt. Zwei Kinder, die Hand in Hand über den alten jüdischen Friedhof von Prag gehen, zwischen lauter Grabsteinen, auf denen kleine Steine liegen, damit der Wind die darunterliegenden Zettel nicht davonträgt. Zusammenkünfte auf dem gut erhaltenen Friedhof aus dem 15. Jahrhundert hatten die Nazis nicht verboten. Einer von Hitlers ebenso minutiösen wie idiotischen Plänen bestand darin, die Synagoge und den Friedhof in ein Museum über die jüdische Rasse zu verwandeln, die bis dahin ausgerottet wäre. Ein anthropologisches Museum, in dem die Juden so etwas wie Dinosaurier sein würden, ein Relikt aus einer vergangenen Epoche, ein Museum, das die künftigen Schulkinder – die arischen natürlich – lustlos und neugierig besuchen würden.

Die jüdischen Kinder der Stadt, denen der Zutritt zu den Parks und den Schulen verboten war, hatten den alten Friedhof in einen

Spielplatz verwandelt. Zwischen den Grabsteinen, die im Lauf der Jahrhunderte von Moos überwuchert worden waren, tollten Kinder umher.

Unter der Kastanie, verborgen hinter zwei schiefen, fast umgestürzten Grabsteinen zeigte Dita ihrem Schulfreund den Namen eines besonders grossen Grabmals, auf dem «Jehuda Löw Ben Be-calel» stand. Erik hatte keine Ahnung, wer das war, also gab sie ihm die Geschichte weiter, die ihr Vater ihr viele Male erzählt hatte, wenn er seine Kippa aufsetzte und sie über den Friedhof gingen. Judah war Rabbiner in der Prager Josefstadt, wo damals alle Juden leben mussten, genau wie jetzt gerade. Dort studierte er die Kabbala und versuchte einem Menschen aus Ton Leben einzuhauchen.

«Aber das ist doch unmöglich!», unterbrach Erik sie lachend.

Dita lächelt bei der Erinnerung daran, wie sie auf den Trick ihres Vaters zurückgriff: Sie senkte die Stimme, brachte ihr Gesicht näher an seines und flüsterte röchelnd: «Der Golem.»

Erik erbleichte. Jeder in Prag hatte schon von dem riesigen Golem gehört, dem Ungeheuer aus Lehm. Dita erzählte, was sie von ihrem Vater wusste: Dem Rabbiner war es gelungen, das heilige Wort zu entschlüsseln, mit dem Jahwe seiner Schöpfung Leben einhauchte. Er formte eine kleine Lehmfigur und steckte ihr einen Zettel mit dem geheimen Wort in den Mund. Und die Skulptur wuchs und wuchs, bis sie zu einem Koloss mit Eigenleben wurde. Doch Rabbi Löw konnte sie nicht kontrollieren, und der Lehm-Mensch ohne Gehirn begann das Viertel zu verwüsten und Panik zu verbreiten. Er war ein unzerstörbarer Gigant, und es sah so aus, als wäre es unmöglich, ihn zu vernichten. Es gab nur eine Möglichkeit: Man musste warten, bis er schlief, ihm unter Aufbietung allen Mutes die Hand in den Mund stecken, wenn er gerade schnarchte, und das Papier herausziehen, damit er sich wieder in eine leblose Statue ver-

wandelte. Der Rabbi zerriss den Zettel mit dem magischen Wort in tausend Fetzen und begrub den Golem.

«Wo?», fragte Erik gespannt.

«Das weiss niemand, es ist ein geheimer Ort. Und es heisst, wenn das jüdische Volk sich in Not befindet, wird ein von Gott erleuchteter Rabbi kommen, das magische Wort erneut entschlüsseln, und der Golem wird zurückkehren und uns retten.»

Erik sah Dita bewundernd an, weil sie so geheimnisvolle Geschichten wie die über den Golem kannte. Er strich ihr sanft mit den Fingern über das Gesicht und gab ihr im Schutz der dicken Friedhofsmauern heimlich einen unschuldigen Kuss auf die Wange.

Bei der Erinnerung daran muss Dita erneut lächeln.

Den ersten Kuss, so harmlos er auch sein mag, vergisst man nie, weil er die erste Zeile der Liebe auf eine noch leere Seite schreibt. Mit einem Schauer erinnert sie sich an die Freude, die sie an jenem Nachmittag empfunden hatte, und staunt darüber, wie die Fähigkeit zur Freude mitten in der Wüste des Krieges blühen kann. Erwachsene jagen oft vergeblich einem Glück nach, das sie niemals finden und das bei Kindern überall gedeiht.

Aber jetzt ist sie kein Kind mehr, und sie wird sich nicht wie ein Kind behandeln lassen. Sie wird die Bibliothek nicht aufgeben. Sie wird weitermachen, weil sie es muss. Genau das hat Hirsch gesagt: Man beisst die Zähne zusammen und schluckt seine Angst hinunter. Und macht weiter. Sie wird sich nicht beirren lassen ... Diesen Gefallen wird sie ihnen nicht tun, weder den alten Giftspritzen noch dem satanischen Dr. Mengele. Soll er sie doch holen, wenn er sie aufschneiden will.

Dita macht die Augen auf, und in der Dunkelheit der Baracke verwandelt sich die Flamme ihres Stolzes in eine schwache Ölfun-

zel. Sie hört Husten, Schnarchen, das Stöhnen einer Frau, die wahrscheinlich Schmerzen hat. Vielleicht will sie ja nur nicht wahrhaben, dass es ihr gar nicht darum geht, was die anderen Insassen über sie sagen, ob das nun FrauTurnovská ist oder irgendjemand anders. Nein, in Wahrheit geht es ihr darum, was Fredy Hirsch von ihr denken würde.

Vor ein paar Tagen hat sie zugehört, als er mit den älteren Kindern von der Leichtathletikmannschaft redete, die nachmittags um die Baracke laufen, bei Regen und Schnee, bei Kälte und Frost. Hirsch läuft mit ihnen, immer ganz vorn an der Spitze.

«Der stärkste Athlet ist nicht der, der als Erster im Ziel ist. Das ist nur der schnellste. Der stärkste ist derjenige, der aufsteht, wenn er hinfällt. Der nicht stehen bleibt, wenn er Seitenstechen hat. Der nicht aufgibt, wenn das Ziel noch weit weg ist. Wenn so ein Läufer ins Ziel kommt, hat er gewonnen, auch wenn er der Letzte ist. Manchmal kann man einfach nicht so schnell sein, weil die Beine zu kurz sind oder die Lunge nicht genug Sauerstoff fasst. Aber man kann sich immer dafür entscheiden, der Stärkste zu sein. Es hängt einzig und allein von einem selbst ab, vom eigenen Willen und davon, wie sehr man sich anstrengt. Ihr müsst für mich nicht die Schnellsten sein, aber ich verlange von euch, dass ihr die Stärksten seid.»

Dita weiss genau: Wenn sie ihm sagen würde, dass sie die Bibliothek aufgeben muss, würde er freundliche Worte finden, er würde höflich sein, sie sogar trösten ... aber sie weiss nicht, ob sie seinen enttäuschten Blick ertragen könnte. In ihren Augen ist er unzerstörbar, genau wie der unbesiegbare Golem aus der jüdischen Sage, der sie eines Tages alle retten wird.

«Fredy Hirsch ...» Sie sagt seinen Namen laut vor sich hin, um sich in dieser dunklen Nacht Mut zu machen.

Zwischen den Bildern in ihrem Kopf entdeckt sie eines, das vor ein paar Jahren in den hügeligen Feldern von Strasnice ausserhalb von Prag entstanden ist. Dort, abseits der strengen Restriktionen der Stadt, konnten die Juden ein wenig freier atmen. Hier befand sich der Sportplatz von Hagibor.

Auf dem Bild ist es Sommer, es ist ein heisser Tag, etliche Jungen haben ihr Hemd ausgezogen. Sie sieht sich selbst in einem Kreis aus Kindern und Jugendlichen, in der Mitte drei Personen. Die eine ist ein stämmiger Junge von zwölf oder dreizehn Jahren, der eine Brille und ansonsten nur eine kurze weisse Hose trägt. In der Mitte verbeugt sich gerade ein Magier, der sich zuvor theatralisch als Borghini vorgestellt hat. Er ist elegant gekleidet, mit seinem Hemd, dem Jackett und der gestreiften Krawatte. Auf der anderen Seite steht ein junger Mann, der Sandalen und bloss eine kurze Hose trägt, die seinen schlanken, muskulösen Körper zur Geltung bringt. Dita erfuhr damals, dass er Fredy Hirsch hiess und in Strasnice Freizeitaktivitäten für die Jugendlichen organisierte. Der Junge mit der Brille hält das Ende einer Kordel, der Magier fasst sie in der Mitte und Hirsch am anderen Ende. Dita erinnert sich noch an seine Haltung: die eine Hand an der Taille, mit einer gewissen Koketterie, während die andere ein Ende der Kordel hielt. Hirsch sah den Zauberkünstler an, sein Lächeln war ein wenig spöttisch.

Auch wenn sie ihn damals als sehr gut aussehend empfand, war es doch etwas anderes, das sie an ihm fesselte. Es waren nicht die markanten Gesichtszüge oder der durchtrainierte Körper, es waren seine eleganten Bewegungen, seine Art, sich zu artikulieren, der durchdringende Blick, mit dem er seine Zuhörer ansah, einen nach dem anderen, ohne jemanden auszulassen. Seine knappen Gesten hatten etwas Martialisches, waren aber zugleich harmonisch wie im klassischen Ballett. Er redete so enthusiastisch und malte ihnen so



verlockend aus, wie sie auf den Golanhöhen spazieren gehen würden, er machte sie so stolz darauf, Juden zu sein, dass es schwer war, nicht zu seiner Gruppe gehören zu wollen. Er redete nicht wie ein Rabbiner, er war sehr viel leidenschaftlicher und viel weniger orthodox. Vielleicht war es sein Ausseres, das ihn weniger wie einen Mann der Kirche wirken liess, sondern eher wie einen Oberst, der seine jugendlichen Truppen um sich scharte, ein Heer, das sich von seinen Worten einlullen liess.

Die Vorführung begann, und der tapfere Borghini begegnete der zerstörerischen Gewalt des Krieges mit seinen kleinen Zaubertricks: die bunten Tücher aus seinem Ärmel gegen Kanonen, Pik-Asse gegen Jagdbomber. Die Magie siegte wundersamerweise, nach ein paar Augenblicken, in denen sich auf den Gesichtern Staunen und Erheiterung malte.

Ein resolutes Mädchen kam auf Dita zu, ein Bündel Flugblätter in der Hand, und reichte ihr eines davon. «Willst du nicht bei uns mitmachen? Wir organisieren Sommer-Camps am Fluss Orlice bei Bezprávi. Dort treiben wir Sport und stärken den jüdischen Geist. Auf dem Flugblatt steht mehr darüber.»

Ihr Vater war nicht begeistert. Dita hatte ihn zu ihrem Onkel sagen hören, wie wenig er davon hielt, dass sie Sport trieb und sich mit Politik beschäftigte. Man munkelte, dass dieser Hirsch mit den Kindern Guerilla spielte, dass sie Schützengräben aushoben und so taten, als würden sie von dort aus schießen, und dass er sie im Nahkampf unterrichtete, als wären sie ein kleines Heer.

Unter Hirsch als Befehlshaber würde Dita ganz bestimmt in den Schützengräben steigen. Sie steckt sowieso schon viel zu tief in dieser Sache drin. Sie alle sind Juden, für andere schwer zu knacken. Das gilt für sie genauso wie für Hirsch. Sie wird die Bibliothek nicht aufgeben ... aber sie wird in Zukunft höllisch aufpassen, sie wird vier Ohren und acht Augen haben, auf die Schatten achten, in denen

Mengele sich bewegt, damit sie nicht geschnappt wird. Sie ist nur ein vierzehnjähriges Mädchen, das der mächtigsten Vernichtungsmaschinerie der Menschheitsgeschichte gegenübersteht, aber sie wird sich nicht fügen. Diesmal nicht. Sie wird ihnen die Stirn bieten. Ganz gleich, was passiert.

Dita ist nicht die einzige Person im Lager, die nicht in den Schlaf findet. Als Blockältester von Block 31 genießt Fredy Hirsch das Privileg eines eigenen Raums, noch dazu in einer Baracke, in der er der einzige Bewohner ist. Nachdem er eine Weile über seinen Berichten gegessen hat, verlässt er seine Kammer und bleibt in der Stille stehen. Das Stimmengewirr des Tages ist verstummt, wie auch die Lieder. Sobald die Kinder davonstürmen, wird die Schule wieder zu einer primitiven Holzbaracke.

«Sie sind das Beste, was wir haben», sagt er zu sich selbst. Ein weiterer Tag, der überstanden ist, eine weitere Inspektion. Jeder vergangene Tag ist eine gewonnene Schlacht. Seine breite Sportlerbrust sinkt in sich zusammen, und er steht mit hängenden Schultern da, als hätte ihm jemand die Luft abgelassen. Ermattet lässt er sich auf einen Schemel sinken und schliesst die Augen. Plötzlich merkt er, wie müde er ist. Er ist erschöpft, aber das darf niemand erfahren. Er ist ein Anführer. Er hat nicht das Recht, mutlos zu sein. Sie vertrauen ihm, er darf sie nicht enttäuschen. Wenn sie wüssten ...

Er lügt ihnen allen etwas vor. Wenn seine Bewunderer herausfinden, wer er wirklich ist, würden sie ihn hassen.

Um seine Erschöpfung zu überwinden, steht er auf, lässt sich auf alle vier herab und macht ein paar Liegestützen. In seinen Sportgruppen erzählt er den Kindern immer, dass Anstrengung die Müdigkeit vertreibt. Auf und ab, auf und ab.

Die Pfeife, die er immer um den Hals trägt, schlägt rhythmisch auf den gestampften Erdboden. Sein Geheimnis zu wahren fühlt sich

an wie eine Eisenkugel, die er an einer Kette an seinem Fussknöchel mit sich herumschleppt, aber er weiss, dass es nötig ist, genauso wie er die Zähne zusammenbeissen muss, wenn seine Arme bei den Liegestützen schmerzen. Er muss sich weiter auf und ab bewegen. Das metallische Klappern der Pfeife auf dem Fussboden darf nicht aufhören. Zähne zusammenbeissen. Auf und ab.

«Schwäche ist Sünde», flüstert er, schon ziemlich ausser Atem. Die Wahrheit macht die Menschen frei, denkt er. Die Wahrheit zu sagen verschafft einem Respekt, so verhalten sich die Mutigen. Aber genauso trifft es zu, dass die Wahrheit manchmal alles zerstört, was sie berührt. Also beisst er weiter die Zähne zusammen und beginnt eine weitere Serie Liegestützen, und während ihm der Schweiss den Rücken hinabrinnt, denkt er, dass es vielleicht auch ein Akt des Grossmuts ist, die schmutzige Wahrheit für sich zu behalten und dieses Brennen allein zu ertragen, damit nicht andere sich verbrennen. Grossmut oder Feigheit? Vielleicht fürchtet er ja, die Bewunderung zu verspielen, die er sich so hart verdient hat? Er beschliesst, nicht länger darüber nachzudenken. Lieber zählt er weiter Liegestützen und beisst die Zähne zusammen.

Für Fredy ist aus diesem Grund der Sport niemals Aufopferung, sondern stets Befreiung gewesen. In Aachen, wo er 1916 zur Welt kam und nahe der deutschen Grenze zu Belgien und Holland aufwuchs, gingen alle Kinder zu Fuss zur Schule. Er war der Einzige, der immer rannte, die Fibel und das Schreibheft als Bündel an einem Riemen über seiner Schulter. Die Händler in der Strasse wollten manchmal wissen, wieso er es denn so eilig habe, und er grüsste dann höflich, ohne sein Tempo zu verlangsamten. Es ging ihm nicht um Pünktlichkeit, und er hatte es auch nicht eilig, er rannte einfach gerne. Wenn ihn ein Erwachsener fragte, warum er immer im Trab

unterwegs war, antwortete er, Gehen mache ihn müde, Rennen dagegen nie.

Wenn er dann im Laufschrift auf dem Vorplatz vor dem Haupteingang der Schule ankam, nutzte er seinen Schwung, um wie bei einem Hindernislauf über die Bank zu springen, auf der sich zu dieser Stunde keine alten Leute sonnten. Er träumte von einer Laufbahn im Profisport und erzählte seinen Schulfreunden bei jeder Gelegenheit davon.

Als er zehn war, zerbrach seine Kindheit mit ihren wilden Läufen und dem Fussballspielen im Viertel durch den Tod seines Vaters in tausend Scherben. Auf seinem Schemel in der Baracke versucht Fredy, sich seinen Vater vorzustellen, aber der Zement seiner Erinnerung war damals noch zu weich. Am deutlichsten erinnert er sich an die Lücke, die sein Vater hinterliess, die so schrecklich schmerzte und die nie wieder gefüllt wurde. Noch heute spürt er oft diese Einsamkeit, selbst wenn er inmitten von Menschen ist.

Nach dem Tod seines Vaters hatte er immer weniger Kraft zum Laufen. Er fand keinen Spass mehr daran und verlor allen Lebensmut. Seine Mutter musste jetzt den ganzen Tag arbeiten, und damit er nicht immer allein zu Hause war und mit seinem älteren Bruder stritt, meldete sie ihn im Jüdischen Pfadfinderbund Deutschland an, mit einer Sportabteilung, die den Namen Makkabi Hatzair trug.

Es roch nach Lauge, als er zum ersten Mal das weitläufige und ein wenig verwahrloste Gelände betrat, an dessen Tür eine Hausordnung angebracht war. Daran erinnert er sich noch deutlich, und er hat auch nicht vergessen, dass er mit den Tränen kämpfte. Aber im JPD fand der kleine Fredy Hirsch nach und nach die Wärme, die ihm in der leeren Wohnung mit der fast immer abwesenden Mutter und ohne seinen Vater fehlte. Hier fand er seinen Platz in der Welt. In der Kameradschaft, den Brettspielen an Regentagen und den Aus-

flügen, bei denen immer eine Gitarre dabei war und stets Geschichten über die israelischen Märtyrer erzählt wurden. Das Fussballspielen, der Basketball, das Sackhüpfen und die Leichtathletik wurden sein Rettungsanker. Samstags, wenn alle zu Hause bei ihren Familien blieben, ging er allein auf den Sportplatz, um ein paar Bälle in die rostigen Basketballkörbe zu werfen, oder er machte endlose Sit-ups, bis sein Hemd tropfnass war. Das harte Training vertrieb seine Sorgen und liess seine Unsicherheit verschwinden. Wenn er sich auf diese Aufgaben konzentrierte, dachte er an gar nichts, war beinahe glücklich und vergass, dass er seinen Vater verloren hatte, als er ihn am meisten gebraucht hätte.

Seine Mutter heiratete ein weiteres Mal, und als Fredy heranwuchs, fühlte er sich im JPD-Heim mehr zu Hause als in seinem Elternhaus. Nach der Schule ging er stets direkt dorthin, und es gab immer eine Ausrede, um spätabends nach Hause zu kommen: Sitzungen des Vorstands – dem er angehörte –, Ausflüge, die organisiert werden mussten, Wettkämpfe, Reparaturen auf dem Gelände ... Aber je älter er wurde, desto schlechter kam er mit den Gleichaltrigen zurecht, von denen die wenigsten etwas mit seinem mystischen Zionismus anfangen konnten, durch den die Heimkehr nach Palästina zu seiner Mission wurde, genauso wenig wie sie seine Leidenschaft teilten, zu jeder Tag- und Nachtzeit Sport zu treiben. Einige Male lud man ihn auf Feste ein, wo sich die ersten Paare fanden, aber Fredy fühlte sich dort nicht wohl und fand immer eine Ausrede, bis man ihn nicht mehr einlud.

Er entdeckte, dass er am meisten Freude daran hatte, die jüngsten Kinder zu trainieren und Wettkämpfe für sie zu veranstalten. Er machte seine Sache gut, und sein Enthusiasmus beim Volleyball- und Basketballtraining steckte seine Schüler an. Seine Mannschaften kämpften immer bis zum bitteren Ende.

«Los, los! Schneller, schneller!», feuerte er die Kinder von der Seitenlinie aus an. «Wenn du dich nicht anstrengst, dann heul nachher auch nicht, wenn du verloren hast!»

Fredy Hirsch weint nicht. Niemals.

Auf und ab. Auf und ab. Auf und ab.

Nur seine harten Muskeln weinen Tränen aus Schweiss, während sie sich immer wieder anspannen und lockerlassen, bis er mit seinen Liegestützen fertig ist. Dann steht Fredy zufrieden auf. So zufrieden, wie ein Mann sein kann, der die Wahrheit verschweigt.

## Kapitel 5

**R**udi Rosenberg ist schon seit zwei Jahren in Birkenau, was eine ziemliche Leistung ist. Ein seltenes Verdienst, das ihn zu einem neunzehnjährigen Veteranen macht und ihm eine Stelle als Lagerschreiber eingebracht hat, bei der er Buch über die Zahl der Insassen führen muss, an einem Ort, wo die Zu- und Abgänge von Personen auf tragische Weise konstant bleiben. Die Nazis, die auch beim Töten penibel sind, sehen in ihm einen geschätzten Mitarbeiter. Deswegen läuft Rudi Rosenberg nicht in der üblichen gestreiften Häftlingsuniform herum, sondern trägt mit Stolz eine alte Reiterhose, die man zu jeder anderen Zeit schon weggeworfen hätte, die in Auschwitz jedoch als luxuriöses Kleidungsstück gilt. Abgesehen von den Kapos, den Köchen und den Leuten in Vertrauenspositionen wie den Lagerschreibern oder den Blocksekretärinnen tragen alle anderen Häftlinge gestreifte Uniformen. Abgesehen von seltenen Ausnahmen, wie im Familienlager.

Rudi passiert die Kontrollstelle des Quarantänelagers, dem er zugewiesen wurde, wobei er den Wachen, an denen er vorbeikommt, das freundliche Lächeln eines Bilderbuchinsassen schenkt. Als er sie informiert, dass er zum Lager Bild geht, um ein paar Listen abzugeben, halten sie ihn nicht auf. Er geht auf dem unbefestigten Weg am Rand des Lagers, der die verschiedenen Lager im Komplex Birken-

au miteinander verbindet, und blickt hinüber zu der Baumreihe, die die Waldgrenze bildet. An diesem Winternachmittag ist der Wald nur ein verschwommener Umriss. Ein Windstoss trägt den süßen Duft nach feuchtem Unkraut, Pilzen und Moos zu ihm herüber. Für einen Moment schliesst er die Augen und genießt ihn. Die Freiheit riecht nach feuchtem Wald.

Man hat ihn zu einem geheimen Treffen einberufen, wo über das rätselhafte Familienlager gesprochen werden soll. Der junge Lager-schreiber erinnert sich an ein paar Dinge, die vor einigen Monaten passiert sind, auch wenn sie ihm an einem Ort ausserhalb der Realität, wie diesem Lager, wie ferne Ereignisse aus einem unbekanntem Zeitalter erscheinen. So, wie die Kompassnadel durcheinanderkommt, wenn man sich dem Nordpol nähert, spielt der Kalender in Auschwitz verrückt.

Es war ein Morgen im September. Er rechnete mit dem Üblichen: zerlumpte Menschen in Häftlingsuniform, aller Habseligkeiten beraubt und immer noch betäubt von der Ankunft in der Stacheldrahtwelt von Auschwitz, wo es nach verkohltem Fleisch stinkt. Lauter gleich benommene Gesichter, denn in der Hilflosigkeit werden die Menschen einander ähnlicher. Doch als er den Kopf hob, erblickte er vor dem Tisch das aufgeweckte Gesicht eines kleinen, sommersprossigen Mädchens mit zwei blonden Zöpfen, das seinen Stoffbär umklammerte. Er war verblüfft. Das Mädchen starrte ihn immer noch an. Nach all dem Grauen hatte der Slowake bereits vergessen, dass jemand so schauen konnte: ohne Angst, ohne Groll, ohne eine Spur von Wahnsinn. Sie war sechs Jahre alt und am Leben, trotz Auschwitz. Es erschien ihm wie ein Wunder.

Weder er noch die Widerstandsbewegung konnten sich damals erklären, wieso die Nazis im Lager Kinder am Leben gelassen hatten. So etwas war bislang nur im Zigeunerlager geschehen, das Dr.



Mengele für seine Rassenexperimente missbrauchte, aber nie bei den Juden. Und im Dezember ist dann ein weiterer Gefangenentransport angekommen, wieder aus dem tschechischen Getto Theresienstadt.

Die Prozedur ist bei allen eintreffenden Transporten die gleiche. Die Leute werden mit Stössen und Schlägen zum Aussteigen genötigt, Männer und Frauen werden in zwei grossen Pulks getrennt. Noch auf dem Bahnsteig müssen sie nacheinander an einem Arzt vorbeigehen, der sie nach rechts und links aufteilt. Die Gesunden, die man als Arbeitskraft ausbeuten kann, kommen auf die eine Seite. Auf der anderen Seite bilden die Alten, die Kinder, die Schwangeren und die Kranken eine Gruppe, die das Lager nicht einmal betreten wird: Sie werden sofort zum oberen Teil des Lagers gebracht, wo die Krematorien liegen, die Tag und Nacht arbeiten. Dort werden sie in den Gaskammern hingerichtet.

Als Rudi Rosenberg zum Treffpunkt kommt, die Rückseite einer Baracke im Lager Bild, warten bereits zwei Männer auf ihn. Der eine trägt eine Küchenschürze und ist von krankhafter Blässe; er stellt sich als Lem vor, einen Nachnamen nennt er nicht. David Szmulewski, der als Dachdecker angefangen hat und jetzt Gehilfe des Blockältesten von Baracke 27 in Lager Bild ist, trägt Zivil: eine abgetragene Cordhose und einen Pullover, der ebenso verknittert ist wie sein Gesicht, in dem sich die Spuren seines Lebens eingegraben haben.

Die wesentlichen Informationen über die Ankunft des neuen Dezemberkontingents im Familienlager Bllb haben sie bereits erhalten, aber sie wollen von Rosenberg so viele Einzelheiten wie möglich hören. Der Slowake bestätigt ihnen, dass am 5. Dezember tausend Juden eingetroffen sind, die man aus dem Getto Theresienstadt deportiert hat. Sie sind in zwei aufeinanderfolgenden Zügen im Ab-

stand von drei Tagen im Familienlager angekommen. Wie schon die Ankömmlinge im September durften sie ihre Zivilkleidung behalten, wie auch ihre Haare, und auch die Kinder liess man hinein.

Die zwei Anführer des Widerstands hören schweigend zu, während Rudi Rosenberg redet. Das alles wussten sie bereits, doch es geht ihnen nicht in den Kopf: dass eine Todesfabrik wie Auschwitz-Birkenau, wo die Häftlinge nur als Arbeitskraft etwas wert sind, einen Lagerabschnitt zu etwas so wenig Profitablem wie einem Familienbereich macht. Irgendetwas stimmt nicht in dieser Gleichung.

«Ich verstehe es immer noch nicht», murmelt Szmulewski. «Die Nazis sind zwar Psychopathen und Verbrecher, aber sie sind nicht dumm. Wieso bringen sie in ein Lager mit Zwangsarbeitern kleine Kinder, die essen müssen, Plätze belegen und keinerlei Nutzen mit sich bringen?»

«Vielleicht ist es ja ein Experiment in grossem Massstab, das dieser wahnsinnige Dr. Mengele sich ausgedacht hat?»

Darauf hat niemand eine Antwort. Rosenberg wendet sich einem der interessantesten Punkte zu. In den Anweisungen zum Gefangenentransport vom September befand sich ein Vermerk: «Sonderbehandlung nach sechs Monaten.» Und neben den eintätowierten Nummern der Häftlinge stand «SB6».

«Weiss irgendjemand mehr über diese Sonderbehandlung?»

Die Frage schwebt unbeantwortet im Raum. Der polnische Koch kratzt mit dem Fingernagel einen angetrockneten Schmutzleck von seiner Schürze, die schon lange nicht mehr weiss ist. Verkrustetes von dem schmutzigen Stoff abzukratzen ist bei ihm zur Sucht geworden, so wie bei anderen das Rauchen. Szmulewski flüstert, was alle denken: dass die besondere Behandlung an diesem Ort die Leute umbringt.

«Aber wozu das alles?», fragt Rudi Rosenberg. «Wenn man sie

loswerden will, wieso gibt man dann sechs Monate lang Geld aus, um sie durchzufüttern? Das ergibt doch keinen Sinn.»

«Es muss aber so sein. Eines habe ich in den sechs Monaten hier gelernt – bei denen hat alles einen Grund, zwar meist einen schrecklichen, erbarmungslosen ... aber einen Grund gibt es immer. Hier ist nichts dem Zufall überlassen oder passiert einfach so. Es muss etwas dahinterstecken. Die Deutschen sind ausserstande, ohne so etwas wie Logik zu leben.»

«Aber selbst wenn die Sonderbehandlung darin bestünde, dass man sie ins Gas schickt, was könnten wir schon dagegen machen?»

«Im Moment nicht viel. Wir wissen ja noch nicht mal, ob es stimmt.»

In diesem Augenblick kommt ein weiterer Mann. Er ist jung, gross und stark und macht einen nervösen Eindruck. Er trägt ebenfalls keine Häftlingsuniform, stattdessen hat er einen Rollkragenpullover – ein seltenes Privileg für einen Häftling. Rudi macht Anstalten zu gehen, um nicht weiter zu stören, aber der Pole bedeutet ihm zu bleiben.

«Danke, dass du gekommen bist, Schlomo. Wir hören nur wenig über das Sonderkommando.»

«Ich kann nicht lange bleiben, Szmulewski.» Der junge Mann gestikuliert beim Reden lebhaft mit den Händen, woraus Rudi schliesst, dass er Südländer ist, und er irrt sich nicht, denn Schlomo stammt aus einer jüdisch-italienischen Gemeinde in Thessaloniki.

«Wir wissen nicht viel über das, was in den Gaskammern passiert.»

«Heute Morgen wieder dreihundert, nur im zweiten Krematorium. Die meisten davon Frauen und Kinder.» Schlomo verstummt und blickt sie an. Wie soll man das Unfassbare erklären? Er gestiku-

liert erneut und sieht hinauf zum Himmel, aber der ist bedeckt. «Ich musste einem kleinen Mädchen helfen, die Schuhe auszuziehen, weil ihre Mutter ein Baby im Arm hielt, und sie mussten nackt in die Gaskammer. Während ich ihr die Sandalen auszog, streckte sie mir immer wieder zum Spass die Zunge heraus. Sie war nicht mal vier Jahre alt.»

«Und sie hatten keinerlei Verdacht?»

«Möge Gott mir vergeben ... sie hatten gerade drei Tage in einem Güterwagen hinter sich. Sie sind durcheinander, verängstigt. Ein SS-Wachmann mit Maschinengewehr sagt ihnen, sie sollen duschen gehen, und sie glauben ihm. Was sollen sie auch sonst denken? Die Wachen befehlen ihnen, die Kleider aufzuhängen, und sagen ihnen sogar, sie sollen sich die Nummer des Hakens merken, damit sie sich hinterher ihre Kleider holen können. Auf diese Weise lässt man sie glauben, dass sie zurückkommen werden. Die Wachmänner lassen sie sogar die Schnürsenkel zusammenbinden, damit kein Schuh verloren geht. So können sie die ganzen Schuhe später besser einsammeln und sie zu den Baracken bringen, die wir Kanada nennen und von denen die besten Kleidungsstücke nach Deutschland geschickt werden. Die Deutschen haben für alles eine Verwendung.»

«Und du kannst sie gar nicht warnen?», wirft Rudi ein.

Sofort spürt er, wie Szmulewski ihn mit Blicken durchbohrt. Rudi hat kein Recht, hier mitzureden. Aber der Italo- Grieche antwortet ihm in seinem bekümmerten Tonfall, so, als würde er sich für jedes Wort entschuldigen.

«Möge Gott mir vergeben. Nein, ich warne sie nicht. Wozu? Was soll eine Mutter von zwei Kindern auch machen? Auf die bewaffneten Soldaten losgehen? Sie würden sie vor ihren Kindern zusammenschlagen und auf dem Boden liegend mit Tritten traktieren. Das tun sie wirklich! Wenn jemand eine Frage stellt, schlagen sie ihm die

Zähne mit dem Gewehrkolben ein, um ihn zum Schweigen zu bringen, und danach redet niemand mehr, alle schauen weg. Die SS duldet keinerlei Widerrede. Einmal kam eine gut gekleidete Frau, die sich sehr gerade hielt, an der Hand ihr sechs oder sieben Jahre altes Enkelkind. Diese Frau wusste Bescheid, sie wusste, dass man sie umbringen würde. Sie warf sich einem SS-Mann zu Füßen, sie fiel auf die Knie und flehte ihn an, sie zu töten, aber ihren Enkel am Leben zu lassen. Wisst ihr, was der Wachmann gemacht hat? Er liess die Hose runter, holte sein Ding raus und urinierte auf die Frau. Sie schlich gedemütigt zurück auf ihren Platz. Heute war eine sehr elegante Frau da, die sicher aus einer guten Familie kam. Sie schämte sich sehr, als sie sich auszog. Ich habe mich vor sie gestellt und ihr den Rücken zugekehrt, um sie ein bisschen abzuschirmen. Es war ihr so peinlich, sich nackt vor uns zu zeigen, und sie schob ihre Tochter vor sich, als Blickschutz, aber schenkte mir zum Dank ein so schönes Lächeln ...» Er verstummt für einen Augenblick, und die anderen respektieren sein Schweigen, sie senken sogar den Kopf, als wollten sie schamhaft den Blick von der nackten Frau mit dem Kind abwenden. «Sie sind mit den anderen ins Gas gegangen ... möge Gott mir vergeben. Sie pferchen sie zusammen, wisst ihr? Sie schicken mehr Menschen hinein, als in die Kammern hineinpassen. Wenn gesunde Männer dabei sind, dann sparen sie diese bis zum Schluss auf, und dann prügeln sie sie mit Stockhieben hinein, damit die, die schon drin sind, Platz machen. Anschliessend geht die Tür zur Gaskammer zu. Da drin gibt es Duschköpfe, damit sie keinen Verdacht schöpfen und weiter an die bevorstehende Dusche glauben.»

«Und dann?», fragt Szmulewski.

«Dann nehmen wir den Deckel vom Trichter ab, und einer von den SS-Männern wirft einen Kanister Zyklon-Gas hinein. Dann war-

ten wir eine Viertelstunde, vielleicht auch ein bisschen weniger ... und dann ist es still.»

«Leiden die Menschen?»

Ein Seufzer, gefolgt von einem weiteren Blick zum Himmel. «Gott vergebe mir, ihr habt ja keine Ahnung. Wenn man in die Gaskammer kommt, findet man ein Knäuel von Leichen. Ich bin mir sicher, dass viele von ihnen plattgetrampelt werden und ersticken. Wenn das Gift wirkt, reagiert der Körper offenbar auf grausamste Weise, mit Atemnot und Krämpfen. Die Leichen sind über und über mit Exkrementen bedeckt. Die Augäpfel treten aus ihren Höhlen, und sie bluten, als wären sie innerlich explodiert. Die Hände krallen sich in einem Akt der Verzweiflung wie Klauen um die Leichen der anderen, und die Hälse sind derart nach oben verdreht, auf der Suche nach Luft, sodass es wirkt, als würden sie gleich abbrechen.»

«Und was ist dort deine Aufgabe?»

«Ich muss ihnen die Haare abschneiden, vor allem langes Haar oder Zöpfe. Das wird dann mit dem Lastwagen abgeholt. Weil das eine leichtere Arbeit ist, wechsele ich mich mit anderen ab, die die Goldzähne herausbrechen. Oder mit denen, die die Leichen zum Lastenaufzug schleppen, der sie vom Keller zu den Öfen bringt. Das ist ganz fürchterlich. Zuerst muss man sie von den anderen Leichen befreien, ein Gewirr aus Armen und Beinen, alles voller Blut und was weiss ich. Manchmal sind die Hände so glitschig, dass man gar nichts mehr greifen kann. Irgendwann haben wir uns die Gehstöcke der alten Leute geholt, die dort gestorben sind, und sie am Hals weggeschleift, das ist die beste Methode. Und oben werden sie dann verbrannt.»

«Ich habe gehört, dass auch Waffen verwendet werden.»

«Nur bei dem sogenannten Besenwagen. Der kommt ganz zum Schluss und bringt diejenigen vom Bahngleis, die nicht mehr laufen

können: die Behinderten, die Kranken, die Greise. Vor dem Krematorium kippt man die Lore mit den Leuten aus, als wären sie Kies. Sie zu entkleiden und in die Gaskammer zu bringen wäre sehr viel Arbeit. Unsere Aufgabe besteht darin, einen nach dem hochzuziehen, und ein SS-Mann erledigt sie dann mit einem Kopfschuss. Dann müssen wir die Köpfe ganz schnell loslassen, weil das Blut wie eine Fontäne herausschiesst, und wenn es die SS-Leute besudelt, werden sie zornig und bestrafen uns. Manchmal wird auch einer von uns an Ort und Stelle erschossen.»

«Von wie vielen Morden am Tag reden wir hier?»

«Wer weiss das schon. Es gibt eine Tagschicht und eine Nachtschicht, und es hört nie auf. Mindestens zweihundert oder dreihundert Leute auf einmal, und das nur in unserem Krematorium. Manchmal gibt es einen Durchlauf pro Tagschicht, manchmal auch zwei. Zuweilen werden die Öfen mit den vielen Leichen nicht fertig, dann müssen wir sie zu einer Lichtung im Wald bringen. Wir laden sie auf einen kleinen Wagen und müssen sie dann dort wieder abladen.»

«Und begrabt ihr sie?»

«Das würde viel zu viel Arbeitskraft kosten! Das wollen sie nicht. Möge Gott mir vergeben, sie werden mit Benzin übergossen und verbrannt. Danach muss die Asche zusammengeschaufelt und auf einen Lastwagen geladen werden. Ich glaube, sie verwenden sie als Dünger. Die Hüftknochen sind zu gross und verbrennen nicht, die müssen wir zermalmen.»

«Mein Gott...», murmelt Rudi.

«Falls es noch irgendjemandem hier nicht klar war», sagt Szmulewski finster, «wir befinden uns hier in Auschwitz-Birken-au.»

Während diese düstere Zusammenkunft stattfindet, kommt Dita zwei Lager weiter vor Baracke 22 an, gleich neben dem zweiten La-

trinenblock. Sie sieht sich um: nirgendwo Wachen oder verdächtige Personen. Trotzdem wird sie das unangenehme Gefühl nicht los, dass sie beobachtet wird. Dennoch betritt sie die Baracke.

An diesem Morgen ist ihr nach dem Appell eine ältere Frau aufgefallen, die trotz des Verbots zum Stacheldrahtzaun gegangen ist. Frau Turnovská, die Dita «Radio Birkenau» getauft hat, hat ihrer Mutter erzählt, dass die Wachen dieser Frau gewisse Freiheiten gewähren. Sie ist Schneiderin, und alle kennen sie unter dem Namen Dudine, weil sie aus der gleichnamigen Stadt im Süden der Slowakei kommt. In der Nähe des Zauns sammelt sie abgebrochene Drahtstücke, die sie dann mit einem Stein scharf schleift, um Nadeln aus ihnen zu machen.

Dita will unbedingt als Bibliothekarin weitermachen, aber sie muss einen Weg finden, bei dem sie sich weniger in Gefahr bringt. Nach dem Abendappell und der Ausgangssperre, nach der niemand mehr die Baracke verlassen darf, werden Geschäfte gemacht; in dieser Zeit empfängt Dudine ihre Kunden. Sie behauptet, ihre Preise seien die günstigsten in ganz Polen: eine Jacke zu kürzen kostet eine halbe Brotration; für zwei Zigaretten näht sie einen Hosenbund enger; ein ganzes Kleid inklusive Stoff kostet eine ganze Ration Brot.

Die Slowakin sitzt auf ihrer Pritsche, zwischen den Lippen eine Zigarette, und vermisst Stoff mit einem selbst gemachten Massband aus Leder. Als sie den Kopf hebt, um zu sehen, wer ihr das Licht wegnimmt, steht eine schlanke, junge Frau vor ihr, mit wirren Haaren und entschlossenem Gesichtsausdruck.

«Ich möchte, dass Sie mir zwei Taschen in meinen Kittel nähen, an jeder Seite eine. Sie müssen etwas aushalten.»

Die Frau nimmt die Überreste der Zigarette zwischen zwei Finger und mustert Dita gründlich. «Zwei Innentaschen unter deiner Klei-



dung, ich verstehe. Und wozu brauchst du diese geheimen Taschen?»

«Ich habe nicht gesagt, dass sie geheim sein sollen ...» Dita lächelt die Frau strahlend an und gibt sich ein wenig töricht.

Die Frau zieht die Augenbrauen hoch. «Ich bin nicht von gestern.»

Allmählich bereut Dita, dass sie hergekommen ist. Im Lager erzählt man sich Gerüchte über Denunzianten, die ihre Mithäftlinge für einen Teller Suppe oder ein halbes Päckchen Zigaretten verkaufen. Und die Schneiderin raucht wirklich viel, sie hat etwas von einem heruntergekommenen Vampir.

Dita tauft sie im Stillen «Gräfin Aschenbecher». Allerdings kommt ihr auch der Gedanke, dass die Frau es wohl nicht nötig hätte, im schwachen Licht der Barackenlampen zu nähen, wenn sie wirklich Privilegien hätte. Und sie verspürt so etwas wie Zärtlichkeit für sie. Nein, «Gräfin Flickstoff» ist besser.

«Na schön, ein wenig geheim ist es schon. Ich will einfach ein paar Erinnerungen an meine verstorbene Grossmutter bei mir haben.» Wieder gibt Dita sich alle Mühe, naiv zu wirken.

«Ich will dir mal einen Rat geben. Und zwar gratis. Wenn du nicht besser lügen kannst, dann solltest du ab jetzt besser die Wahrheit sagen.»

Wieder inhaliert die Frau, so tief, dass die Glut ihre gelblichen Fingerspitzen erreicht. Dita wird rot und senkt den Kopf. Da lächelt die alte Dudine ein wenig, so, wie eine Grossmutter über den Streich ihrer Enkelin lächeln würde. «Schau, Mädchen, mir ist es egal, was du in deine Taschen stecken willst, und wenn es eine Pistole ist. Ich wünschte, es wäre eine, damit du einen dieser Schweinehunde erschiessen könntest.» Sie spuckt schwarzen Speichel aus. «Ich frage nur, weil ich wissen muss, ob es schwer ist, was du da verstecken willst, denn wenn es schwer ist, wird sich dein Kittel verziehen, und

das fällt auf. Dann müsste ich die Nähte verstärken, damit sie das aushalten.»

«Es ist schwer. Aber ich fürchte, es ist keine Pistole.»

«Schon gut, das interessiert mich nicht. Mehr muss ich nicht wissen. Das wird etwas dauern. Hast du Stoff mitgebracht? Nein, natürlich nicht. Na schön, die alte Dudine wird schon irgendeinen Stoffrest finden, der dafür taugt. Der Auftrag wird dich eine halbe Ration Brot und ein Stück Margarine kosten, und das Material eine weitere Viertelration Brot.»

«Einverstanden», sagt Dita.

Die Schneiderin starrt sie verblüfft an, noch verblüffter als bei ihrer Vermutung, dass Dita eine Pistole verstecken will. «Willst du denn gar nicht feilschen?»

«Nein. Sie verdienen eine faire Entlohnung.»

Das Lachen der Frau verwandelt sich in Husten, und sie spuckt zur Seite hin aus. «Ihr jungen Leute! Ihr wisst noch nichts vom Leben. Lernt ihr das bei diesem hübschen Schulleiter? Naja, es ist ja nicht schlecht, wenn man sich einen Rest Anstand erhält. Hör zu, vergiss die Margarine, ich hab die gelbe Schmiere ohnehin satt. Bring mir nur eine halbe Brotration, das Material ist günstig, ich gebe es dir gratis.»

Die Nacht ist hereingebrochen, als Dita Gräfin Flickstoff verlässt, und sie geht rasch zu ihrer Baracke. Um diese Uhrzeit ist sie nicht erpicht auf weitere unerwartete Begegnungen. Doch als eine Hand sie am Arm packt, schreit sie überrascht auf.

«Ich bins, Margit!»

Dita ist vor Schreck die Luft weggeblieben, jetzt kann sie wieder atmen, und ihre Freundin sieht sie besorgt an.

«Das war vielleicht ein Schrei! Was ist denn los? Du wirkst ganz schön aufgeregter, Dita. Ist irgendetwas passiert?»

Margit ist die Einzige, der sie es erzählen kann. «Es ist wegen diesem verdammten Doktor ...» Sie ist nicht imstande, sich einen

Spitznamen für ihn auszudenken, ihr Kopf weigert sich, an ihn zu denken. «Er hat mir gedroht.»

«Von wem redest du?»

«Von Mengele.»

Margot schlägt sich entsetzt die Hand vor den Mund, so, als hätte Dita den Namen des Leibhaftigen ausgesprochen. Was ja im Grunde auch stimmt.

«Er hat zu mir gesagt, dass er mich nicht mehr aus den Augen lassen wird. Dass er mich aufschneiden wird wie ein Kalb auf dem Schlachthof, wenn er mich bei irgendetwas erwischt.»

«O Gott, das ist ja schrecklich! Da musst du dich in Acht nehmen! Du musst vorsichtig sein.»

«Das bin ich schon.»

«Gestern haben sie oben auf den Pritschen etwas Schreckliches erzählt! Ich habe gehört, wie eine Freundin meiner Mutter erzählt hat, dass Mengele den Teufel verehrt, dass er nachts mit schwarzen Kerzen in den Wald geht.»

«So ein Blödsinn!»

«Es soll aber stimmen. Die Kapo hat das erzählt. Sie behauptet, die Nazis würden das nicht gern sehen. Weil sie keine Religion haben.»

«Es wird alles Mögliche geredet...»

«Die Heiden machen solche Sachen. Sie verehren Satan.»

«Nun, Gott wird uns beschützen. Mehr oder weniger.»

«Rede nicht so, das ist nicht gut! Natürlich beschützt uns Gott.»

«Also ich fühle mich hier nicht sonderlich beschützt.»

«Und er lehrt uns, für uns selbst zu sorgen.»

«Das tue ich bereits.»

«Dieser Mann ist der Teufel. Es heisst, dass er Schwangeren den Bauch ohne Narkose mit dem Skalpell aufschneidet, und anschliessend schneidet er den Fötus auf. Er spritzt gesunden Menschen Ty-

phusbakterien, um zu sehen, wie die Krankheit verläuft. Ein paar polnische Nonnen hat er Röntgenstrahlen ausgesetzt, um sie zu verbrennen. Man erzählt sich, dass er Zwillingsschwestern zwingt, mit Zwillingbrüdern zu verkehren, um herauszufinden, ob auf diese Weise Zwillinge entstehen. Kannst du dir so etwas Ekelhaftes vorstellen? Er hat menschliche Haut verpflanzt, und danach sind die Patienten am Wundbrand gestorben ...»

Die beiden schweigen kurz und malen sich Mengeles Horrorlabor aus.

«Du musst vorsichtig sein, Dita.»

«Ich habe dir doch schon gesagt, dass ich das bin!»

«Noch vorsichtiger.»

«Wir sind hier in Auschwitz. Was soll ich denn machen? Eine Lebensversicherung abschliessen?»

«Du musst diese Drohung von Mengele ernster nehmen! Du solltest beten, Dita.»

«Margit... Du redest wie meine Mutter.»

«Und was ist daran so schlimm?»

«Ich weiss nicht.»

Beide schweigen, bis Dita wieder das Wort ergreift.

«Meine Mutter darf davon nichts erfahren, Margit. Auf keinen Fall! Sie würde sich Sorgen machen, sie könnte nicht mehr schlafen, und ihre Angst würde irgendwann *mich* quälen.»

«Und dein Vater?»

«Dem geht es nicht gut, auch wenn er behauptet, dass er bei besser Gesundheit ist. Ich will nicht, dass er sich sorgt.»

«Von mir wird er nichts erfahren.»

«Das weiss ich.»

«Aber ich glaube, deiner Mutter solltest du es erzählen ...» «Margit!»

«Na gut. Es ist deine Sache.»

Dita lächelt. Margit ist die ältere Schwester, die sie nie hatte.

Als sie in ihre Baracke zurückkehrt, begleitet sie das Knirschen ihrer Schritte auf dem kalten Lehm. Und dazu dieses seltsame Gefühl, dass sie jemand von hinten mit Blicken durchbohrt, doch als sie sich umdreht, sind die einzigen Augen in der Dunkelheit die rötlichen Feuer der Krematorien, die in dieser Entfernung surreal wirken, wie etwas in einem schlechten Traum. Wohlbehalten kommt Dita in der Baracke an, und nachdem sie ihrer Mutter einen Kuss gegeben hat, kuschelt sie sich zwischen die riesigen Füßen der älteren Insassin. Es kommt ihr vor, als würde die Frau ein wenig die Beine auseinandernehmen, um ihr Platz zu machen, doch als sie ihr freundlich Gute Nacht wünscht, bekommt sie keine Antwort. Sie weiss, dass es ihr nicht leichtfallen wird, in den Schlaf zu finden, aber sie macht die Augen ganz fest zu, um sich durchzusetzen. Aus reiner Dickköpfigkeit schläft sie irgendwann doch ein.

Nach dem heutigen Morgenappell geht Dita zuallererst zum Zimmer des Blockältesten. Sie klopft dreimal vernehmlich, damit Hirsch weiss, dass es die Bibliothekarin ist. Er öffnet und schliesst die Tür sofort wieder hinter ihr. Rasch öffnet er die Klappe und nimmt zwei Bücher heraus, die heute bei ihm bestellt wurden. Wenn jemand noch mehr Wünsche hat, muss er bis morgen warten, denn mehr passen nicht in die geheimen Taschen von Ditas Kittel.

Um die Bücher in die Innentasche zu befördern, muss sie mehrere Knöpfe oben an ihrem Kleid öffnen. Fredy sieht sie an, und sie zögert kurz. Ein anständiges Mädchen sollte nicht mit einem Mann im Zimmer allein sein. Und noch weniger sollte sie ihr Kleid vor ihm aufknöpfen. Wenn ihre Mutter das wüsste, wäre das eine Kata-

strophe. Aber sie hat keine Zeit, es ist zu gefährlich, jeden Moment kann jemand an der Tür des Blockältesten klopfen. Sie knöpft ihr Kleid auf, und eine ihrer kleinen Brüste wird sichtbar. Da dreht Fredy sich zur Tür um. Dita ist feuerrot, aber auch stolz. Hirsch hat gemerkt, dass er sie nicht wie ein kleines Mädchen behandeln kann.

Die Taschen aus dünnem Leinenstoff werden in Bauchhöhe von einem Band zusammengehalten, das zudem dafür sorgt, dass die Bücher nicht hin und her baumeln. Man sieht sie kaum in diesem alten Kleid, das Dita nicht ganz ausfüllt. Der Blockälteste nickt zufrieden über die Idee des Mädchens, wie sie die Bücher verbergen will. Erst heute Morgen hat sie zwei Bestellungen vom Vortag ausgeliefert: das Algebrabuch und *Eine kurze Geschichte der Welt*.

Sie verlässt die Kammer des Blockältesten scheinbar genauso, wie sie diese betreten hat, mit leeren Händen, während die kleinen Bücher perfekt unter ihrer Kleidung versteckt sind. Niemand, der sie beim Betreten und Verlassen der Kammer beobachtet hat, wird ahnen, dass sie etwas bei sich hat. Sie nutzt das kurze Durcheinander nach dem Zählappell, während die Kinder sich in ihren Gruppen einfinden, und geht nach hinten in die Baracke. Dort versteckt sie sich hinter einem Holzstapel und zieht die Bücher unter ihrem Kleid hervor. Die anderen sehen sie mit Büchern zurückkommen, aber sie wissen nicht, wo sie diese herhat. Ein Taschenspielertrick, der ihr bei den Kindern die gleiche fröhliche Bewunderung einträgt wie einem Zauberer.

Es war Professor Avi Ofir, der die Abhandlung über Mathematik für seine Schüler bestellt hat, die zu den älteren der Schule gehören. Dita hält sich für ein unscheinbares Mädchen, das kaum auffällt, oft weniger, als ihr lieb ist – manchmal wäre sie gern grösser und kurvier. Als sie Bibliothekarin wurde, ist sie deshalb davon ausgegangen, dass sie das jeweilige Buch dem Lehrer oder der Lehrerin geben

und dass niemand sie beachten würde. Wie ein Schatten würde sie in der Menschenmenge der Baracke verschwinden. Aber sie hat sich geirrt.

Als sie näherkommt, hören selbst die wildesten Kinder – diejenigen, die sich gerade balgen oder in ein Gespräch über Automarken vertieft sind – unvermittelt mit dem auf, was sie gerade tun, und beobachten Dita mit einer Mischung aus Instinkt und Neugier. Sie hebt die Hand und reicht dem Lehrer ein Buch. Der Lehrer nimmt den Band und schlägt ihn auf. Ein Buch zu öffnen ist hier ein Ritual.

Als sie noch zur Schule gingen, haben viele von ihnen die Bücher gehasst. Bücher waren gleichbedeutend mit langweiliger Büffelei, mit langen Vorträgen über Wissenschaft, mit erzwungener Lektüre unter dem drohenden Blick des Lehrers, mit Hausaufgaben, die die Kinder davon abhielten, draussen zu spielen. Aber hier ist das Buch wie ein Magnet; alle Blicke hängen daran, und viele können dem Impuls nicht widerstehen, zu Avi Ofir hinüberzugehen und das Buch anzufassen. Ein kleiner Tumult entsteht, und der Lehrer befiehlt den Kindern energisch, sich wieder hinzusetzen.

In den ersten Tagen begriff Dita nicht, wieso selbst die Faulen sich plötzlich so sehr für Bücher interessierten, aber nach und nach verstand sie, dass die Bücher zwar eine Verbindung zu den Prüfungen, dem Unterricht und den weniger dankbaren Aufgaben des Schülerdaseins darstellen, aber auch für ein Leben ohne Stacheldraht und Angst stehen. Selbst diejenigen, die früher nur widerstrebend ein Buch aufschlugen, sehen in diesem Ding aus Papier und Leim jetzt einen Verbündeten. Wenn die Nazis Bücher verbieten, gehören die Bücher zu ihnen.

Der Umgang mit Büchern schafft ein Stück Normalität, von dem hier alle träumen. Hier bittet niemand um teures Spielzeug oder Luxus, wenn er die Augen schliesst und zu Gott betet; nein, hier bitten

die Kinder Gott darum, im Freien Verstecken spielen oder Wasser aus einem Brunnen trinken zu dürfen.

Als Dita das nächste Buch aushändigt, bemerkt sie, wie die anderen Lehrer ihr mit Zeichen zu verstehen geben, dass sie auch gern ein Buch hätten. Ein Lehrer der Gruppe auf der Seite der Baracke reckt den Hals und äussert Interesse, und nach ihm der Lehrer der Nachbargruppe. Als sie zu Konrektor Lichtenstern kommt, macht sie ihrer Verwunderung Luft.

«Ich weiss gar nicht, was los ist. Plötzlich wollen alle Bücher haben ...»

«Sie haben eben gemerkt, dass die Ausleihe funktioniert.»

Dita lächelt, ein wenig verlegen über das Kompliment und wegen ihrer Verantwortung. Plötzlich erwarten alle sehr viel von ihr. Aber sie ist doch nur ein vierzehnjähriges Mädchen, das ein Nazi ins Visier genommen hat, der nie ein Gesicht vergisst!

Egal.

«Herr Lichtenstern, ich hätte einen Vorschlag. Hat Ihnen Herr Hirsch erzählt, was ich mir ausgedacht habe, um die Bücher unter der Kleidung zu verstecken?»

«Ja, er war begeistert davon.»

«Ja, es erleichtert die Sache für den Fall, dass plötzlich eine Inspektion ansteht. Auch wenn das nicht gerade oft passiert. Ich würde vorschlagen, dass Sie mit meiner Geheimitasche als Vorlage noch zwei weitere Taschen für einen anderen Freiwilligen nähen lassen. Auf diese Weise könnten wir die Bücher tagsüber für die Lehrer hierbehalten. Dann wäre es eine richtige Bibliothek.»

Lichtenstern starrt sie an. «Ich weiss nicht, ob ich dich richtig verstanden habe ...»

«Ich könnte die Bücher während des Vormittagsunterrichts auf den Kamin legen, dann könnten die Lehrer vor jeder neuen Unter-



richtsstunde ein Buch ausleihen. Auch mehrere Bücher pro Vormittag und Lehrer wären möglich, falls gewünscht. Bei einer Inspektion würden wir sie dann in den Geheimitaschen unter unseren Kleidern verstecken.»

«Du willst die Bücher auf den Kamin legen? Das wäre unvorsichtig. Damit bin ich nicht einverstanden.»

«Glauben Sie denn, dass Herr Hirsch einverstanden sein wird?»

Dita stellt ihre Frage so übertrieben arglos, dass der Konrektor sprachlos ist. Will diese Göre etwa seine Autorität infrage stellen? Offensichtlich ja, aber darüber wird er lieber mit Hirsch reden, bevor dieses freche Mädchen ihn noch überzeugt.

«Ich werde das mit dem Direktor besprechen, aber vergiss diese Idee lieber. Ich kenne Hirsch.»

Aber da irrt er sich. Niemand kennt Hirschs Geheimnis.

Hier kennt niemand irgendjemanden.

## Kapitel 6

Lichtenstern besitzt die einzige Armbanduhr im Lager, und am Ende des Vormittags schlägt er einen lauten Gong, der aus einer besonders dünnen Blechschüssel besteht und der anzeigt, dass der Unterricht vorbei ist. Jetzt gibt es Suppe. Ein halber Liter bitteres Wasser, in dem manchmal ein Stück Steckrübe schwimmt, an den guten Tagen auch ein Stück Kartoffel. Die Kinder, die danach gieren, ihren ständigen Hunger zu stillen, müssen sich erst in einer Schlange vor der Latrine aufstellen und sich in den grossen Metallbottichen, die als Waschbecken dienen, die Hände waschen.

Dita geht zu Professor Morgenstern hinüber und nimmt das Buch von H.G.Wells wieder an sich, mit dessen Hilfe er seinen Schülern den Untergang des Römischen Reichs veranschaulicht hat. Mit seinem stets ungekämmten weissen Haar, dem langen, grauen Bart und den Augenbrauen, die weissem Stacheldraht ähneln, sieht der Lehrer aus wie ein verlotterter Weihnachtsmann. Er trägt ein altes Jackett, das völlig zerschlissen ist, die Nähte sind an den Schultern aufgegangen, und die Knöpfe fehlen, aber er hält sich darin kerzengerade. Die königliche Würde, die er ausstrahlt, entspricht seinen altmodischen und etwas übertriebenen Manieren – zum Beispiel spricht er auch die jüngsten Kinder mit «junger Mann» oder «Fräulein» an.

Dita nimmt das Buch mit beiden Händen entgegen, für den Fall, dass der ungeschickte alte Mann es fallen lässt. Seit dem Vorfall während der Inspektion, der es ihr ermöglicht hat, dem Priester zu entweichen, ist sie besonders neugierig auf den alten Mann und statet ihm deshalb manchmal am Nachmittag in seiner Ecke einen Besuch ab. Wenn Professor Morgenstern sie kommen sieht, steht er immer rasch auf und macht eine tiefe Verbeugung. Es amüsiert sie, wie er dann ohne Einleitung zusammenhangslos zu reden beginnt. Er redet wie ein Wasserfall und lässt sich begeistert über die absurdesten Themen aus, aber manchmal verstummt er unvermittelt und starrt vor sich hin oder zur Decke hinauf. Wenn Dita ihn unterbrechen will, gibt er ihr mit der Hand ein Zeichen, kurz zu warten. «Ich höre zu, wie die Zahnräder in meinem Gehirn sich bewegen», erklärt er dann vollkommen ernsthaft.

An den Versammlungen der Lehrer am Ende jedes Tages beteiligt er sich nie. Er wäre dort auch nicht gern gesehen. Die meisten Leute sind der Meinung, dass er nicht ganz richtig im Kopf ist. Wenn seine Schüler am Nachmittag mit den anderen Gruppen im hinteren Teil der Baracke spielen, sitzt Professor Morgenstern meist alleine da. Dann faltet er Papierflieger aus den wenigen Blättern, auf die beim besten Willen nichts mehr passt und die man sonst wegwerfen würde.

Als Dita an diesem Nachmittag zu ihm kommt, legt er ein halb gefaltetes Stück Papier weg und erhebt sich überstürzt. Er verneigt sich vor ihr und blickt sie über seine zerkratzten Brillengläser hinweg an. «Das Fräulein Bibliothekarin! Welche Ehre.»

Dita ist geschmeichelt von der Begrüßung, bei der sie sich ein wenig älter fühlt, aber sie findet sie auch ein bisschen albern. Sie überlegt kurz, ob er sich über sie lustig macht, verwirft diesen Gedanken jedoch wieder; sein Blick ist freundlich. Der Professor redet

über Häuser; vor dem Krieg ist er Architekt gewesen, erzählt er. Als sie erwidert, dass er das doch immer noch sei und nach dem Krieg weiter Häuser bauen könne, lächelt er.

«Ich stelle in diesem Leben nichts mehr auf die Beine, ich komme ja nicht einmal von diesem niedrigen Schemel hoch.»

Vor seiner Zeit in Auschwitz durfte er als Jude jahrelang nicht arbeiten, und sein Gedächtnis hat nachgelassen, erzählt er ihr. «Ich habe die Formeln vergessen, mit denen die Statik berechnet wird, und meine Hände zittern so stark, dass ich nicht einmal mehr die Zeichnung für ein Schwimmbecken hinbekäme.» Er lächelt, als er das sagt. Morgenstern gesteht Dita, dass er manchmal ein Buch bei ihr bestellt, aber dann so lange über alles Mögliche redet, dass er es gar nicht mehr aufschlägt.

«Und warum bestellen Sie es dann?», fragt sie aufgebracht. «Sie wissen doch, dass wir nur wenige Bücher haben und man sie nicht zum Spass bestellen darf.»

«Sie haben recht, Fräulein Adlerová, Sie haben vollkommen recht. Bitte verzeihen Sie mir. Ich bin ein alter Egoist, und launisch dazu.»

Er verstummt, und Dita weiss nicht, was sie sagen soll. Er wirkt aufrichtig bekümmert. Gleich darauf lächelt er übergangslos. So leise, als würde er ihr ein Geheimnis beichten, erklärt er ihr, dass er sich mit einem Buch im Schoss wie ein richtiger Lehrer fühlt, wenn er den Kindern etwas über die europäische Geschichte oder den Exodus der Juden erzählt. «So passen die Kinder besser auf. Das Geschwätz eines verrückten alten Mannes interessiert sie wenig, aber was in einem Buch steht... das ist etwas völlig anderes. In den Büchern ist das Wissen derer gespeichert, die sie geschrieben haben. Bücher vergessen nichts.» Und er nähert seinen Kopf Dita an, um ihr ein grosses Geheimnis anzuvertrauen. «Fräulein Adlerová ... Bücher wissen alles.»

Dita verlässt Morgenstern und seine Papierflieger; im Moment versucht er offenbar, so etwas wie eine Robbe zu falten. Ihr scheint, dass der alte Professor nicht ganz bei Verstand ist, aber was er erzählt, klingt dennoch vernünftig. Schwer zu sagen, ob er ein Verrückter oder ein Weiser ist.

Lichtenstern gibt Dita ein Zeichen, zu ihm zu kommen. Er wirkt zutiefst verärgert. Genauso sieht er aus, wenn ihm die Zigaretten ausgegangen sind. «Der Blockälteste sagt, dein Vorschlag gefällt ihm.»

Der stellvertretende Blockälteste beobachtet sie genau und sucht nach Anzeichen des Triumphs, aber sie macht ein ernstes, gefasstes Gesicht. Innerlich jubiliert sie.

«Er ist einverstanden, also machen wir es so. Aber beim ersten Anzeichen einer Inspektion müssen die Bücher rasch versteckt werden. Das liegt in deiner Verantwortung.»

Dita nickt.

«In einem Punkt habe ich keinen Millimeter nachgegeben», sagt Lichtenstern etwas lebhafter, als würde das seinen verletzten Stolz wiederherstellen. «Hirsch wollte die geheimen Innentaschen für den Fall einer Inspektion unbedingt für sich selbst. Ich habe ihm vor Augen geführt, wie töricht das wäre. Er muss die Wachen begrüßen und steht direkt neben ihnen, bei ihm darf sich also nichts abzeichnen. Das hat ihm gar nicht gepasst. Er ist Deutscher, wie du weisst, aber ich bin Tscheche. Er ist stur, aber ich bin es noch mehr. Und am Ende habe ich gewonnen. Jeden Tag wird ein anderer Gehilfe bei dir in der Bibliothek sein.»

«Wunderbar, Herr Lichtenstern! Dann eröffnen wir morgen die Bibliothek.»

«Ich halte diese Sache mit den Büchern ja für völlig verrückt.» Er seufzt und wendet sich zum Gehen. «Aber gibt es hier irgendetwas, das nicht verrückt ist?»

Als Dita die Baracke verlässt, ist sie zufrieden, aber ihr ist auch

bekommen zumute bei dem Gedanken, wie sie alles organisieren soll, damit die Ausleihe gut funktioniert. In Gedanken versunken geht sie weiter, bis sie Margit sieht, die draussen auf sie gewartet hat. Vor ihnen verlässt gerade ein Mann die Baracke, die manchmal als Krankenstation dient. Er zieht einen Wagen, in dem eine zugedeckte Leiche liegt. Der Anblick von Leichen ist hier so normal, dass kaum mehr jemand von ihnen Notiz nimmt. Die Mädchen gehen schweigend weiter, bis sie Renée begegnen, einer Freundin von Margit. Nach einem Tag in den Gräben starrt ihre Kleidung vor Schmutz, und die dunklen Ringe unter ihren Augen lassen sie älter wirken.

«Du hattest ja wirklich Pech mit deiner Arbeit, Renée!»

«Das Pech verfolgt mich ...» Renée schlägt einen geheimnisvollen Tonfall an, damit die anderen beiden ihr zuhören. Sie gibt den beiden ein Zeichen, ihr in eine der Gassen zu folgen. Die drei Mädchen rücken eng zusammen, um sich zu wärmen, und Renée erzählt: «Es gibt da einen SS-Mann, der mich ständig ansieht.»

Die zwei anderen Mädchen tauschen konsternierte Blicke. Margit weiss nicht recht, was sie sagen soll, aber Dita meint spöttisch: «Genau dafür werden die Wachen bezahlt, Renée. Sie passen auf die Gefangenen auf.»

«Aber bei mir schaut er anders ... er fixiert mich richtig. Nach dem Appell wartet er, bis ich die Reihe verlasse, und dann schaut er mir hinterher; ich kann seine Blicke spüren. Und beim Nachmittagsappell ist es das Gleiche.»

Dita ist kurz davor, sich erneut über Renée und ihre Eitelkeit lustig zu machen, aber das Mädchen wirkt so verängstigt, dass sie den Mund hält.

«Anfangs habe ich dem Ganzen keine Bedeutung beigemessen, aber als er heute Nachmittag im Lager war, hat er die Lagerstrasse verlassen und ist zu dem Graben gekommen, in dem wir gearbeitet

haben. Ich habe nicht gewagt, mich umzudrehen, aber ich habe gespürt, dass er da war. Dann ist er wieder gegangen.»

«Vielleicht wollte er nur wissen, was ihr in dem Graben macht.»

«Aber danach ist er wieder auf die Lagerstrasse zurückgekehrt. Ich habe ihn beobachtet, er hat keine weiteren Umwege mehr gemacht. So, als hätte er es nur auf mich abgesehen.»

«Und du bist dir sicher, dass es immer derselbe SS-Mann ist?»

«Ja, er ist klein, man erkennt ihn leicht.» Sie schlägt die Hände vors Gesicht. «Ich habe Angst.» Niedergeschlagen verlässt Renée die beiden und macht sich auf den Weg zu ihrer Mutter.

«Die macht sich allzu viele Gedanken», sagt Dita ein wenig abfällig.

«Sie hat eben Angst. Genau wie ich. Geht es dir denn nie so, Dita? Du wirst doch auch überwacht. Gerade du solltest dir Sorgen machen, dabei bist du diejenige, die am wenigsten Angst hat. Du bist ganz schön mutig.»

«Unsinn! Natürlich habe ich Angst! Ich gehe nur nicht damit hausieren.»

«Manchmal muss man sich die Dinge von der Seele reden.»

Sie gehen noch eine Weile schweigend weiter und verabschieden sich dann. Dita kehrt zur Lagerstrasse zurück und biegt zu ihrer Baracke ab. Es hat zu schneien begonnen, und die Leute verschwinden nach drinnen. So schlimm die Behausungen auch sind, wenigstens ist es dort nicht so kalt. In der Ferne kann Dita die Tür zu ihrer Baracke, der Nummer 16, erkennen. Es stehen nicht ganz so viele Menschen dort wie gewöhnlich – vor allem Eheleute nutzen oft die Zeit bis zur Ausgangssperre, um sich zu sehen. Gleich darauf wird ihr

klar, wieso dort niemand ist: Sie hört eine Melodie aus Puccinis Oper *Tosca*. Dita erkennt sie sofort, es ist eine der Lieblingsoperen ihres Vaters. Die Melodie wird präzise gepfiffen, und als sie genauer hinsieht, erkennt sie den Umriss eines Mannes mit der flachen Mütze eines SS-Offiziers, der im Türrahmen lehnt.

«O mein Gott...»

Offenbar wartet er auf jemanden. Aber es gibt niemanden, der von ihm erwartet werden will. Dita bleibt mitten auf der Lagerstrasse stehen; sie hat keine Ahnung, ob er sie gesehen hat. Eine Gruppe von vier Frauen überholt sie; sie haben es eilig, weil sie noch vor der Sperrstunde in ihrer Baracke sein wollen, dabei unterhalten sie sich besorgt über ihre Männer. Dita macht zwei grosse Schritte, duckt sich und hält sich direkt hinter ihnen, um nicht gesehen zu werden. Bei der Baracke angekommen, rennt sie schnell an ihnen vorbei, ohne den Kopf zu heben, und kommt fast im Laufschrift im Inneren an.

In einem Buch über die afrikanische Tierwelt hat sie einmal gelesen, dass man, wenn man es mit einem Löwen zu tun hat, niemals rennen darf, sondern sich langsam bewegen muss. Mag sein, dass es ein grosser Fehler war zu rennen, aber in dem Buch stand zwar viel über Löwen, aber nichts davon, wie man sich bei psychopathischen SS-Leuten verhalten soll. Obwohl sie sich beim Hineingehen geduckt hat, um nicht gesehen zu werden, konnte sie es sich nicht verkneifen, verstohlen zu dem Arzt hinzusehen. Ihr Vater hatte einmal Besuch von einem Veteranen aus dem Weltkrieg, der durch einen Granatsplitter ein Auge verloren hatte. Den ausdruckslosen Blick dieses Auges hat sie nie vergessen. Mengeles Blick ist genauso: kalte Glasaugen, in denen es weder Leben noch Gefühl gibt.

Fast im Laufschrift erreicht sie ihr Etagenbett und klettert nach oben auf ihre Pritsche. Zum allerersten Mal ist sie froh über den Anblick der älteren Insassin mit der Narbe, und sie versteckt sich zwi-



schen ihren schmutzigen Füßen, als könnte sie sich dort vor dem allwissenden Arzt verbergen. Weder Schritte noch in deutscher Sprache geschnarrte Befehle sind zu hören. Mengele ist ihr nicht gefolgt, und für einen Augenblick ist sie erleichtert.

Sie weiss nicht, dass niemand Mengele jemals rennend gesehen hat. Wieso sollte er auch rennen? Ein Häftling kann sich schliesslich nirgendwo verstecken. Es ist, als würde man einen Fisch im Aquarium angeln.

Dita fragt sich, was Mengele hier am Eingang zu ihrer Baracke wollte. Wenn er auf sie gewartet hat – wenn er glaubt, dass sie etwas vor der Lagerleitung verbirgt –, wieso nimmt er sie dann nicht einfach fest? Sie kann es sich nicht erklären. Mengele mag schon Tausende von Mägen aufgeschlitzt und mit seinen gierigen Augen angestarrt haben, doch niemand kann in seinen Kopf hineinschauen. Das Licht geht aus, und endlich hat sie das Gefühl, in Sicherheit zu sein. Aber dann wird ihr klar, dass sie sich irrt.

Als Mengele ihr drohte, war sie unschlüssig, ob sie den Blockältesten von Block 31 davon erzählen sollte. Sie hätten ihr die Verantwortung abgenommen, aber dann hätten alle gedacht, dass sie ihren Posten aus Angst aufgibt. Deshalb hat sie das Gegenteil getan – sie hat die Bibliothek zugänglicher und sichtbarer gemacht. Sie hat ihr Risiko erhöht, damit auch nicht der geringste Zweifel daran besteht, dass Dita Adlerová keine Angst vor den Nazis hat.

*Aber ist das richtig?*, fragt sie sich. Das Risiko, das sie für sich selbst eingeht, ist auch das Risiko der anderen. Wenn die Bücher bei ihr gefunden werden, wird man Block 31 schliessen. Für fünfhundert Kinder wäre es dann vorbei mit dem Traum von so etwas wie Normalität. Ihr törichter Wunsch, tapfer zu wirken, hat sie unvernünftig werden lassen. Dita macht die Augen auf. Sie kann die

Wahrheit nicht in den dünnen Baumwolltaschen unter ihrem Kittel verbergen. Die Wahrheit wiegt zu schwer. Irgendwann wird sie jeden Stoff zerreißen, herunterfallen und alles kaputt machen. Sie denkt an Hirsch. Er ist ein aufrichtiger Mensch, und sie hat nicht das Recht, aus purer Eitelkeit Geheimnisse vor ihm zu haben, nur um sich tapfer zu fühlen.

Das hat Fredy nicht verdient.

Dita beschliesst, gleich morgen früh mit ihm zu reden. Sie wird ihm erklären, dass Dr. Mengele sie beobachtet und deshalb irgendwann auf die Bibliothek stossen und herausfinden wird, wozu Block 31 wirklich dient. Hirsch wird sie natürlich von ihrer Pflicht entbinden. Dann wird niemand sie mehr bewundern, und das macht sie ein bisschen traurig. Heldentum zu würdigen, das nach Taten und Medaillen bemessen wird, ist einfach, wird ihr klar. Aber wie würdigt man den Mut der Menschen, die verzichten?

## Kapitel 7

**R**udi Rosenberg schlendert zu dem Zaun hinüber, der das Quarantänelager, wo sich sein Büro befindet, von dem lebhaften Treiben im Familienlager trennt. In seiner Funktion als Lagerschreiber hat er Fredy Hirsch eine Nachricht geschickt und ihn um ein Treffen am Stacheldrahtzaun gebeten. Rosenberg respektiert die Arbeit, die der Jugendleiter in Block 31 leistet. Zwar sind manche Neider der Ansicht, dass Hirsch allzu begeistert mit der Lagerleitung kollaboriert, aber insgesamt gilt er als zuverlässig und sympathisch. Szmulewski hat ihn mit seiner heiseren Stimme als «so vertrauenswürdig, wie man in Auschwitz nur sein kann» bezeichnet. Bei flüchtigen Gesprächen und bei den gelegentlichen Gefallen, die Fredy Hirsch ihm mit seinen Listen tut, hat Rosenberg sich mit ihm angefreundet – aber nicht nur, weil er ihn gut leiden kann. Szmulewski hat ihn gebeten, auf diskrete Weise so viel wie möglich über Hirsch herauszufinden. Informationen sind unendlich viel wertvoller als Gold.

An diesem Vormittag hat Rudi nicht damit gerechnet, dass der Blockälteste in Begleitung eines jungen Mädchens kommt, das trotz seines langen, schmutzigen Rocks und der übergrossen Wolljacke so anmutig wie eine Gazelle ist. Fredy redet über die Probleme, an Material zu kommen und weitere Verbesserungen bei der Verpflegung der Kinder zu erwirken.

«Ich habe gehört», bemerkt Rosenberg in neutralem Tonfall, als handle es sich um einen beiläufigen Kommentar, «dass das Stück, das ihr in Block 31 zu Chanukka aufgeführt habt, ein grosser Erfolg war. Die SS-Offiziere sollen begeistert applaudiert haben. Offenbar hat sich Kommandant Schwarzhuber prächtig amüsiert.»

Hirsch weiss genau, dass die Widerstandsbewegung ihm misstraut. Er misstraut ihr ebenfalls. «Ja, es hat ihnen sehr gut gefallen. Ich habe Dr. Mengeles gute Laune ausgenutzt und ihn gebeten, uns für die Betreuung der jüngsten Kinder das Lager neben der Baracke zu überlassen, in dem sie die Kleidung aufbewahren.»

«Dr. Mengele und gute Laune?» Rudi macht grosse Augen bei der absurden Vorstellung, dass jemand, der jede Woche Hunderte von Menschen in den Tod schickt, ohne mit der Wimper zu zucken, derart menschliche Gefühle haben könnte.

«Heute kam die Bewilligung. Jetzt haben die kleinen Kinder mehr Freiraum und werden ihre Eltern nicht mehr so sehr stören.»

Rosenberg lächelt und nickt. Ohne dass es ihm bewusst ist, sieht er zu dem Mädchen hinüber, das in einiger Entfernung stehen geblieben ist. Hirsch merkt es und stellt sie als Alice Munk vor. Sie gehört zu den jüngeren Gehilfinnen, die in Block 31 arbeiten. Rudi gibt sich alle Mühe, Hirsch zuzuhören, aber seine Blicke kehren immer wieder zu der jungen Frau zurück, die sein Lächeln keck erwidert. Hirsch ist zwar imstande, in Gegenwart eines SS-Rudels stoisch zu bleiben, aber der Flirt der jungen Leute verursacht ihm Unbehagen. Seit seiner Jugend ist die Liebe für ihn stets ein Quell des Ungemachs gewesen. Damals hat er sich mit seinen Wettkämpfen und dem Training abgelenkt und alle möglichen Veranstaltungen gleichzeitig organisiert, um den Kopf frei zu bekommen. Das ständige Be-

schäftigtsein hat ausserdem kaschiert, dass er, obwohl allseits beliebt, am Ende immer allein blieb. Er sagt zu den jungen Leuten, die sich mit Blicken verschlingen, dass er noch zu tun hat, und verabschiedet sich.

«Ich heisse Rudi.»

«Ich weiss. Ich heisse Alice.»

Als er mit dem Mädchen allein ist, lässt Rosenberg all seine Verführungskünste spielen, um die es in Wirklichkeit schlecht bestellt ist; er hatte bisher noch nie eine Freundin. Und er hat auch noch nie mit einer Frau geschlafen. In Birkenau ist, von der Freiheit einmal abgesehen, alles käuflich, auch der Sex. Aber an diesem verbotenen Markt der Lust hat er nie teilhaben wollen oder sich nie getraut. Vorübergehend breitet sich Schweigen aus, und er beeilt sich, es zu füllen, denn er merkt plötzlich, dass er sich nichts auf der Welt mehr wünscht, als dass dieses gazellengleiche Mädchen hierbleibt, für immer, hier am Zaun, und ihn mit ihren rosa Lippen anlächelt. Die Lippen sind rissig von der Kälte, und am liebsten würde er sie mit einem Kuss heilen.

«Wie ist die Arbeit in Block 31?»

«Ganz gut. Wir Gehilfinnen sind Mädchen für alles. Einige kümmern sich um den Kamin, wenn Kohle oder Holz da ist, aber das kommt nur selten vor. Andere füttern die Kleinsten. Ausserdem fegen wir. Ich bin gerade in der Bleistiftgruppe.»

«Bleistiftgruppe?»

«Wir haben nur ganz wenige Bleistifte, und sie werden für besondere Gelegenheiten aufgehoben. Wir stellen selbst welche her, ziemlich primitiv, aber brauchbar.»

«Wie macht ihr das?»

«Zuerst schleifen wir einen Löffel an der Seite ab, bis er ganz scharf ist. Anschliessend spitzen wir damit Holzstücke an, die für nichts anderes mehr zu gebrauchen sind. Ich habe normalerweise

den letzten Part – ich halte die Spitzen ins Feuer, bis sie kohlschwarz sind. Danach können die Kinder ein paar Worte damit schreiben, aber man muss die Spitzen immer wieder nachschärfen und jeden Tag neue Holzstücke verkohlen.»

«Und das für so viele Kinder! Ich könnte dir vielleicht ein paar richtige Bleistifte besorgen ...»

«Wirklich?» Alices Augen strahlen, und Rudi ist hochofren. «Aber sie zu uns ins Lager zu schmuggeln wäre ganz schön schwierig.»

Jetzt freut sich Rudi noch mehr. Ihr Einwand gibt ihm Gelegenheit, ein wenig zu glänzen. «Ich bräuchte da drüben nur jemanden, dem ich vertrauen kann ... Wie wäre es mit dir?»

Alice nickt begeistert, froh darüber, sich noch nützlicher für Fredy Hirsch machen zu können, den sie, wie alle jungen Gehilfinnen, aus tiefstem Herzen bewundert.

Gleich darauf überkommen den jungen Lagerschreiber Zweifel. Bisher läuft es in Auschwitz ganz gut für ihn, und er hat einen privilegierten Posten ergattert, in dem er seine Trümpfe ausgespielt hat. Er konnte einflussreiche Häftlinge für sich gewinnen und hat sich angewöhnt, nur notwendige Risiken einzugehen, nur mit Dingen zu handeln, die ungefährlich sind und ihm ein Höchstmass an Nutzen bringen. Bleistifte zu organisieren, für die er im Tausch etwas hergeben muss, und sie jemandem aus einer völlig unproduktiven Kinderbaracke zu überlassen ist weder klug, noch bringt es ihm Vorteile. Aber das Lächeln und die strahlenden Augen des Mädchens lassen ihn alles vergessen.

«In drei Tagen. Genau hier. Um die gleiche Zeit.»

Alice nickt und läuft schnell davon, als hätte sie es mit einem Mal eilig. Rudi sieht ihr nach und beobachtet, wie der kalte Nachmittagswind ihr Haar zerzaust. Er wird gegen die alte Regel zum Überleben verstossen müssen, mit der er bisher gut gefahren ist: Erweise nie-

mals einen Gefallen, wenn du nichts dafür bekommst. Er hat ein schlechtes Geschäft mit dem Mädchen gemacht, und dennoch ist er auf unbegreifliche Weise froh. Auf dem Weg zu seiner Baracke in Lager BI la fühlt er sich ein wenig schwach, so, als würden seine Beine unter ihm nachgeben. Er hätte nie gedacht, dass Verlieben einer Grippe so ähnlich ist.

Auch Dita Adlerová zittern die Beine. Als die Kinder mit ihren Lehrern hereinkommen, sitzt die Bibliothekarin auf der anderen Seite des Kamins, vor ihr liegt ein Stapel Bücher. Es wirkt wie die Auslage eines Ladentisches. So viele Bücher auf einmal haben die Kinder schon seit Monaten nicht mehr gesehen – schon seit Theresienstadt nicht mehr. Die Lehrer kommen zu Dita und lesen die Titel auf den Buchrücken, die noch lesbar sind. Sie sehen Dita bittend an, sie möchten die Bücher in die Hand nehmen und darin blättern, und Dita nickt. Aber sie lässt die Bücher nicht aus den Augen. Als eine der Frauen das Buch über Psychoanalyse mit zu viel Schwung aufschlägt, bittet Dita sie, vorsichtig damit umzugehen. Eigentlich ist es eine Aufforderung, keine Bitte, aber sie kaschiert sie mit einem Lächeln, und die Lehrerin mustert sie, ein wenig verärgert darüber, von einer vierzehnjährigen Gehilfin gemassregelt zu werden.

Die Bücher sollen nach jeder Unterrichtsstunde wieder zu ihr gebracht werden, damit sie reihum gehen und damit Dita weiss, wo sie sich befinden. Den ganzen Vormittag beobachtet sie sie auf ihrem Weg durch die Baracke. Am Ende des Raums sieht sie eine Lehrerin gestikulieren, die in der einen Hand das Geometriebuch hält. Der Atlas liegt aufgeschlagen auf einem Schemel in ihrer Nähe; es ist ein grosses Buch, das gerade noch in ihre Innentasche passt. Der grüne Einband der russischen Grammatik ist leicht zu erkennen. Einige

Lehrer verwenden sie, um die Kinder über die geheimnisvollen kyrillischen Buchstaben staunen zu lassen. Die Romane sind nicht ganz so beliebt. Einige Lehrer haben gefragt, ob sie sie lesen dürfen, aber das ist nur innerhalb von Block 31 möglich.

Sie muss Lichtenstern fragen, ob sie die Bücher an die Lehrer ausleihen darf, die nachmittags freihaben, wenn die Kinder spielen oder wenn Avi Ofirs Chor probt, der bei den Kindern auf so viel Anklang stösst, dass sich die ganze Baracke mit fröhlichen Stimmen füllt, wenn *Alouette* gesungen wird.

Als der Vormittag vorbei ist, geben alle ihre Bücher zurück, und Dita nimmt sie mit der Erleichterung eines Kindes entgegen, das durch das Küchenfenster sieht, wie seine alten Eltern von einem Spaziergang zurückkommen. Wenn ein Buch in schlechterem Zustand als zuvor zu ihr zurückkehrt, macht sie ein böses Gesicht. Inzwischen ist ihr jeder Knick, jeder Riss, jeder Kratzer an den Büchern vertraut, und wenn sie sie entgegennimmt, begutachtet sie sie wie eine Mutter die Schrammen am Knie ihres Kindes, das vom Spielen nach Hause kommt.

Fredy Hirsch, in der Hand ein Bündel Papiere und sichtlich beschäftigt, kommt an Ditas Platz auf dem Kamin vorbei. Er bleibt kurz stehen und mustert die kleine Bibliothek. Fredy gehört zu den Menschen, die stets in Eile sind, aber trotzdem immer Zeit haben. «Sehr schön, Mädchen. Das ist nun wirklich eine Bibliothek.»

«Es freut mich, dass sie Ihnen gefällt.»

«Wirklich sehr schön. Wir Juden waren schon immer ein kultiviertes Volk.» Er lächelt ihr zu. «Sag Bescheid, falls ich etwas für dich tun kann.» Und er macht Anstalten, sich mit seinen energischen Schritten zu entfernen.

«Fredy!» Dita ist bei der vertrauten Anrede immer noch nicht ganz wohl, aber schliesslich hat er gesagt, dass sie ihn so nennen soll. «Sie können tatsächlich etwas für mich tun.»



Er sieht sie fragend an.

«Besorgen Sie mir Klebeband, Klebstoff und eine Schere. Diese Bücher brauchen ein wenig Pflege.»

Hirsch nickt und geht lächelnd weiter. Er wird nie müde, jedem, der es hören will, immer wieder zu sagen: «Die Kinder sind alles, was wir haben.»

Am Nachmittag nutzen die kleinen Kinder es aus, dass der Regen aufgehört hat, und spielen im nassen Schlamm Fangen oder Schatzsuche. Die Älteren haben ihre Schemel zu einem Halbkreis aufgestellt. Dita, die die Bücher bereits eingesammelt hat, kommt näher, um zuzuhören. Hirsch sitzt in der Mitte und redet über eines seiner Lieblingsthemen – die Alija oder den Aufbruch nach Palästina. Die Kinder lauschen gespannt.

«Alija bedeutet viel mehr als nur Immigration. Nach Palästina geht man nicht einfach nur, um dort seine Lebenszeit zu verdienen, o nein.» Er macht eine Kunstpause, die von erwartungsvollem Schweigen gefüllt wird. «Es ist eine Reise, bei der ihr die Verbindung zu euren Vorfahren herstellt und einen verlorenen Faden wieder aufnehmt. Es bedeutet, das Land in Besitz zu nehmen und es zu dem euren zu machen. Es geht um *Hagshama Atzmit* oder auch Erfüllung. Ihr mögt es zwar nicht wissen, aber ihr habt ein Licht in eurem Innern. Doch, doch, schaut mich nicht so an, es ist da! Aber es ist erloschen. Einige von euch sagen jetzt vielleicht: ‚Na und? Bis jetzt bin ich auch so gut zurechtgekommen.‘ Undja, ihr könnt auch so weiterleben, wie ihr es bisher getan habt, aber es wäre ein mittelmässiges Leben. Mit oder ohne das Licht zu leben ist der gleiche Unterschied wie der zwischen einem Streichholz und einer Taschenlampe in einer dunklen Höhle. Wenn ihr die Alija vollendet und das Land eurer Vorfahren gewinnt, dann wird dieses Licht strahlen und euch von innen erleuchten, sobald ihr das Land Israel betretet. Man

kann es nicht erzählen, man muss es erlebt haben. Dann werdet ihr verstehen. Und dann werdet ihr wissen, wer ihr seid.»

Die Kinder hören gebannt zu. Sie haben die Augen weit aufgerissen, und ein paar von ihnen reiben sich die Brust, ohne es zu merken, als wären sie auf der Suche nach dem Schalter, der das erloschene Licht in ihnen einschaltet, von dem Fredy Hirsch redet. «Die Nazis erscheinen uns unbesiegbar mit ihren modernen Waffen und ihren schimmernden Uniformen. Aber lasst euch nicht täuschen: Diese schimmernden Uniformen haben keinen Inhalt. Sie sind nur eine Hülle. Sie sind nichts. Wir interessieren uns nicht für den äusseren Schein, wir möchten von innen leuchten. Und genau das wird uns am Ende den Sieg bringen. Unsere Stärke kommt nicht von den Uniformen, sondern von Glaube, Stolz und Entschlossenheit.»

Fredy hält inne und lässt den Blick über sein Publikum schweifen, das ihn gespannt ansieht. «Wir sind stärker als sie, weil unsere Seele stärker ist. Wir sind besser als sie, weil unsere Seele mehr Kraft hat. Deshalb können sie uns nicht besiegen. Deshalb werden wir nach Palästina zurückkehren und uns dort erheben. Dann wird uns niemand mehr demütigen. Denn wir werden uns bewaffnen, sowohl mit Stolz als auch mit dem Schwert. Wer behauptet, wir seien ein Volk von Buchhaltern, der lügt: Wir sind eine Nation von Kriegerern, und wir werden ihnen alle Attacken und Schläge hundertfach zurückzahlen.»

Dita hört eine Weile schweigend zu, dann geht sie. Hirschs Worte lassen niemanden kalt, auch sie nicht.

Sie wartet, bis die anderen gegangen sind, bevor sie mit ihm redet. Sie will keine Mithörer, wenn sie ihm von dem Vorfall mit Mengele erzählt. Es stehen immer noch zu viele Lehrer und Gehilfen in Grüppchen beisammen und unterhalten sich, ausserdem ein paar äl-

tere Mädchen, die miteinander kichern. Und ein paar Jungen, die auf sie wie Hohlköpfe wirken, wie dieser Milan, der sich für so gut aussehend hält. Na schön, er sieht wirklich gut aus, aber wenn so ein Blödmann mit ihr flirten wollte, würde sie ihn zum Teufel jagen. Auch wenn sie weiss, dass Milan für so dünne Mädchen wie sie keinen Blick übrig hat. Trotz der kargen Verpflegung im Lager gibt es hier Mädchen, die volle Hüften und erstaunliche Brüste haben.

Sie beschliesst zu warten, bis alle weg sind, und versteckt sich in dem Winkel zwischen den Holzstapeln, in den sich manchmal der alte Professor Morgenstern fortschleicht. Dort setzt sie sich auf eine Bank. Ein Stück Papier fällt ihr in die Hände – ein langer, etwas ramponierter Papierflieger. Am liebsten würde sie das Fotoalbum in ihrem Kopf aufschlagen und wieder in Prag sein, denn auch wenn es keine Zukunft mehr gibt, von der sie träumen kann, von der Vergangenheit kann sie immer träumen.

Ein gestochen scharfes Foto kommt ihr in den Sinn: ihre Mutter, die einen hellgelben Stern auf ihre schöne dunkelblaue Bluse näht. Es ist das Gesicht ihrer Mutter, das sie am meisten aufwühlt. Die Mutter konzentriert sich ganz auf ihre Näharbeit, sie wirkt sachlich und ungerührt, als würde sie nur einen Rock säumen. Dita weiss noch gut, wie sie ihre Mutter wütend fragte, was sie da mit ihrer Lieblingsbluse mache, und wie diese nur antwortete, sie nähe ihr einen Stern darauf. Dabei hob sie nicht einmal den Kopf. Dita weiss noch, wie sie die Fäuste ballte, rasend vor Wut, denn diese groben, gelben Stoffsterne passten denkbar schlecht zu ihrer blauen Seidenbluse, und zu ihrem grünen Kleid würden sie noch weniger passen. Es ging nicht in ihren Kopf, wie ihre Mutter, die sich so elegant kleidete, die Französisch konnte und Modezeitschriften las, die sie in der Wohnzimmerkommode aufbewahrte, ihr solche Flicker auf die Kleidung nähen konnte.

«Es ist der Krieg, Edita ... es ist der Krieg», sagte ihre Mutter leise, ohne von der Näharbeit aufzusehen. Und Dita schwieg und fügte sich in das Unvermeidliche, genau wie ihre Mutter und die anderen Erwachsenen es bereits getan hatten. Es war der Krieg, da war nichts zu machen.

Sie verkriecht sich in ihr Versteck und holt ein anderes Bild heraus, von ihrem zwölften Geburtstag. Sie sieht die Wohnung, ihre Eltern, ihre Grosseltern, ihre Tanten und Onkel und ein paar Vettern und Cousinen. Die ganze Familie ist versammelt, und sie sitzt in der Mitte und wartet auf etwas. Auf ihrem Gesicht liegt eine Spur von diesem traurigen Lächeln, das so typisch für sie ist, das Lächeln, das sich zeigt, wenn sie die Maske des forschen Mädchens abnimmt und die schüchterne Dita zum Vorschein kommt. Das Seltsame an dem Bild ist, dass ausser ihr niemand in der Familie lächelt.

An diesen Geburtstag erinnert sie sich noch gut. Es war der letzte Geburtstag, den sie richtig feiern konnte, mit einem wunderbaren Kuchen von ihrer Mutter. So etwas hat es seither nicht mehr gegeben. Hier besteht das Fest in einem Stück Kartoffel in der Plörre, die sie hier Suppe nennen. Der Strudel, bei dem ihr jetzt, als sie sich daran erinnert, noch das Wasser im Mund zusammenläuft, war zwar kleiner als die Strudel, die ihre Mutter sonst backte, aber Dita beschwerte sich nicht, denn ihre Mutter war die ganze Woche lang in Dutzende von Geschäften gegangen, um mehr Rosinen und Äpfel zu ergattern. Aber sie bekam keine. Jeden Tag wartete sie vor Ditas Schule, in der Hand die leere Einkaufstasche, ohne eine Spur von Ärger.

So war ihre Mutter – sie gab nicht viel auf Erklärungen, als wäre es ungehörig zu erzählen, was einem auf der Seele lag. Manchmal hätte ihr Dita am liebsten gesagt: Mama, es ist schon gut, erzähl es mir ... aber ihre Mutter stammte aus einer anderen Epoche, in der man die Dinge für sich behielt.

Die zwölfjährige Dita war völlig anders – sie redete gern und viel, machte Handstand an der Hausmauer und schlürfte, wenn sie ihre Suppe ass. Sie war ein fröhliches Mädchen, und eigentlich ist sie das immer noch, selbst in diesem grässlichen Lager.

An Ditas zwölftem Geburtstag kam ihre Mutter ins Wohnzimmer, ein nervöses Lächeln im Gesicht, um ihr ihr Geschenk zu überreichen. Ditas Augen leuchteten auf, denn es war ein Schuhkarton, und sie wünschte sich schon seit Monaten neue Schuhe. Vorzugsweise helle, mit Schnallen, und am liebsten mit einem kleinen Absatz. Als sie rasch den Karton öffnete, lagen darin schwarze Alltagschuhe, sehr schlicht und vorne geschlossen. Dita betrachtete sie genauer und sah, dass sie nicht einmal neu waren; an den Schuhspitzen befanden sich Kratzer, die mit Schuhcreme ausgebessert worden waren. Mit einem Mal war es still im Zimmer: Ihre Eltern, Grosseltern, Tanten und Onkel sahen sie erwartungsvoll an und warteten darauf, dass sie etwas sagte. Dita setzte ein strahlendes Lächeln auf und bedankte sich überschwänglich. Sie gab ihrer Mutter, die sie fest umarmte, einen Kuss, und dann ihrem Vater, der in seinem feinen Humor scherzte, zum Glück für sie seien geschlossene Schuhe gerade in Mode.

Sie muss lächeln, als sie daran denkt. Aber für ihren zwölften Geburtstag hatte sie eigene Pläne. Als ihre Mutter abends zu ihr ins Zimmer kam, um ihr Gute Nacht zu sagen, bat sie darum, sich noch etwas wünschen zu dürfen. Noch bevor ihre Mutter protestieren konnte, sagte Dita, es werde auch nichts kosten. Sie sei nun schon zwölf und wünsche sich von ihrer Mutter die Erlaubnis, eins der Bücher für Erwachsene lesen zu dürfen. Ihre Mutter schwieg kurz, dann deckte sie Dita zu und verliess wortlos das Zimmer.

Als Dita schon dabei war einzuschlafen, hörte sie, wie die Tür leise aufging, und sah eine Hand *Die Zitadelle* von AJ. Cronin auf

den Nachttisch legen. Ihre Mutter verliess das Zimmer, und Dita verstopfte die Ritze unter der Tür rasch mit ihrem Nachthemd, damit ihre Eltern nicht merkten, dass bei ihr Licht brannte. Sie schlief keine Sekunde in dieser Nacht.

*An einem Spätnachmittag im Oktober des Jahres 1924 blickte ein schäbig gekleideter junger Mann mit gespannter Aufmerksamkeit durch das Fenster eines Abteils dritter Klasse in dem fast leeren Zug, der sich von Swansea das Penowelltal hinaufarbeitete.*

Dita nahm neben dem jungen Doktor Manson Platz und reiste mit ihm bis Drineffy, einem armen Bergarbeiterstädtchen in den Walliser Bergen. Sie hatte den Lesezug bestiegen. In dieser Nacht machte Dita eine spannende Entdeckung: Es spielte keine Rolle, wie viele Hindernisse all die «Reiche» dieser Welt ihr in den Weg legten, denn sie konnte sie alle überwinden, indem sie ein Buch aufschlug.

Sie lächelt bei dem Gedanken an *Die Zitadelle*, mit Zuneigung und auch mit einer gewissen Dankbarkeit. Ihre Mutter wusste zwar nichts davon, aber Dita versteckte das Buch in ihrer Schultasche, um während der Pausen weiterlesen zu können. Es war das erste Buch, das sie wütend machte. Und es war auch das erste Buch, bei dem sie weinen musste.

Dita lächelt erneut, als sie daran denkt. Seither hat sie herausgefunden, um wie viel grösser ihr Leben sein kann, denn Bücher vervielfachen das Leben des Lesers und ermöglichen es einem, Menschen wie Andrew Manson kennenzulernen, und vor allem Menschen wie Christine, eine Frau, die sich weder von Geld noch von der feinen Gesellschaft beeindrucken lässt. Die niemals ihre Prinzipien opfert, die stark bleibt und sich nichts gefallen lässt, das sie für

ungerecht hält. Seit damals hat sie immer wie Christine sein wollen. Christine hätte auch im Krieg niemals den Mut verloren. Dita nickt vor sich hin und wird dabei immer langsamer, bis der Schlaf sie übermannt.

Als sie wieder aufwacht, ist es dunkel, und in der Baracke ist es ganz still. Für einen Moment steigt Panik in ihr auf bei dem Gedanken, sie könnte die Sperrstunde verpasst haben. Es wäre ein grober Fehler, nicht in ihre Baracke zurückzukehren, genau die Sorte Fehler, auf die Mengele nur wartet, um ein Versuchskaninchen aus ihr zu machen. Doch als sie draussen Stimmen hört, beruhigt sie sich wieder. Auch im Inneren der Baracke wird gesprochen, und ihr wird klar, dass die Stimmen sie aufgeweckt haben. Sie sprechen Deutsch.

Sie späht um den Holzstoss herum und sieht, dass die Tür zu Hirschs Kammer offensteht und Licht bei ihm brennt. Hirsch begleitet gerade jemanden zum Barackeneingang und öffnet vorsichtig die Tür.

«Warte kurz, da sind Leute.»

«Machst du dir etwa Sorgen, Fredy?»

«Ich glaube, Lichtenstern ahnt etwas. Er und die anderen in Block 31 dürfen es auf keinen Fall herausfinden. Sonst bin ich erledigt.»

Der zweite Mann lacht. «Ach komm, mach dir nicht so viele Gedanken. Was können sie dir schon anhaben? Sie sind schliesslich auch nur jüdische Häftlinge ... sie können dich nicht erschiessen!»

«Wenn sie herausfinden, wie ich sie getäuscht habe, wird es mit Sicherheit Leute geben, die das nur zu gerne täten.»

Schliesslich verlässt der andere die Baracke, und Dita erhascht einen kurzen Blick auf ihn. Er ist kräftig gebaut und trägt einen weiten Regenmantel. Sie sieht, wie er die Kapuze hochzieht, obwohl es nicht regnet, als wollte er vermeiden, dass man ihn erkennt. Aber

seine Füße sind noch sichtbar, und er trägt keine Holzpantinen wie die Häftlinge, sondern glänzende Stiefel.

*Was macht ein SS-Mann inkognito hier?*, fragt sie sich. In dem Lichtschein, der aus der geöffneten Tür fällt, sieht sie Fredy mit gesenktem Kopf in seine Kammer zurückkehren. So hat sie ihn noch nie gesehen. Dieser aufrechte Mann lässt die Schultern hängen.

Dita sitzt in ihrem Versteck, sie kann sich nicht bewegen. Sie begreift nicht, was sie gerade gesehen hat; im Grunde will sie es auch nicht begreifen. Klar und deutlich hat sie gehört, was Hirsch gesagt hatte: Dass er sie alle betrügt.

Aber wieso?

Dita hat das Gefühl, dass der Boden unter ihr nachgibt, also setzt sie sich wieder auf die Bank. Sie hat sich so sehr geschämt, weil sie Hirsch nicht die ganze Wahrheit gesagt hat ... und jetzt stellt sich heraus, dass er viel grössere Geheimnisse vor ihnen allen hat. Er trifft sich heimlich mit SS-Leuten, die sich im Schutz der Dunkelheit durch das Lager zu ihm schleichen.

O mein Gott... Seufzend legt sie die Hände an den Kopf.

*Wie soi/ ich jemandem die Wahrheit sagen, der selbst etwas verbirgt? Wenn ich Hirsch nicht vertrauen kann, wem dann?*

Sie ist so durcheinander, dass ihr schwindlig wird, als sie aufsteht. Als Hirsch die Tür zu seiner Kammer hinter sich schliesst, verlässt Dita leise die Baracke.

In diesem Moment ertönt die Sirene, das Zeichen, dass die Sperrstunde kurz bevorsteht. Die letzten Nachzügler, die der kalten Nacht und dem Zorn der Barackekapos getrotzt haben, machen sich eilig auf den Weg zu ihren Pritschen. Aber Dita fühlt sich zu schwach, um zu rennen. Die Fragen lasten zu schwer auf ihr.

*Was, wenn der Mann, mit dem Fredy geredet hat, gar nicht zur SS gehört, sondern zum Widerstand? Aber wieso fürchtet Fredy*



*sich dann davor, dass die Leute in Block 31 davon erfahren, wenn der Widerstand doch auf unserer Seite ist?*

Im Gehen schüttelt sie den Kopf. Es hat keinen Sinn, das Offensichtliche zu leugnen. Es war ein SS-Mann. Hirsch muss natürlich mit der SS reden, aber das war kein offizieller Besuch. Der Nazi war inkognito dort und hat vertraulich mit Fredy geredet, sogar freundschaftlich. Und wie Fredy danach aussah, so niedergeschlagen und voller Reue ...

In den Gruppen kursieren schon lange Gerüchte, dass es unter den Häftlingen Informanten und Nazispione gibt. Unwillkürlich beginnen Ditas Beine zu zittern.

*Nein, nein, das kann nicht sein.* Hirsch, ein Informant? Noch vor zwei Stunden hätte sie jedem die Augen ausgekratzt, der so etwas gesagt hätte! Es wäre völlig unlogisch – schliesslich führt er die SS doch mit der Schule in Block 31 hinters Licht. Nichts von all dem ergibt einen Sinn. Plötzlich kommt ihr der Gedanke, dass er sich vielleicht vor den Nazis als Informant ausgibt, aber nur irrelevante oder falsche Informationen weitergibt, um sie zufriedenzustellen. *Das würde alles erklären!*

Aber dann fällt ihr ein, wie niedergeschlagen Hirsch aussah, als er allein in seine Kammer zurückging. Er wirkte nicht stolz auf sich. Er fühlte sich schuldig, das sah man deutlich an seiner Körperhaltung.

Als sie zu ihrer Baracke kommt, steht die Kapo bereits an der Tür, in der Hand den Stock, mit dem sie nach den Frauen schlägt, die nach der Sperrstunde kommen, und Dita hebt die Hände über den Kopf, um den Schlag abzumildern. Die Kapo schlägt fest zu, aber Dita spürt den Schmerz kaum. Als sie zu ihrer Pritsche hinaufklettert, sieht sie, wie jemand im Nachbarbett den Kopf hebt. Es ist ihre Mutter.

«Du kommst spät, Dita. Ist alles in Ordnung?»

«Ja, Mama.»

«Geht es dir auch wirklich gut? Lügst du mich auch nicht an?»

«Nein», erwidert Dita mürrisch.

Es ärgert sie, dass ihre Mutter sie wie ein kleines Kind behandelt. Am liebsten würde sie ihr sagen, dass sie sie natürlich anlügt, dass in Auschwitz jeder jeden anlügt. Aber es wäre nicht fair, ihre Mutter für den Zorn büssen zu lassen, der in ihrem Inneren tobt.

«Dann ist also alles gut?»

«Ja, Mutter.»

«Maul halten dahinten, sonst schütze ich euch die Kehlen auf!», brüllt jemand.

«Schluss jetzt!», befiehlt die Kapo.

In der Baracke wird es still, aber die Stimme in Ditas Kopf verstummt nicht. Hirsch ist nicht der, für den ihn alle halten. Aber wer ist er dann? Sie versucht sich in Erinnerung zu rufen, was sie über ihn weiss, und ihr wird klar, wie wenig das ist. Nach jener flüchtigen Begegnung am Stadtrand von Prag hat sie ihn das nächste Mal in Theresienstadt gesehen. Im Getto Theresienstadt...

## Kapitel 8

**D**ita kann sich noch genau an den maschinengeschriebenen Brief mit der Briefmarke des Reichsprotectors erinnern, der damals in ihrer winzigen Wohnung in der Josefstadt auf dem Tisch lag. Ein kleines Stück Papier, das alles veränderte. Sogar der Name der kleinen Stadt Terezin, die etwa sechzig Kilometer von Prag entfernt lag, war dort in schwarzen Grossbuchstaben geschrieben, die den deutschen Namen zu schreien schienen: «THERESIENSTADT». Daneben stand «Überstellung». Terezin oder Theresienstadt war eine Stadt, die Hitler in seiner Grossmut den Juden geschenkt hatte – jedenfalls behauptete das die Nazipropaganda. Es gab sogar einen Dokumentarfilm des jüdischen Regisseurs Kurt Geron, in dem zufriedene Menschen zu sehen waren, die als Handwerker arbeiteten, Sport trieben und unbehelligt Vorträge und Veranstaltungen besuchten. Er sollte beweisen, dass die Gerüchte von der Internierung und Ermordung der Juden falsch waren. Gleich nach der Fertigstellung des Films schickten die Nazis Kurt Geron nach Auschwitz, wo er 1944 ermordet wurde.

Dita seufzt. Das Getto Theresienstadt ... Der Prager Judenrat hatte Reichsprotector Reinhard Heydrich für die Lage einer solchen jüdischen Stadt verschiedene Optionen zur Verfügung gestellt. Aber Heydrich wollte Theresienstadt und keine andere. Und er hatte dafür

auch einen handfesten Grund: Theresienstadt besass eine Stadtmauer. Dita erinnert sich noch an den traurigen Morgen, als die Familie ihr gesamtes Leben in zwei Koffern verstaute, um diese zum vereinbarten Treffpunkt zu schleppen. Die tschechische Polizei brachte sie anschliessend zum Bahnhof von Bubny, um sicherzustellen, dass sie den Zug nach Theresienstadt nahmen.

Dita sucht in ihrem Kopf nach einem Foto aus dem November 1942. Auf dem Bild hilft ihr Vater ihrem Grossvater, dem alten Senator, im Bahnhof von Bohusovice beim Aussteigen. Hinter ihm steht ihre Grossmutter, die das Manöver aufmerksam verfolgt. In Anbetracht des körperlichen Verfalls, von dem auch die stärksten und aufrechtsten Menschen nicht verschont bleiben, erscheint ein zorniger Ausdruck auf Ditas Gesicht. Ihr Grossvater, die einstige Festung, ist jetzt nur noch eine Sandburg. Im Hintergrund der Momentaufnahme sieht man auch ihre Mutter mit ihrem hartnäckig neutralen Gesichtsausdruck. Sie tut so, als wäre alles in Ordnung, und will keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dita sieht auch sich selbst, dreizehn Jahre alt, kleiner als jetzt und grotesk unförmig. Ihre Mutter hatte sie gezwungen, mehrere Pullover übereinander anzuziehen, nicht wegen der Kälte, sondern weil sie pro Person nur fünfzig Kilo an Gepäck mitnehmen durften, und mehrere Kleiderschichten bedeuteten mehr Dinge, die sie mitnehmen konnten. Ihr Vater steht hinter ihr. «Ich habe dir doch schon so oft gesagt, Edita, iss nicht so viel Fasan», sagte er mit todernstem Gesicht, wie immer, wenn er scherzte.

Das erste Bild, das Ditas Augen in ihrem Theresienstadt-Album abspeicherten – gleich nachdem sie den Wachmann am Eingang zum Gelände passiert hatten und unter dem Torbogen mit der Inschrift «Arbeit macht frei» hindurchgegangen waren –, war das einer lebhaften Stadt. Die Strassen waren voller Menschen. Es gab ein Kran-

kenhaus, eine Feuerwehr, Suppenküchen, Handwerksbetriebe und einen Kindergarten. Theresienstadt besass sogar seine eigene jüdische Polizei, die Gettowache, deren Mitglieder in ihren Uniformjacken mit den dunklen Mützen genauso Streife gingen wie die Polizisten überall auf der Welt. Aber wenn man sich das lebhafteste Treiben auf der Strasse genauer ansah, fiel einem auf, dass die Leute Körbe ohne Henkel hatten, zerschlissene Decken, Armbanduhr ohne Zeiger ... die kaputten Gerätschaften standen für ein kaputtes Leben, denkt Dita. Die Bewohner der Stadt schienen es immer eilig zu haben, aber Dita war klar, dass man irgendwann immer vor einer Mauer landete, auch wenn man sich noch so sehr beeilte. Eben darin lag die Täuschung. Theresienstadt war eine Stadt, in der die Strassen nirgendwohin führten.

Hier sah sie Fredy Hirsch wieder, auch wenn ihre erste Erinnerung in einem Geräusch und nicht in einem Bild besteht. Es ist das Hufgedonner einer Büffelherde wie aus den Abenteuerromanen von Karl May, die im Wilden Westen spielen. Es war für Dita einer der ersten Tage im Getto, und sie fühlte sich immer noch wie betäubt. Sie kam gerade von der Arbeit, die man ihr zugeteilt hatte – in den Gemüsegärten, die zur Versorgung der SS-Garnison vor der Stadtmauer angelegt worden waren.

Sie war auf dem Rückweg zu ihrer kleinen Kammer, als sie Hufgetrappel aus einer Nebenstrasse näherkommen hörte. Sie drückte sich gegen eine Hausmauer, um nicht von den mutmasslichen Pferden niedergetrampelt zu werden. Aber es waren keine Pferde, es war eine Gruppe von Jungen und Mädchen, die um die Ecke jagte. An der Spitze lief ein durchtrainierter Mann, die Haare tadellos nach hinten gekämmt. Seine Schritte waren lang und geschmeidig, und im Vorbeilaufen begrüßte er sie mit einem leichten Nicken. Es war

Fredy Hirsch – unverwechselbar und elegant, selbst in kurzer Hose und Unterhemd.

Es sollte eine Weile dauern, bevor sie ihn wiedersah. Und es waren Bücher, die zu ihrer nächsten Begegnung führten.

Den Anfang machte ein Buch, das Dita zwischen den Bettlaken, der Kleidung, der Unterwäsche und den anderen Habseligkeiten entdeckte, die ihre Mutter in die Koffer gestopft hatte. Es war ihr Vater, der das Buch dort versteckt hatte, und zum Glück hatte ihre Mutter nichts davon gewusst, sonst wäre sie ausser sich gewesen über diese Verschwendung von zulässigem Gewicht. Als ihre Mutter den Koffer an jenem ersten Abend auspackte und das dicke Buch entdeckte, sah sie Ditas Vater böse an.

«Bei dem, was das wiegt, hätten wir drei Paar Schuhe mehr mitnehmen können.»

«Und was sollen wir mit so vielen Schuhen, Liesl? Wir können doch nirgendwohin.»

Ihre Mutter schwieg, aber Dita glaubte zu sehen, wie sie den Kopf senkte, um ihr Lächeln zu verbergen. Manchmal tadelte Ditas Mutter ihren Vater, weil er so ein Träumer war, aber im Grunde liebte sie ihn gerade deswegen.

*Papa hatte recht. Dieses Buch hat mich so viel weitergebracht als jedes Paar Schuhe.* Auf dem Rand ihrer Pritsche in Auschwitz liegend, muss Dita lächeln, als sie daran denkt, wie sie zum ersten Mal *Der Zauberberg* von Thomas Mann aufschlug.

Ein neues Buch anzufangen ist so ähnlich, als würde man in einen Zug steigen und auf Reisen gehen.

*Der Zauberberg* schildert, wie die Hauptfigur Hans Castorp von Hamburg nach Davos in den Schweizer Alpen fährt, um dort seinen Cousin Joachim zu besuchen, der sich in einem eleganten Sanatorium wegen seiner Tuberkulose behandeln lässt. Anfangs war sich

Dita nicht ganz im Klaren, ob sie sich eher mit dem fröhlichen Hans identifizierte oder mit dem galanten, kränklichen Joachim.

*«Ja, da sitzen wir nun und lachen», sagte er mit Schmerzen im Gesicht und zuweilen von den Erschütterungen seines Zwerchfelles unterbrochen; «und dabei ist gar nicht abzusehen, wann ich hier wegkomme, denn wenn Behrens sagt: noch ein halbes Jahr, dann ist es knapp gerechnet, man muss sich auf mehr gefasst machen. Aber es ist doch hart, sage mal selbst, ob es nicht traurig für mich ist. Da war ich nun schon genommen und im nächsten Monat könnte ich meine Offiziersprüfung machen. Und nun lungere ich hier herum mit dem Thermometer im Mund und zähle die Schnitzer von dieser ungebildeten Frau Stöhr und versäume die Zeit. Ein Jahr spielt solch eine Rolle in unserem Alter, es bringt im Leben unten so viele Veränderungen und Fortschritte mit sich. Und ich muss hier stagnieren wie ein Wasserloch, – ja, ganz wie einfauliger Tümpel...»*

Dita weiss noch, wie sie bei diesen Worten unwillkürlich zustimmend nickte, und auch jetzt nickt sie, während sie schlaflos auf ihrer Pritsche in Auschwitz liegt. Die Figuren in dem Buch schienen sie besser zu verstehen als ihre eigenen Eltern, denn immer wenn sie sich über die Widrigkeiten in Theresienstadt beschwerte – darüber, dass ihre Eltern getrennt schlafen mussten, über ihre Arbeit im Gemüsegarten, die Enge des Lebens zwischen den Stadtmauern, die eintönige Verpflegung –, antworteten ihr die Eltern, sie müsse Geduld haben, bald werde alles vorbei sein. «Vielleicht ist der Krieg ja schon nächstes Jahr vorbei», pflegten sie zu sagen, als wäre das eine wunderbare Nachricht. Für die Erwachsenen war ein Jahr nur ein kleiner Schnitz aus einem grossen Apfel. Wenn ihre Eltern sie dann lächelnd ansahen, biss Dita frustriert die Zähne zusammen. Sie be-

griffen gar nichts. Wenn man jung ist, ist ein Jahr fast das ganze Leben, der ganze Apfel.

In Theresienstadt lag Dita in ihrem Bett und wartete darauf, dass es Abend wurde, genau wie die zwei Cousins in dem Buch, auch wenn Ditas Abendessen – das aus kaum mehr als Brot und Käse bestand – weitaus kärglicher war als die fünf Gänge, die im «Berghof» serviert wurden.

*Käse!*, denkt sie jetzt, während sie auf ihrer Pritsche in Auschwitz liegt. *Wie schmeckt Käse? Ich kann mich nicht mehr erinnern. Köstlich!*

Tatsächlich froh sie in Theresienstadt trotz ihrer vier Pullover genauso wie Joachim, genauso wie die Patienten des Sanatoriums, die abends auf den Baikonen ihrer Zimmer im Liegestuhl lagen, in Decken eingemummelt, und die kalte Bergluft atmeten, die ihren kranken Lungen angeblich so guttat. Und während Dita mit geschlossenen Augen in Theresienstadt lag, fand sie wie Joachim, dass die Jugend in einem Wimpernschlag vorbei ist.

Es war ein langer Roman, und so teilte sie während der nächsten Monate die gemeinsame Gefangenschaft von Joachim und Hans. Sie versenkte sich in die Geheimnisse, den Klatsch und den Tagesablauf der vornehmen Berghof-Klinik, in der die Krankheit die Zeit zum Stillstand zu bringen schien. An manchen Tagen schmolz die Grenze zwischen ihr und den Figuren, der Unterschied zwischen Realität und Fiktion in ihrem Kopf wie heiße Schokolade. Die Ereignisse in dem Buch waren viel echter und verständlicher als das Leben in dieser ummauerten Stadt, viel glaubhafter als der Albtraum aus Elektrizität und Gaskammern in ihrer derzeitigen Umgebung in Auschwitz.

Nachdem sie Dita ständig hatte lesen sehen, beschloss eine Zimmergenossin aus dem Getto, die sich oft drinnen aufhielt, ohne dass



Dita sie weiter beachtete, Dita zu fragen, ob sie den russischen Roman *Republik der Strolche* kenne und ob sie schon einmal von den Jungen in Block L417 gehört hatte. Natürlich hatte Dita schon von ihnen gehört! Jetzt klappte sie doch ihr Buch zu und spitzte die Ohren. Ihre Neugier war geweckt, und so bat sie Hanka, sie mitzunehmen und den Jungen vorzustellen ... Hanka versuchte ihr zu erklären, dass es schon ein wenig spät sei und sie doch morgen hingehen könnten, aber Dita schnitt ihr das Wort ab: «Hier gibt es kein Morgen, es muss alles sofort passieren!»

Rasch liefen die beiden Mädchen zu Block L417, einem Jungenblock, wo sie nur bis sieben Uhr abends Zutritt hatten. Oben angekommen, begann Hanka ein Gespräch mit einem hoch aufgeschossenen, schlanken Jungen. Dita, die nichts mit sich anzufangen wusste, ging zu einem anderen Jungen hinüber, der gerade die Erde vom Weltall aus gesehen zeichnete. «Was sind das da vorn für komische Berge?», fragte sie ihn ohne weitere Einleitung.

Petr Ginz war der Chefredakteur des *Vedem*, einer geheimen Losblattzeitschrift, die jeden Freitag vorgelesen wurde und über die Ereignisse im Getto berichtete. Aber auch Meinungsartikel, Gedichte und Träumereien waren gern gesehen. Petr war ein grosser Bewunderer von Jules Verne, und *Von der Erde zum Mond* gehörte zu seinen Lieblingsbüchern. Er hörte auf zu zeichnen und blickte zu dem Mädchen auf, das ihn so dreist angesprochen hatte. Ihre funkelnden Augen gefielen ihm, dennoch antwortete er streng: «Du bist ja ganz schön neugierig. Das ist der Mond.»

Dita errötete und wurde mit einem Schlag wieder schüchtern. Sie bereute es, so eine Plaudertasche zu sein. Aber da veränderte sich Petrs Gesichtsausdruck. «Neugier ist die oberste Tugend jedes guten Journalisten. Ich bin Petr Ginz. Willkommen bei *Vedem*.»

*Welche Art Chronik Petr Ginz wohl über die Aktivitäten in Block jügeschrieben hätte?* fragt sich Dita jetzt. Was mag wohl aus dem mageren, empfindsamen Jungen geworden sein? Am Tag nach ihrer ersten Begegnung führte Petr Dita zu den sogenannten Dresden-Baracken. Als er sie gefragt hatte, ob sie ihn gerne zu einem Interview für die Zeitung begleiten würde, hatte Dita nur kurz gezögert. Sie würden den Leiter der Bibliothek interviewen. Sie fand die Vorstellung aufregend, als Journalistin zu arbeiten, und verspürte einen Funken Stolz, als sie mit dem entschlossenen Petr Ginz zum Eingang von Bau L304 kam, wo sich die Bibliothek befand. Die beiden fragten, ob der Direktor, Dr. Utitz, zwei Reportern der Zeitschrift *Vedem* ein Interview geben würde, und die Frau am Eingang lächelte freundlich und bat sie, kurz zu warten.

Ein paar Minuten später kam Emil Utitz, der vor dem Krieg Professor für Philosophie und Psychologie an der Deutschen Universität in Prag gewesen war und ausserdem für verschiedene Zeitungen Kolumnen verfasst hatte.

Die Bibliothek enthielt etwa sechzigtausend Bände, erzählte er ihnen. Die Bücher kamen aus den mehreren Hundert öffentlichen Bibliotheken und den privaten Sammlungen der jüdischen Gemeinde, die die Nazis geschlossen und konfisziert hatten. Ausserdem erklärte er, dass die Bibliothek immer noch keinen Lesesaal besass, weshalb sie derzeit eine mobile Bibliothek war, was bedeutete, dass die Bücher von Haus zu Haus transportiert wurden, damit man sie ausleihen konnte. Petr fragte Utitz, ob es stimme, dass er mit Franz Kafka befreundet gewesen sei, und der Direktor nickte. Als der Chefredakteur von *Vedem* darum bat, eine der Bibliothekarinnen auf ihrer Runde begleiten zu dürfen, damit sie darüber berichten konnten, sagte Utitz hocheifrig zu.

Die Bibliothek von Theresienstadt war eine papierene Krake, die ihre Arme durch die ganze Stadt ausrollte. Die Bücher reisten auf

Bollerwagen durch die verschiedenen Viertel, damit die Menschen sie ausleihen konnten. Petr arbeitete auf den Feldern, und an jenem Nachmittag musste er nach getaner Arbeit zu einer Dichterlesung, weshalb es Dita war, die vergnügt eine der Bibliothekarinnen begleitete, Fräulein Sittigová, die ihren Bücherwagen durch die Strassen von Theresienstadt schob. Nach einem Arbeitstag in der Werkstatt, der Fabrik, der Giesserei oder auf dem Feld war die Gelegenheit zur Flucht, die die rollende Bibliothek bot, den Menschen hochwillkommen. Aber Fräulein Sittigová erzählte Dita, dass sehr oft Bücher gestohlen wurden, und nicht immer nur zum Lesen – sie fanden auch als Toilettenpapier oder als Brennstoff für die Öfen Verwendung.

Die Bibliothekarin musste nicht einmal besonders laut werden, wenn sie sich mit dem Ruf «Bücherservice!» ankündigte. Kinder und Erwachsene trugen die Nachricht als gemischter Chor weiter, und der Ruf verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Kurz darauf kamen die Menschen aus den Häusern und strömten herbei, um in den Büchern zu blättern. Dita hatte so viel Spass daran, die Bibliothek durch die Stadt zu schieben, dass sie von diesem Tag an regelmässig mitging. Wenn sie nach ihrer eigentlichen Arbeit keinen Zeichenunterricht hatte, verbrachte sie den restlichen Nachmittag damit, der Bibliothekarin zu helfen. Bei einer dieser Gelegenheiten sah sie Fredy Hirsch wieder.

Er lebte in einem der Häuser, die neben der Kleiderkammer lagen, war jedoch nur selten dort anzutreffen. Er war immer unterwegs, organisierte Wettkämpfe oder nahm an den Aktivitäten der Gettojugend teil. Wenn Dita ihn traf, kam er immer adrett gekleidet und mit federndem Schritt auf sie zu und begrüßte sie mit diesem leisen Lächeln, das dennoch genügte, damit sie sich wichtig fühlte. Er war immer auf der Suche nach Büchern mit Liedern und Gedich-

ten für die Zusammenkünfte, die er für die jungen Leute am Freitagabend zum Sabbat organisierte. Einmal ermunterte er sogar die junge Dita, sich der Gruppe anzuschliessen. Sie wurde rot und sagte: «Vielleicht irgendwann einmal», aber die Sache war ihr peinlich, und sie glaubte nicht, dass ihre Eltern es ihr je erlauben würden. Insegeheim hätte sie furchtbar gern mit den älteren Jungen und Mädchen zusammengesessen, die gemeinsam sangen, diskutierten wie Erwachsene und sich sogar heimlich küssten. Nach den Treffen verschwand Fredy dann, wobei er so energisch ausschnitt wie jemand, der eine Mission hatte.

Jetzt wird Dita klar, wie wenig sie über Alfred Hirsch weiss. Dabei liegt ihr Leben in seiner Hand. Und wenn er der deutschen Lagerleitung mitteilt, dass die Insassin Dita Adlerová unter ihrer Kleidung Bücher verbirgt, wird man sie bei der nächsten Inspektion auf frischer Tat ertappen. Aber wenn er sie denunzieren will... wieso hat er es dann nicht bereits getan? Und wieso sollte Hirsch sich selbst denunzieren? Block 31 war ja immerhin seine Idee. Das ergibt alles keinen Sinn. Sie wird Nachforschungen anstellen müssen, aber es muss diskret geschehen. Vielleicht erwirkt Hirsch ja Vergünstigungen für die Häftlinge, in diesem Fall würde sie alles verderben. So muss es sein!

Dita will Hirsch vertrauen ... aber wieso hat der Blockälteste dann Angst davor, dass sein Geheimnis aufgedeckt wird und alle ihn hasen? Hirsch kann kein Verräter sein, sagt sie sich. Es ist unmöglich. Hirsch trotzt den Nazis, er verachtet sie, er ist stolz darauf, Jude zu sein, und er riskiert Kopf und Kragen, um den Kindern eine Schule zu ermöglichen.

*Aber wieso hintergeht er uns dann ?*

## Kapitel 9

Das Quarantänelager ist voller russischer Soldaten, die gerade angekommen sind. Von ihrer Soldatenehre ist nur noch wenig übrig: Man hat ihnen die Köpfe geschoren, und sie tragen die gestreiften Häftlingsuniformen. Jetzt sind sie eine Armee von Bettlern. Sie warten, bis sie an der Reihe sind, wobei sie entweder auf dem Boden sitzen oder auf und ab gehen, Grüppchen gibt es nur wenige. Die meisten schweigen. Einige schauen durch den Zaun zu dem Familienlager mit den Tschechen, die noch ihre Haare haben, und ihren Kindern, die über die Lagerstrasse tollen.

Rudi Rosenberg, der Schreiber des Quarantänelagers, ist eifrig mit der Aufnahme der Neuzugänge beschäftigt. Rudi spricht Russisch, ausserdem Polnisch und ein bisschen Deutsch. Das erleichtert die Sache für die SS, die den Registrierungsprozess überwacht, was Rudi sehr bewusst ist. An diesem Morgen hat er bereits dafür gesorgt, dass die drei bis vier Bleistifte, die ihm zur Verfügung stehen, ihren Weg in seine Hosentaschen gefunden haben. Jetzt spricht er einen Gefreiten an, der noch jünger ist als er selbst und mit dem er manchmal Witze reisst, vor allem auf Kosten der jungen Mädchen, die mit den Frauentransporten ankommen.

«Gefreiter Latteck, wir platzen heute ja aus allen Nähten. Sie erwischen wirklich immer die härtesten Aufgaben!» Deutsche werden

gesiezt, auch da, wo es sich um achtzehnjährige Burschen handelt.

«Allerdings. Dir ist es also auch schon aufgefallen, Rosenberg, was? Ich bin hier der Einzige, der sich abrackert. Anscheinend gibt es in diesem Abschnitt keine anderen Gefreiten. Dieser verdammte Feldwebel hat es auf mich abgesehen. Er ist ein verfluchter Hinterwäldler aus Bayern. Ich kann nur hoffen, dass ich bald an die Front versetzt werde.»

«Gefreiter, bitte verzeihen Sie, aber ich habe keine Bleistifte mehr.»

«Ich schicke einen Soldaten hinüber zum Wachraum, er soll dir einen holen.»

«Wieso lassen Sie ihn nicht eine ganze Schachtel holen? Dann lohnt sich der Weg wenigstens.»

Der SS-Mann fixiert ihn und lässt dann ein Lächeln aufblitzen. «Eine Schachtel, Rosenberg? Was zum Teufel willst du denn mit so vielen Bleistiften?»

Rosenberg wird klar, dass der Gefreite nicht dumm ist, also setzt auch er ein verschmitztes Lächeln auf, als wären sie Verbündete. «Na ja, hier gibt es schliesslich allerhand zu schreiben. Undja ... es stimmt schon, Bleistifte sind im Lager schwer zu bekommen. Wer den Leuten Bleistifte besorgt, dem schenken sie manchmal neue Socken.»

«Verstehe ...»

Der forschende Blick des SS-Mannes signalisiert Gefahr. Wenn Latteck ihn verrät, ist Rudi verloren. Er muss ihn schnell überzeugen. «Es geht doch nur darum, ein bisschen nett zu den Leuten zu sein, damit sie auch nett zu dir sind. Von einigen netten Leuten bekomme ich manchmal Zigaretten.»

«Zigaretten?»

«Manchmal steckt ein Päckchen Zigaretten in den Taschen der Kleidung, die in die Wäscherei kommt... ich habe sogar schon wel-

che aus hellem Tabak gesehen.» Rudi zieht eine Zigarette aus seiner Hemdtasche. «So wie die hier.»

«Du bist ein Schweinehund, Rosenberg. Ein ziemlich schlauer Schweinehund.» Der Gefreite lächelt.

«Man kommt nicht leicht an sie heran, aber ich könnte Ihnen vielleicht welche besorgen.»

«Ich liebe hellen Tabak», sagt der Gefreite, ein gieriges Glitzern in seinen Augen.

Am nächsten Tag hat Rosenberg in seiner Hosentasche zwei Päckchen Bleistifte, als er zu seinem Treffen mit Alice geht. Er wird ein paar Leuten einen Gefallen tun müssen, damit der Gefreite seine Zigaretten bekommt, aber das macht ihm nichts aus. Während er sich der umzäunten Abgrenzung nähert, wandern seine Gedanken wieder einmal zum Familienlager. Die Juden durften bisher noch nie mit ihrer Familie zusammenbleiben. Wozu dienen dann die Kinder und die alten Leute in einem Arbeits- und Vernichtungslager? Unter den sechs Lagern innerhalb von Auschwitz ist Bllb die grosse Ausnahme. Wieso haben die Nazis es bewilligt? Beim Widerstand hat man keine Erklärung dafür. Weiss Fredy Hirsch wohl mehr darüber, als er sagt? Verbirgt Fredy irgendetwas? Aber andererseits, hat hier nicht jeder etwas zu verbergen? Rudi erzählt Szmulewski schliesslich auch nichts von seinen guten Beziehungen zu einigen der SS-Männer, die es ihm erlauben, kleinere Gegenstände zu schmuggeln. Das wird zwar beim Widerstand nicht gern gesehen, aber für Rudi hat es allerhand Vorteile.

Er schlendert an der Rückseite der Baracken hin und her, bis er Alice kommen sieht, dann geht er zum Zaun. Wenn der Wachmann, der im Turm gerade Dienst schiebt, zu den reizbaren gehört, wird er jeden Moment seine Trillerpfeife zücken und ihnen befehlen auseinanderzugehen. Alice bleibt wenige Meter hinter dem Zaun stehen.

Rudi freut sich schon seit zwei Tagen auf das Wiedersehen, und ihr Anblick lässt ihn alle Entbehrungen vergessen.

«Setz dich doch.»

«Ich stehe lieber. Der Boden ist schmutzig.»

«Du musst dich aber hinsetzen, damit der Wachmann weiss, dass wir nur reden. Sonst denkt er, wir würden etwas aushecken.»

Alice setzt sich auf den Boden. Dabei rutscht ihr Rock nach oben, und kurz wird ihre Unterwäsche sichtbar, wunderbar weiss in diesem Morast. Rudi durchzuckt es wie ein Stromstoss.

«Wie geht es dir?», fragt Alice.

«Jetzt, wo ich dich sehe, ist alles gut.»

Alice errötet, aber sie lächelt erfreut.

«Ich habe die Bleistifte dabei.»

Sie wirkt nicht sonderlich überrascht, und Rudi ist ein wenig enttäuscht. Er hatte gehofft, die Bleistifte würden eine durchschlagende Wirkung haben und sie würde vor Freude fast in Ohnmacht fallen. Das Mädchen scheint nicht zu wissen, wie schwer es ist, im Lager Geschäfte zu machen, was er dafür bei der SS riskiert hat.

Rudi kennt die Frauen nicht. Alice ist durchaus beeindruckt; um das zu merken, müsste er ihr nur in die Augen sehen. Aber Männer erwarten immer, dass man ihnen alles sagt.

«Und wie willst du die Bleistifte zu uns ins Lager schmuggeln? Mit irgendeinem Boten?»

«Heutzutage darf man niemandem vertrauen.»

«Was dann?»

«Warte es ab.»

Aus dem Augenwinkel beobachtet Rudi den Soldaten im Wachturm. Er ist ziemlich weit weg, und nur ein Teil seines Oberkörpers und seines Kopfes sind als Umriss zu erkennen. Aber weil er ein Gewehr über der Schulter trägt, weiss Rudi, wann er ihnen die Vor-



derseite zuwendet und wann die Rückseite: Dreht sich der Soldat zu ihnen um, zeigt der Gewehrlauf über seiner rechten Schulter vom Lager weg, und wenn er ihnen den Rücken kehrt, zum Lager hin. Dank diesem provisorischen Kompass weiss Rudi, dass der Wachmann sich nur hin und wieder langsam umdreht. Als er sieht, wie der Gewehrlauf in ihre Richtung schwenkt, macht er mutig ein paar Schritte zum Zaun hin. Alice schlägt erschrocken die Hand vor den Mund.

«Komm her, schnell!» Rudi holt die zwei Bleistiftbündel, die jeweils von einem Stück Schnur zusammengehalten werden, aus seiner Tasche, nimmt sie zwischen die Fingerspitzen und schiebt sie vorsichtig durch eine Lücke des elektrisch geladenen Drahtzauns. Rasch hebt Alice sie auf. Sie ist diesem Zaun, durch den mehrere Tausend Volt fliessen, noch nie so nahegekommen. Beide entfernen sich wieder ein paar Meter von dem Zaun, genau in dem Moment, als der Gewehrlauf sich im Uhrzeigersinn von ihnen wegbewegt, bis der Soldat sie wieder im Blick hat.

«Warum hast du mich nicht vorgewarnt?», fragt Alice, deren Herz noch immer wild klopft. «Dann hätte ich mich ein bisschen vorbereiten können!»

«Es gibt Dinge, auf die man sich besser nicht vorbereitet. Manchmal muss man schnell sein.»

«Ich werde die Bleistifte Herrn Hirsch geben. Wir sind dir sehr dankbar.»

«Wir müssen jetzt gehen ... Alice ... Ich würde dich sehr gern wiedersehen.»

Alice lächelt. Das ist so viel besser als alle Worte.

«Morgen um dieselbe Uhrzeit?», fragt Rudi.

Sie nickt und beginnt auf die Hauptstrasse ihres Lagers zuzugehen. Rudi winkt ihr nach, und Alice wirft ihm einen gehauchten Kuss von ihren rissigen Lippen zu. Der Kuss fliegt über den Stacheldraht-

zaun, und Rudi fängt ihn mit der Hand auf. Niemals hätte er gedacht, dass eine so schlichte Geste ihn so glücklich machen könnte.

Es gibt noch jemanden im Lager, dem an diesem Vormittag der Kopf schwirrt. Dita achtet auf jede Handbewegung, darauf, wie Augenbrauen nach oben wandern oder Kiefer sich verkrampfen, sie beobachtet alles so gespannt, wie die Mikrobenjäger in Paul de Kruifs Buch ihre Studienobjekte durchs Mikroskop betrachten. Sie will die Wahrheit hinter den Worten entdecken. Und wartet darauf, dass diejenigen, die etwas zu verbergen haben, sich mit einem Blick, einem Stottern oder einem Schlucken verraten. Misstrauen ist wie ein Juckreiz – am Anfang spürt man ihn kaum, aber wenn man ihn einmal bemerkt hat, kann man nicht mehr aufhören, sich zu kratzen.

Aber das Leben steht nicht still, und Dita will nicht, dass ihre Unruhe jemandem auffällt. Deshalb sitzt sie schon am frühen Morgen in der Bibliothek auf einer Bank, den Rücken gegen den horizontalen Abschnitt des Kamins gelehnt. Die Bücher hat sie herausfordernd auf einer anderen Bank vor sich ausgelegt. Seppi Lichtenstern hat ihr einen der Gehilfen zugeteilt, der sie dabei unterstützen soll, die Bewegung der Bücher während der stündlichen Ausleihen zu verfolgen, und an diesem Morgen sitzt ein blasser Junge neben ihr.

Als Erster kommt heute ein junger Lehrer zu ihr, der eine Jungengruppe beaufsichtigt. Er begrüsst sie mit einem stummen Nicken. Er soll Kommunist sein und ausserdem sehr gebildet, er spricht sogar Englisch. Sie studiert seine Bewegungen, um herauszufinden, ob ihm zu trauen ist, wird jedoch nicht ganz schlau aus ihm. Aber sie spürt durchaus Intelligenz unter der einstudierten Gleichgültigkeit. Er lässt seinen Blick über die Bücher schweifen und nickt beifällig, als er zu dem Buch von H.G.Wells kommt. Bei den Theorien von

Freud schüttelt er missbilligend den Kopf. Dita wartet gespannt, fast ängstlich auf seine Reaktion. Nachdenklich bleibt er einen Augenblick stehen.

«Wenn H.G.Wells wüsste, dass er neben Freud liegt, wäre er sehr böse auf dich.»

Dita starrt ihn mit grossen Augen an und wird rot. «Ich verstehe nicht...»

«Nicht so wichtig. Ich bin nur verblüfft, einen sozialistischen Rationalisten wie Wells neben einem Fantasten wie Freud liegen zu sehen.»

«Dann schreibt Freud fantastische Geschichten?»

«Ganz und gar nicht. Freud war ein österreichischer Psychiater, aus Mähren, und ausserdem Jude. Er wollte wissen, was in den Köpfen der Menschen vor sich geht.»

«Und was hat er herausgefunden?»

«Viel zu viel, ihm zufolge. In seinen Büchern schreibt er, das Gehirn sei ein Speicher für die Erinnerungen, die dort faulen und die Menschen verrückt machen. Er hat eine Methode erfunden, um Geisteskrankheiten zu kurieren. Dabei muss der Patient sich auf eine Couch legen, und dann lässt man ihn reden, bis er alle seine Erinnerungen ausgespuckt hat. Auf diese Weise kam Freud hinter die verborgensten Gedanken seiner Patienten. Er nannte das Psychoanalyse.»

«Und was ist aus ihm geworden?»

«Er wurde berühmt. Das hat ihm 1938 in Wien das Leben gerettet. Ein paar Nazis drangen in seine Praxis ein, schlugen alles kurz und klein und beschlagnahmten eintausendfünfhundert Schilling. Als Freud davon erfuhr, bemerkte er, er habe noch nie einem Patienten so viel für eine Sitzung berechnet. Er kannte viele einflussreiche Leute. Trotzdem durften er, seine Frau und seine Tochter erst nach London ausreisen, nachdem er eine Erklärung unterschrieben hatte, aus der hervorging, wie gut ihn die Naziobrigkeit behandelt hatte

und wie wunderbar es sich im Dritten Reich in Wien lebte. Er fragte, ob er noch etwas hinzufügen dürfe, weil sie seiner Meinung nach ihr Licht unter den Scheffel gestellt hätten, und schrieb: „Ich kann die Gestapo jedermann auf das Beste empfehlens Die Nazis waren begeistert.“

«Die kennen eben den jüdischen Humor nicht.»

«Für die Deutschen ist es Humor, wenn einer den anderen an den Füßen kitzelt.»

«Und als er dann nach England kam?»

«Freud ist im Jahr darauf gestorben, 1939. Er war schon sehr alt und sehr krank.» Der Lehrer nimmt das Buch von Freud und blättert darin. «Die Bücher von Freud gehörten zu den ersten, die Hitler 1933 verbrennen liess. Dieses Buch hier ist Gefahr pur – es ist nicht nur geheim, sondern noch dazu verboten.»

Ein leiser Schauer überläuft Dita, und sie beschliesst, das Thema zu wechseln. «Und wer war H.G. Wells?»

«Ein Freidenker und Sozialist. Aber vor allem ein grosser Schriftsteller. Hast du schon mal von *Der unsichtbare Mann* gehört?»

«Ja.»

«Nun, das Buch ist von ihm. Ausserdem *Krieg der Welten*, das von der Ankunft der Marsianer auf der Erde handelt. Und *Die Insel des Dr. Moreau*, mit dem übergeschnappten Wissenschaftler, der menschliche und tierische Gene miteinander kombiniert. Dr. Mengele müsste das gefallen. Aber Wells' bestes Buch ist wohl *Die Zeitmaschine*. Durch die Zeit zu reisen», sagt er nachdenklich, «kannst du dir das vorstellen? Ist dir klar, was es bedeuten würde, in diese Maschine zu steigen, in das Jahr 1924 zurückzureisen und zu verhindern, dass Adolf Hitler aus dem Gefängnis kommt?»

«Aber das mit der Maschine ist doch nur Fiktion, nicht wahr?»

«Leider ja. Romane fügen dem Leben das hinzu, was es vermischen lässt.»

«Nun, wenn es Ihnen lieber ist, lege ich Herrn Freud und Herrn Wells jeweils ans Ende der Bank.»

«Nein, lass sie, wo sie sind. Vielleicht können sie ja etwas voneinander lernen.» Er sagt das so ernst, dass Dita nicht weiss, ob dieser Lehrer, der trotz seines jugendlichen Aussehens so alt wirkt, sie auf den Arm nimmt.

*Ein wandelndes Lexikon*, denkt Dita, als der Mann sich umdreht und zu seiner Gruppe zurückkehrt. Der Gehilfe neben ihr hat bisher keinen Ton gesagt. Erst als der Professor sich entfernt, bemerkt er mit einer Fistelstimme, die so hell ist wie eine Piccoloflöte, dass der Mann Ota Keller heisst und Kommunist ist. Dita nickt.

Am Nachmittag wird eines von Ditas «lebendigen» Büchern angefragt, *Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen*. Frau Magda ist eine zerbrechlich wirkende Frau mit schneeweissen Haaren und so winzig wie ein Vögelchen. Aber als sie zu erzählen beginnt, wird sie zur Riesin, ihre Stimme gewinnt unerwartet an Kraft, und sie breitet theatralisch die Arme aus, um den Flug der Gänse zu veranschaulichen, die Nils Holgersson durch die Lüfte tragen. Auch eine Kindergruppe gemischten Alters fliegt mit dem Vogelschwarm mit, und die Kinder lauschen gespannt auf jedes Wort, während sie über den schwedischen Himmel gleiten.

Fast alle Kinder haben die Geschichte schon einmal gehört, oft sogar mehrere Male, aber gerade die Kinder, die die Geschichte am besten kennen, lieben sie am meisten. Sie kennen die einzelnen Etappen der Geschichte auswendig und lachen schon vorab, weil sie bereits Teil des Abenteuers sind. Nils ist ein launischer Junge, der den Tieren auf seinem Bauernhof böse Streiche spielt. Als er eines

Tages allein zu Hause ist, weil seine Eltern in der Kirche sind, begegnet er einem *Tomte*, einem Gnom, der von der Arroganz des Jungen die Nase voll hat und ihn schrumpfen lässt, bis er nur noch so gross ist wie ein kleines Waldtier. Um Wiedergutmachung zu leisten, klammert sich Nils am Hals eines zahmen Gänserichs fest und fliegt mit einem Schwarm Wildgänse über den Himmel seiner Heimat. So, wie der aufsässige Nils am Hals seines Gänserichs allmählich reifer wird und begreift, dass die Welt sich nicht nur um ihn dreht, erhebt sich auch die Gruppe der Zuhörer über ihre triste Realität, in der egoistische Menschen sich vordrängeln, um als Erster Suppe zu bekommen, oder ihrem Nachbarn den Löffel stehlen.

Es spielt keine Rolle, wie oft die Kinder die Geschichte schon gehört haben, sie gefällt ihnen immer. Und nicht nur das, sie wollen sie auch immer von Anfang an hören. Manchmal versucht Frau Magda die Geschichte abzukürzen, indem sie einzelne Abschnitte auslässt, aus Furcht, ihre Zuhörer zu langweilen, aber sie erntet jedes Mal Protest.

«Nein, das ist ganz falsch!»

Und dann muss sie noch einmal von vorn anfangen und die ganze Geschichte erzählen, ohne etwas auszulassen. Je öfter die Kinder die Geschichte hören, desto mehr wird sie zu einem Teil von ihnen.

Gleich nach der abendlichen Zählung unter der Aufsicht des stellvertretenden Blockältesten verlassen die Kinder die Baracke und kehren zu ihren Familien zurück. Die Gehilfen erledigen noch schnell den Rest ihrer Aufgaben. Das Fegen mit dem Reisigbesen ist eher ein Ritual oder eine Rechtfertigung ihrer Position, als dass es wirklich nötig wäre. Auch die Schemel zurückzustellen dauert nicht lange, und genauso ist es mit der Beseitigung der nicht vorhandenen Essensreste, denn es bleibt nie etwas übrig. Die Näpfe werden bis zum letzten Tropfen Suppe ausgeleckt; jeder Krümel ist ein Schatz.

Nachdem die Gehilfen ihr vorgebliches Aufräumen beendet haben, verlassen sie die Baracke, und Frieden senkt sich über Block 31.

Die Lehrer sitzen auf den Schemeln zusammen und sprechen über die Ereignisse des Tages. Dita sitzt in ihrer Ecke hinter dem Holzstapel, wo sie nach dem Unterricht oft hingeh, um ein bisschen zu lesen, denn die Bücher dürfen die Baracke nicht verlassen. Sie sieht, dass in der Lücke zwischen zwei Brettern in der Wand etwas steckt, und als sie es herauszieht, stellt sie fest, dass es sich um einen Bleistift handelt, kaum mehr als ein Stummel mit schwarzer Spitze. Aber ein Bleistift ist hier ein aussergewöhnliches Ding. Sie hebt einen kleinen Papierflieger vom Boden auf, den Professor Morgenstern hat liegen lassen, und faltet ihn sorgfältig auseinander. Jetzt hat sie einen Bogen Zeichenpapier.

Sie hat schon so lange nichts mehr gezeichnet – schon seit Theresienstadt nicht mehr.

Eine sehr nette Kunstlehrerin, die die Kinder im Getto unterrichtet hat, sagte immer, die Malerei sei eine Möglichkeit zur Flucht. Aber anders als Bücher hat die Malerei es nie geschafft, Dita aus sich herauszuholen oder in einen Zug mit anderen Leben steigen zu lassen, so, wie es den Büchern gelang. Ganz im Gegenteil. Malen katapultierte sie immer in ihr Innerstes hinein. Es war kein Weg hinaus, sondern es führte nach innen. Die Bilder, die sie in Theresienstadt malte, waren dunkel, mit wilden Strichen und dunkelgrauen, stürmischen Himmeln. Zeichnen war eine Möglichkeit, ein Gespräch mit sich selbst zu führen, wenn sie damit haderte, dass ihre Jugend, die kaum begonnen hatte, bereits vorbei zu sein schien.

Dita zeichnet die Baracke: die Schemel, die gerade, steinerne Linie des Kamins und die beiden Bänke – eine für sie selbst und die andere für die Bücher.

Die Stimmen der Lehrer kann sie nicht ausblenden. An diesem Nachmittag klingen sie gereizt. Frau «Truthahn» beschwert sich bitterlich darüber, dass sie den Kindern wohl kaum etwas über Geografie beibringen und ihnen den Unterschied zwischen dem mediterranen und dem kontinentalen Klima begreiflich machen kann, während die Schreie, die Befehle und das Weinen der Neuankömmlinge im Lager zu hören sind, die nur wenige Meter von der Baracke zu den Duschen und in den Tod gehen.

«Da kommen Züge an, und wir sollen so tun, als würden wir nichts hören. Wir unterrichten weiter, während die Kinder flüstern. Wir tun so, als wüssten wir von nichts ... Wäre es nicht besser, ehrlich zu sein und mit den Kindern über das Lager zu sprechen? Sie wissen alle Bescheid, also reden wir doch mit ihnen über ihre Ängste.»

Fredy Hirsch ist heute nicht hier. Er zieht sich gern in seine Kammer zurück, um zu arbeiten, und nimmt immer weniger am sozialen Leben in der Baracke teil. Wenn Dita zu ihm kommt, um die Bücher zurück in ihr Versteck zu legen, wirkt er oft völlig vertieft in seine Schreibarbeit. Er hat ihr einmal erklärt, es sei ein Bericht für Berlin; man interessiere sich dort für das Experiment von Block 31. Dita fragt sich, ob diese Berichte etwas mit dem Schatten zu tun haben, den Hirsch vor den anderen zu verbergen versucht.

Es ist Mirjam Edelstein, die in seiner Abwesenheit gegenüber der hartnäckigen Frau Krizková eisern bleibt und sie an die Weisungen des Blockältesten erinnert.

«Aber sind Sie wirklich der Meinung, die Kinder hätten keine Angst?», mischt sich ein anderer Lehrer ein.

«Gerade deshalb», erwidert Mirjam Edelstein. «Welchen Sinn hat es, ständig darüber zu reden? Ständig Salz in die Wunde zu reiben? Diese Schule hat eine Mission, die über reine Bildung hinaus-



geht: den Kindern ein Gefühl der Normalität zu vermitteln, dafür zu sorgen, dass sie nicht verbittern, und ihnen zu zeigen, dass das Leben weitergeht.»

«Für wie lange?», fragt jemand, und die Diskussion entbrennt erneut. Pessimistische und optimistische Stimmen erheben sich, und es werden verschiedene Möglichkeiten erörtert, wie man die Tätowierung an den Armen der Kinder aus dem Septembertransport erklären könnte, die auf eine Sonderbehandlung nach sechs Monaten hindeutet. Irgendwann schreien alle durcheinander. Dita ist beklommen zumute, während sie dem Streit der Lehrer beiwohnt, und das Wort *Tod* klingt ihr in den Ohren, als wäre es etwas Obszönes, Anstössiges, das ein junges Mädchen nicht hören sollte. Also geht sie. Fredy hat sie heute noch nirgendwo gesehen. Offenbar hat er Wichtiges zu tun: Er muss sich auf einen offiziellen Besuch der obersten Lagerleitung vorbereiten. Mirjam Edelstein hat den Schlüssel zu seiner Kammer. Sie schliesst die Tür auf, damit Dita hineingehen und die Bücher verstecken kann. Die beiden wechseln rasch einen Blick. Dita forscht nach Spuren von Verrat oder Unaufrichtigkeit in den Augen der stellvertretenden Blockältesten, aber sie weiss nicht mehr, was sie denken soll. Alles, was sie an Frau Edelstein wahrnimmt, ist tiefe Traurigkeit.

Als Dita Block 31 verlässt, ist sie in Gedanken versunken. Sie überlegt, ob sie mit ihrem Vater sprechen sollte, der ein vernünftiger Mann ist. Dann fällt ihr plötzlich ein, dass sie sich vor Mengele in Acht nehmen muss, und sie sieht sich mehrmals rasch nach beiden Seiten um, um sicherzugehen, dass sie nicht verfolgt wird. Der Wind hat sich gelegt, und im Lager hat es angefangen zu schneien. Abgesehen von ein paar Menschen, die rasch zu ihren Baracken und ins Warme streben, ist die Lagerstrasse leer. Von der SS ist nichts zu sehen.

## Kapitel 10

Wenn Dita am Abend Fredy Hirschs Kammer betritt, um die Bücher zu verstecken, macht sie sich jedes Mal so schnell wie möglich aus dem Staub und meidet seinen Blick. Sie will nicht riskieren, etwas in seinem Gesicht zu sehen, das ihr Vertrauen zum Bröckeln bringt. Lieber macht sie die Augen fest zu und glaubt an ihn, so, wie man an das Allerheiligste glaubt. Aber Dita ist stur, und so sehr sie sich auch anstrengt, sie kann nicht vergessen, was sie mitbekommen hat. Umso mehr klammert sie sich an die Bücher in der Bibliothek, um sich aus diesem Sumpf aus Schlamm und Zweifeln zu befreien.

Das Gespräch mit dem jungen Lehrer Ota Keller hat Ditas Neugier geweckt, und so kommt es, dass sie seither nachmittags in ihrem Versteck hockt und H.G.Wells liest, lange nachdem der Unterricht in der Baracke zu Ende ist und wenn die Kinder bereits spielen, um die Wette rätseln oder mit den Stiften zeichnen, die wundersamerweise aufgetaucht sind. Am liebsten hätte Dita einen dieser aufregenden Romane, die der Lehrer erwähnt hat. *Eine kurze Geschichte der Welt* ist das Buch, das am häufigsten ausgeliehen wird, weil es einem regulären Schulbuch am meisten ähnelt. Und tatsächlich, wenn sie sich in das Buch vertieft, dann ist es, als wäre sie wieder in ihrer Schule in Prag, und wenn sie den Kopf heben würde, würde sie

vor sich die Tafel sehen und daneben die kreidebedeckten Hände der Lehrerin.

Wells war dabei eher Romanschriftsteller als Geschichtsschreiber. Sein Buch behandelt die Entstehung der Erde und die bizarren Theorien über den Mond, denen die Wissenschaftler am Anfang des 20. Jahrhunderts anhängen. Von hier aus nimmt er seine Leser mit auf eine Reise durch sämtliche geologischen Epochen. Staunend wandert Dita über einen Planeten, der von Vulkanausbrüchen und den darauffolgenden Klimaveränderungen heimgesucht wird und wo sich Heisszeiten und extreme Eiszeiten abwechseln. Das Zeitalter der Reptilien mit den gewaltigen Dinosauriern, die sich zu den Herrschern des Planeten aufschwangen, fesselt sie besonders. Was würde wohl H. G. Wells über die moderne Welt sagen? Ob er in der Lage wäre, die Reptilien von den Menschen zu unterscheiden?

Das Buch leistet Dita Gesellschaft und führt sie sicher durch die unterirdischen Gänge der imposanten ägyptischen Pyramiden und über die Schlachtfelder von Assyrien. Eine Karte, die die Ausdehnung des persischen Reiches in der Zeit von Kaiser Darius I. zeigt, veranschaulicht ihr, wie gewaltig dieses Reich war, viel grösser als jedes andere, das damals existierte. Und dass Wells' Bemerkung über «Priester und Propheten in Judäa» dem widerspricht, was sie als Kind über die heilige jüdische Geschichte gelernt hat, stürzt sie in Verwirrung. Lieber kehrt sie zu dem Abschnitt über das alte Ägypten zurück, wo sie in die Welt der geheimnisvollen Pharaonen eintaucht und auf den Schiffen mitfahren darf, die den Nil entlanggleiten. H.G.Wells hat recht. Es gibt tatsächlich eine Zeitmaschine: Bücher.

Wenn der Tag zu Ende geht, müssen die Bücher versteckt werden, bevor der Abendappell beginnt. Nachdem Dita qualvolle neun-

zig Minuten lang stillgestanden hat, während die Häftlingsnummern aufgerufen wurden, macht sie sich erleichtert auf den Weg zu ihrem Vater.

Als sie an Baracke 14 vorbeikommt, sieht sie Margit, die zusammen mit Renée an der Seitenwand lehnt. Die beiden Mädchen haben gerade den Appell hinter sich gebracht, der bei ihnen draussen stattfindet und daher eine viel grössere Strapaze ist. Die beiden wirken besorgt, weshalb Dita stehen bleibt. «Was ist denn los? Ist etwas passiert? Ihr werdet euch hier draussen noch den Tod holen.»

Margit sieht Renée an, die etwas auf dem Herzen zu haben scheint. Renée zieht eine blonde Locke auf ihrer Stirn glatt und kaut nervös darauf herum. Sie seufzt, und eine weisse Wolke dringt aus ihrem Mund und verschwindet in der Nacht. «Dieser Nazi... er stellt mir nach.»

«Hat er dir etwas angetan?»

«Noch nicht. Aber heute Morgen ist er wieder zu unserem Graben gekommen und ist genau vor mir stehen geblieben. Ich wusste, dass er es war, und habe nicht aufgesehen. Aber er ist nicht weggegangen. Er hat mich am Arm angefasst.»

«Und was hast du gemacht?»

«Ich habe dem Mädchen neben mir Erde auf die Füsse geschaufelt, und sie fing an zu kreischen wie ein wildes Tier. Es gab einen kleinen Tumult, und die anderen kamen zu uns herüber. Er ist dann gegangen, ohne etwas zu sagen. Aber er hatte es auf mich abgesehen ... ich habe mir das nicht ausgedacht. Margit hat es gestern auch gesehen.»

«Ja. Nach dem Appell. Wir haben uns noch unterhalten, bevor wir zur Baracke und zu unseren Eltern zurückgingen, und er ist ein paar Schritte von uns entfernt stehen geblieben. Er hat Renée angesehen, ohne jeden Zweifel.»

«Hat er einen wütenden Eindruck gemacht?», fragt Dita.

«Nein. Er hat sie nur angestarrt. Du weisst schon ... mit diesem schmutzigen Blick, wie ihn manche Männer haben.»

«Schmutzig?»

«Ich glaube, er will mit Renée schlafen.»

«Bist du verrückt, Margit?»

«Ich weiss, wovon ich rede. Man sieht das bei den Männern ganz deutlich in ihrem Blick. Es ist, als würden sie sich vorstellen, wie man nackt aussieht.»

«Ich habe Angst», flüstert Renée.

Dita umarmt sie und sagt, dass sie alle Angst haben. Sie versichert ihr, dass sie bei ihr sein werden, so oft es geht. Renée hat Tränen in den Augen, und sie zittert, aber es ist nicht ganz klar, ob das von der Kälte oder von der Angst kommt. Auch Margit sieht so aus, als würde sie gleich losheulen oder niesen. Dita hebt einen Stock vom Boden auf und beginnt, auf der Schneedecke Kästchen zu zeichnen.

«Was tust du da?», fragen ihre Freundinnen unisono.

«Ich zeichne ein Hüpfspiel.»

«Um Himmels willen, Ditinka! Wir sind sechzehn. Wir spielen nicht mehr Himmel und Hölle, das ist etwas für Kinder.»

Dita zeichnet sorgfältig weiter ihre Kästchen, als hätte sie Margit gar nicht gehört. Als sie fertig ist, sieht sie die Freundinnen an, die darauf warten, dass sie etwas sagt. «Im Moment sind alle in ihren Baracken. Niemand wird uns sehen!»

Renée und Margit schütteln stirnrunzelnd die Köpfe, während Dita den Boden absucht. «Das Stück Holz wird es tun», sagt sie und wirft es auf eines der Kästchen. Sie hüpfert und landet ein wenig schwankend.

«Du bist so ein Tollpatsch», sagt Renée lachend.

«Und du denkst, dass du das mit so viel Schnee besser bekommst?», gibt Dita mit gespielterem Ärger zurück.

Renée rafft ihren Kittel, wirft das Stöckchen und beginnt eine perfekte Sprungfolge. Margit applaudiert. Sie kommt als Nächste an die Reihe und ist die Schlechteste der drei: Auf einem Bein hüpfend,

kommt sie ins Stolpern und legt eine spektakuläre Bruchlandung im Schnee hin. Als Dita ihr aufhelfen will, rutscht sie auf einer vereisten Stelle aus und plumpst auf ihr Hinterteil.

Renée lacht sie beide aus. Margit und Dita werfen vom Boden aus Schneebälle nach ihr, die in ihrem Haar landen und es weiss färben.

Und die drei lachen. Endlich lachen sie.

Dita verabschiedet sich rasch, durchnässt, aber glücklich, um zu ihrer Geografiestunde zu laufen, wie jeden Mittwoch. Montags hat sie Mathematik und freitags Latein. Ihr Lehrer ist Herr Adler, ihr Vater, und das Schreibheft ist ihr eigener Kopf.

Sie kann sich genau erinnern, wie sie eines Tages nach Hause in die Wohnung in der Josephstadt kam und ihren Vater, der inzwischen nicht mehr ins Büro musste, im Wohnzimmer vorfand. Dort sass er an dem einzigen Tisch, den sie besaßen, und liess den Globus kreisen. Wie jeden Nachmittag ging Dita mit ihrer Schultasche zu ihm und gab ihm einen Kuss. Oft zog er sie dann auf seinen Schoss, und sie spielten Ländersuche, wobei sie den Globus langsam um seine Metallhalterung kreisen liessen und ihn dann unvermittelt dort anhielten, wo sie das jeweilige Land vermuteten. An jenem Tag wirkte ihr Vater abwesend. Es sei ein Brief von der Schule gekommen, erzählte er Dita: Ferien. Normalerweise ist dieses Wort in Kinderohren Musik. Aber die Art, wie ihr Vater es aussprach und die Plötzlichkeit dieser unerwarteten Schulferien waren ein Missklang. Dita weiss noch, wie aus ihrer Freude Verzweiflung wurde, als sie begriff, dass sie nie wieder in die Schule gehen würde. Ihr Vater winkte sie zu sich und zog sie auf seinen Schoss.

«Du wirst zu Hause lernen. Onkel Emil, der Apotheker, wird dir Chemie bebringen, und meine Cousine Ruth wird dich in Kunst un-

terrichten. Ich rede mit ihnen, keine Sorge. Du wirst schon sehen. Und ich werde dich in den Sprachen und in Mathematik unterrichten.»

«Und in Geografie?»

«Aber natürlich. Du wirst die Reisen um die Welt noch leid bekommen!»

Und genauso kam es.

Das war noch in Prag, bevor sie 1942 nach Theresienstadt deportiert wurden. Und im Vergleich mit dem Abgrund von Auschwitz war diese Zeit gar nicht so übel. Vor der Besetzung Prags hatte ihr Vater so viel gearbeitet, dass er für seine Tochter kaum Zeit fand. Deshalb war Dita froh darüber, dass er ihr Lehrer wurde und ihr erklärte, dass der höchste Berg der Erde Mount Everest hiess und die Oasen in der Wüste aus unterirdischen Quellen gespeist wurden.

Der Unterricht fand am Nachmittag statt. Morgens stand ihr Vater zur gleichen Zeit auf wie immer, rasierte sich und zog seinen Anzug an, wie er es sein Leben lang getan hatte, wobei er viel Sorgfalt auf den Knoten seiner Krawatte verwendete. Bevor er dann das Haus verliess und sich auf den Weg zu seiner Stelle bei der Sozialversicherung machte, bekamen Dita und ihre Mutter noch jede einen Kuss von ihm, der nach Rasierschaum roch.

Als Dita jetzt zur Baracke ihres Vaters geht, sieht sie sich ein paarmal um, um sicherzugehen, dass Mengele ihr nicht folgt. Auch wenn sie im Moment mehr mit dem Gedanken beschäftigt ist, was sie vom Blockältesten von Block 31 halten soll.

Ihr Vater steht bereits neben der Baracke und wartet auf sie, wie an jedem Montag, Mittwoch und Freitag, an dem es nicht regnet. Die beiden setzen sich auf einen grossen Findling. Das ist ihre Schule. Ihr Vater hat bereits mit einem Stock eine Weltkarte in den Erdboden

gezeichnet. In der Zeichnung im Schlamm von Auschwitz ist es nicht ganz einfach, die Welt zu erkennen.

«Heute befassen wir uns mit den Ozeanen, Edita.»

Aber Dita ist nicht bei der Sache. Ständig muss sie daran denken, wie sehr sich ihr Vater über den Atlas in Block 31 freuen würde. Aber sie darf die Bücher nicht aus der Baracke mitnehmen, und Mengele sitzt ihr im Nacken, es geht einfach nicht. Sie ist viel zu zerstreut, um auf die Erklärungen ihres Vaters zu achten. Ausserdem ist es eiskalt, und inzwischen hat es angefangen zu schneien.

Dita ist erleichtert, als ihre Mutter etwas früher auftaucht. «Es ist viel zu kalt. Macht Schluss für heute, sonst erkältet ihr euch noch.»

In Auschwitz, wo es weder ausreichend Medikamente, Decken noch Nahrung gibt, kommen Erkältungen einem Todesurteil gleich. Dita und ihr Vater stehen auf, und obwohl er derjenige ist, der vor Kälte zittert, legt er Dita seine Jacke um die Schultern. Dita nutzt die Gelegenheit, um zur Sprache zu bringen, was ihr Kopfzerbrechen bereitet, ohne das Thema direkt anzuschneiden.

«Papa ... Wenn du jemandem im Lager ein Geheimnis anvertrauen müsstest, wen würdest du da wählen?»

«Dich und deine Mutter.»

«Ja, das ist mir klar. Ich meine, ausser uns.»

«Frau Turnovská ist eine gute Frau. Sie ist vertrauenswürdig», wirft ihre Mutter ein.

«Bei ihr kannst du dich jedenfalls darauf verlassen, dass selbst der Anführer der Latrinebrigade dein Geheimnis erfährt. Diese Frau ist der reinste Volksempfänger», erwidert ihr Mann.

«Das stimmt, Papa.»

«Der anständigste Mensch, den ich hier kenne, ist Herr Tomášek. Erst vor Kurzem war er hier und hat sich erkundigt, wie es uns geht.



Er ist ein Mensch, für den es Wichtigeres gibt, als der Erste vor der Essensausgabe zu sein. Es gibt nicht viele Menschen wie ihn.»

«Du meinst also, wenn man ihn nach seiner ehrlichen Meinung fragt, würde er einem die Wahrheit sagen?»

«Bestimmt. Wieso fragst du?»

«Ach, nur so.»

Insgeheim notiert sich Dita Herrn Tomäseks Namen. Sie wird zu ihm gehen und ihn fragen müssen, was er von Fredy hält.

«Deine Grossmutter hat immer gesagt, Kinder und Verrückte sagen die Wahrheit», fügt ihre Mutter hinzu.

Kinder und Verrückte ... die Kinder wissen über Hirsch vermutlich wenig bis gar nichts. Doch da kommt Dita ein Gedanke. Morgenstern ... sie kann über ihre Zweifel, was Hirsch angeht, nicht einfach mit jedem sprechen. Sie könnte sich einen schweren Tadel einfangen, man würde ihr womöglich Verrat vorwerfen oder wer weiss was sonst noch. Aber bei Professor Morgenstern besteht da keine Gefahr. Wenn der alte Mann ihre Geschichte weitererzählen würde, könnte sie die Sache einfach leugnen und behaupten, es wäre eine seiner Spinnereien. Ob er etwas über Hirsch weiss? Dita wird es herausfinden müssen.

Zu ihren Eltern sagt sie, dass sie noch zu Margit geht. Sie weiss, dass der alte Architekt meistens in Block 31 bleibt, bis es Suppe gibt, oft in seinem Schlupfwinkel hinter dem Holzstoss, in den Dita sich zurückzieht, wenn sie lesen will.

Den gewöhnlichen Hilfskräften ist es nach dem Unterricht nicht gestattet zu bleiben, aber Dita geniessst als Bibliothekarin gewisse Privilegien. Vielleicht ist das die Erklärung dafür, dass die anderen Gehilfen sie anscheinend nicht leiden können. Aber eigentlich ist es egal. Sie weiss ohnehin nicht, wo ihr der Kopf steht. Seit die Zweifel

an ihr nagen und sie nicht weiss, ob Fredy zu den Guten oder den Bösen gehört, ist ihr das Herz schwer.

In Block 31 unterhalten sich noch ein paar Lehrer, sie nehmen keine Notiz von Dita. Sie geht bis ganz nach hinten und späht um den Holzstoss herum. Professor Morgenstern ist gerade damit beschäftigt, ein reichlich mitgenommenes Blatt Papier zum zweiten Mal zu einem Flieger zu falten. Gebrauchte Papierbögen sind nicht leicht zu bekommen, sie sind für alle möglichen Zwecke heiss begehrt, unter anderem für hygienische.

«Guten Abend, Herr Professor.»

«Sieh an, sieh an, das Fräulein Bibliothekarin! Wie nett, dass Sie mich besuchen.» Er steht auf und macht eine Verbeugung. «Kann ich Ihnen mit etwas behilflich sein?»

«Ach, es ist nichts weiter. Ich kam nur gerade vorbei...»

«Das ist gut. Ein täglicher Spaziergang von einer halben Stunde kann das Leben um zehn Jahre verlängern.»

«Dieser grässliche Ort animiert leider nicht zum Spaziergehen.»

«Nun, man kann sich doch immerhin die Beine vertreten. Beine haben keine Augen.»

«Professor Morgenstern ... kennen Sie Herrn Hirsch schon länger?»

«Wir haben uns auf der Fahrt hierher kennengelernt.»

«Und was halten Sie von ihm?»

«Ich glaube, er ist ein hervorragender junger Mann.»

«Das ist alles?»

«Erscheint Ihnen das wenig? In diesen Zeiten sind Menschen mit Klasse nicht leicht zu finden. Gute Manieren scheinen heutzutage nicht mehr zu zählen.»

Dita zögert, aber sie hat nicht oft Gelegenheit, offen mit jemandem zu sprechen. «Professor ... glauben Sie, dass Fredy etwas verbirgt?»

«Ja, natürlich.»

«Und was?»

«Bücher.»

«Herrje, das ist mir klar!»

«O bitte, Fräulein Adlerová, regen Sie sich doch nicht auf. Sie haben gefragt, und ich habe Ihnen geantwortet.»

«Ja, natürlich. Entschuldigen Sie bitte. Was ich Sie eigentlich, ganz unter uns, fragen wollte: Glauben Sie, man kann ihm vertrauen?»

«Sie stellen heute merkwürdige Fragen.»

«Das stimmt. Bitte vergessen Sie, was ich gesagt habe.»

«Ich habe noch nicht ganz verstanden. Geht es um seine Zuständigkeit als Blockältester?»

«Nicht direkt. Ich meinte: Glauben Sie, dass er wirklich der ist, der er zu sein scheint?»

Nach kurzem Nachdenken erwidert der Professor: «Nein, das glaube ich nicht.»

«Er ist also nicht der, der er zu sein scheint?»

«Nein. Und das Gleiche gilt auch für mich. Und für Sie. Niemand ist der, der er zu sein scheint. Deshalb hat Gott die Gedanken stumm gemacht – damit nur wir selbst sie hören können. Niemand darf wissen, was wir wirklich denken. Bei mir werden die Leute immer wütend, wenn ich sage, was ich denke.»

«Das ist wahr ...»

«Kann es sein, dass Sie eigentlich von mir wissen wollen, wem Sie in diesem Loch namens Auschwitz vertrauen können?»

«Richtig!»

«Also, was Vertrauen angeht, oder was man gemeinhin dafür hält, so muss ich gestehen, dass ich es nur meinem besten Freund schenke.»

«Und wer ist Ihr bester Freund?»

«Ich. Ich bin mein bester Freund.»

Dita starrt den alten Professor an, der immer noch damit beschäftigt ist, die Spitze seines Papierfliegers zu glätten. Sie gibt auf. Aus diesem Mann wird sie nie etwas Brauchbares herausbekommen.

Als sie in ihre Baracke kommt, ist alles still. Von Mengele hat Dita schon seit zwei Tagen nichts mehr gesehen. Das ist gut. Aber sie darf sich nicht darauf verlassen, dieser Mann hat seine Augen überall. Als sie sich auf ihren Strohsack legt – wobei sie sich bemüht, nicht in die Delle zu rollen, die das massige Hinterteil ihrer Bett-nachbarin hinterlässt –, erwägt sie kurz, mit Mirjam Edelstein, der stellvertretenden Blockältesten, über Hirsch zu sprechen. Aber was, wenn Mirjam mit ihm unter einer Decke steckt? Ihr Mann Jakub war im Getto Theresienstadt Vorsitzender des Ältestenrats, und die Nazis haben ihn von den anderen tschechischen Häftlingen getrennt. Frau Edelstein macht sich grosse Sorgen um ihn, man sieht ihr deutlich an, wie traurig sie ist. Sie kann unmöglich auf der Seite der Nazis sein. Wird Dita allmählich paranoid?

Aber vielleicht gibt es ja noch mehr als nur Nazis und Häftlinge, vielleicht gibt es mehr als zwei Seiten, und Dita erfasst diese Abstufungen nur nicht. Das alles ist so verwirrend. Doch als Dita die Augen zumacht, taucht ein Bild vor ihrem inneren Auge auf, das sie bei ihren kostbarsten Fotos aus Auschwitz archivieren wird: Margit und sie, die beide im Neuschnee liegen, während Renée auf sie herunterblickt und sie alle drei in Gelächter ausbrechen. Solange sie noch lachen können, ist nicht alles verloren.

## Kapitel 11

**G**egen Ende Februar 1944 erhielt Auschwitz-Birkenau Besuch von einer hochrangigen deutschen Delegation. Angeführt wurde sie von Obersturmbannführer Adolf Eichmann, der zwischen 1941 und 1945 das sogenannte Judenreferat leitete, und dem Leiter der Aussenstelle des Deutschen Roten Kreuzes, Dieter Neuhaus. Sie sollten persönlich den Bericht von Fredy Hirsch, dem Blockältesten von Block 31, abholen, in dem es um den Betrieb der experimentellen Baracke ging, die als einzige in ganz Auschwitz Kinder beherbergte.

Hirsch hat Lichtenstern befohlen, dass alle Kinder, ganz gleich welchen Alters, sich in einwandfreiem Zustand zur Inspektion aufstellen sollen. Der Verantwortliche von Block 31 nimmt es mit der Sauberkeit sehr genau. Die Kinder müssen jeden Morgen um sieben Uhr aufstehen, um mit den Hilfskräften zu den Waschräumen zu gehen. Dort waschen sie sich unter einem eiskalten Rinnsal, das mehr wehtut, als die Haut zu säubern. Im Februar sinken die Temperaturen am Morgen oft bis auf minus fünfundzwanzig Grad ab, und manchmal frieren die Rohre ein. Aber Hirsch besteht geradezu fanatisch auf Reinlichkeit, auch wenn die Kinder beim Waschen oft vor Kälte schlottern. Es gibt nur sehr wenige Handtücher, sodass sich jeweils zwanzig bis dreissig Kinder eines teilen müssen.

Als Hirsch ein wenig später auftaucht, tadellos gekleidet und rasiert, haben sich die Kinder bereits zum Appell aufgestellt. Fredys Haltung ist noch militärischer als sonst, und seine Befehle kommen schneidend, ein deutliches Zeichen für den Stress, unter dem er steht. Eine Trillerpfeife ertönt, und schwere Stiefelschritte trampeln über den Holzsteg neben der Baracke. Kurz erscheinen zwei SS-Soldaten und machen den Weg frei für eine Gruppe von Offizieren, deren Uniformen mit Abzeichen und Medaillen übersät sind.

Fredy Hirsch drängt sich zwischen den Häftlingen hindurch und steht stramm, wobei er militärisch die Absätze seiner Schuhe zusammenknallt, die weniger praktisch, aber dafür eleganter sind als die üblichen Holzpantinen. Nachdem man ihm die Erlaubnis zum Sprechen erteilt hat, beginnt er, die Abläufe in Block 31 zu beschreiben. Es ist offensichtlich, dass sich Hirsch in seiner Muttersprache Deutsch wohlfühlt; das Tschechische geht ihm weniger leicht über die Lippen.

Kommandant Rudolf Höss und Eichmann leiten den Zug. Hinter ihnen kommen weitere Mitglieder der SS, darunter Kommandant Schwarzhuber, der Lagerführer des Männerlagers in Auschwitz-Birkenau. Dr. Mengele geht weiter hinten, ein wenig seitlich. Als SS-Hauptsturmführer steht er deutlich tiefer im Rang als die beiden Obersturmbannführer, die den Zug anführen – fast könnte man auf die Idee kommen, dass er das Gefolge aus Respekt vor der Hierarchie verlassen hat. Aber Dita, die ihn beobachtet, nimmt in seinem Gesichtsausdruck eine Gleichgültigkeit wahr, die an Langeweile grenzt. Und sie hat recht damit. Ihn langweilt diese Prozession der Mächtigen, die heute ihren Vormittag im Lager verbringen wollen, so, wie andere Menschen eine Partie Golf spielen.

Plötzlich hebt Mengele den Kopf und schaut zu den Häftlingen hinüber. Er mustert sie, und Dita tut so, als würde sie zum Horizont blicken, aber sie weiss, dass Mengele sie mit dem distanzierten Inte-

resse betrachtet, mit der ein Arzt eine Patientin untersucht. Am liebsten würde sie im Erdboden versinken. Was will dieser Mann von ihr? Sex, so wie bei Renée, ist es bestimmt nicht. Schade, dass Margit nicht da ist, Dita wäre neugierig, ob ihre erfahrene Freundin einen Unterschied zu dem schmutzigen Blick erkennen würde, mit dem Männer angeblich junge Mädchen mustern. Dita kommt Menges Blick nicht schmutzig vor. Sein Gesicht ist völlig ausdruckslos, in seinem Blick liegt gar nichts. Und das flösst ihr Entsetzen ein.

Eichmann nickt, und seine strenge Miene kann seine Verachtung für Hirsch nicht verbergen. Er lässt ihn deutlich spüren, dass er ihm einen Gefallen tut, indem er ihn anhört. Keiner der Offiziere nähert sich dem jüdischen Blockältesten mehr als bis auf einen halben Meter. Trotz seines saubereren Hemds und seiner nicht allzu zerknitterten Hose sieht Hirsch neben diesen Männern in ihren gebügelten Uniformen und den glänzenden Stiefeln wie ein Bauer aus. Dennoch, und trotz ihrer Vorbehalte, flösst sein Anblick Dita tiefe Bewunderung ein. Diese Leute mögen ihn zwar verachten, aber sie hören ihm zu. Und Dita glaubt an ihn. Sie will unbedingt an ihn glauben.

Sobald die Delegation fort ist, kommen zwei Hilfskräfte mit der Mittagssuppe für die Baracke, und alles geht wieder seinen gewohnten Gang. Die Leute ziehen ihre zerbeulten Näpfe und ihre verbogenen Löffel heraus, und die Kinder beten zu Gott, dass wenigstens ein kleines Stückchen Karotte in ihrer Suppe sein möge. Nach beendeter Mahlzeit leert sich die Baracke langsam. Nur ein paar Lehrer sind noch geblieben, sie sitzen hinten auf den Schemeln zusammen und unterhalten sich über den Besuch. Gerne würden sie wissen, wie Hirsch darüber denkt, aber der Blockälteste ist wieder verschwunden, um eben solchen Fragen aus dem Weg zu gehen.

Im Speiseraum für die Offiziere findet eine Gala statt. Tomatensuppe, Hühnchen, Kartoffeln, Rotkohl, Hecht aus dem Ofen, Vanilleeis, Bier. Die weiblichen Häftlinge, die das Essen auftragen, gehören zu den Zeugen Jehovás; Höss schätzt sie, weil sie sich niemals beklagen. Sie halten alles für den Willen Gottes, den es mit einem Lächeln hinzunehmen gilt.

«Seht her», sagt er zu seinen Nazikollegen und steht auf, ohne sich die Mühe zu machen, seine Serviette abzunehmen. Er winkt eine der Kellnerinnen zu sich, zieht seine Luger und hält die Waffe der Frau an die Schläfe. Die anderen Nazioffiziere haben ihre Mahlzeit unterbrochen und sehen gespannt zu. Es wird still im Esszimmer. Die Gefangene lässt sich nicht beirren, sie steht reglos da, ohne die Pistole oder ihren Besitzer anzusehen. Sie starrt vor sich hin und betet stumm. Keine Klage, kein Protest, nicht einmal der Anschein von Furcht.

«Sie bedankt sich bei Gott», sagt Höss unter Gelächter.

Die anderen lachen höflich mit. Rudolf Höss ist vor Kurzem von seiner Position als Lagerkommandant von Auschwitz suspendiert worden, weil ihm und den ihm unterstellten Offizieren Unregelmäßigkeiten in der Lagerbuchhaltung vorgeworfen werden. Einige hochrangige Gestapo-Mitglieder sind ihm nicht mehr ganz so gewogen. Eichmann beginnt schweigend seine Suppe zu löffeln, ohne darauf zu warten, dass Höss sich wieder setzt. In Eichmanns Augen sind solche Scherze bei Tisch deplatziert. Die Ermordung der Juden ist für ihn eine ernste Angelegenheit. Deswegen wird er später, als ihn Heinrich Himmler, der Reichsführer SS, angesichts der unvermeidlichen Niederlage auffordert, mit der Endlösung aufzuhören, den Massenmord bis zum bitteren Ende fortsetzen.

Das von Frau Turnovská verbreitete Gerücht – nicht ohne Grund nennt Dita sie «Radio Birkenau» –, die Häftlinge würden eine be-



sondere Mahlzeit bekommen, mit Wurst, hat sich als Fehlinformation erwiesen. Wieder einmal.

Dita macht sich auf den Weg zu ihren Eltern, doch als sie sich durch die Menge drängt, erhascht sie einen Blick auf Herrn Tomasek und kommt zu dem Schluss, dass dies die perfekte Gelegenheit für ein Gespräch ist. Er kann ihr bestimmt weiterhelfen. Dieser Mann kennt so viele Menschen, er wird ihr gewiss sagen können, dass Fredy Hirsch ein ehrlicher Mensch ohne Hintergedanken ist. Sie macht sich auf den Weg zu ihm, aber die Lagerstrasse ist derart überfüllt, dass sie kaum vorankommt. Ein paarmal verliert sie ihn kurz aus den Augen, aber dann kommt er wieder zurück in ihr Blickfeld. Er geht in die Richtung von Block 31 und dem Krankenbau, wo es nicht ganz so voll ist. Er ist zwar fast so alt wie ihr Vater, aber er bewegt sich rasch, und es gelingt ihr nicht, ihn einzuholen. Irgendwann sieht sie, wie er um Block 31 herum und bis zur Lagergrenze mit der Kleiderkammer geht. Diese wird nicht von einem Juden, sondern von einem gewöhnlichen deutschen Häftling geleitet, der den Rang eines Kapos bekleidet. Dita ist es ein Rätsel, was Herr Tomasek dort will, denn jüdischen Häftlingen ist das Betreten dieser Baracke strengstens verboten. Für die Deutschen scheinen die Lumpen, die dort aufbewahrt werden, äusserst wertvoll zu sein. Wahrscheinlich versucht Herr Tomasek, Kleidung für einen Not leidenden Mit-häftling zu besorgen. Ihre Eltern haben ihr erklärt, dass der gutherzige Herr Tomasek sehr vielen Leuten hilft, auch bei der Beschaffung von Kleidung.

Herr Tomasek betritt die Baracke, ehe Dita ihn einholen kann, sie wird also warten müssen, bis er wieder herauskommt. Die breite Strasse, über die man Auschwitz-Birkenau betritt, liegt auf der anderen Seite des umzäunten Familienlagers. Im Moment wird gerade ein Bahngleis fertiggestellt, damit die Züge unter dem Wachturm

hindurchfahren können, der die Szenerie beherrscht, gleich neben dem eigentlichen Zentrum des Lagers. Dita ist nicht gerade glücklich darüber, hier zu stehen, wo die Wachen am Haupteingang sie sehen können, weshalb sie seitlich an der Baracke entlanggeht, bis sie zu einer Stelle gelangt, wo die Holzwand einen feinen Riss hat. Als sie näher herangeht, hört sie Herrn Tomäseks sanfte Stimme. Er sagt Namen und Barackennummern auf. In deutscher Sprache.

Gespannt setzt sich Dita neben die Barackenwand. Eine zornige Stimme fällt Herrn Tomäsek ins Wort. «Wie oft soll ich es dir noch sagen? Wir wollen keine Namen von irgendwelchen Sozialisten, die schon in Rente sind. Wir wollen die Mitglieder des Widerstands.»

Dita erkennt die Stimme wieder und auch die kalte, harte Sprechweise. Es ist der Priester.

«Das ist leider nicht so einfach. Sie sind im Untergrund. Ich bemühe mich ja ...»

«Dann bemühe dich mehr.»

«Ja, Herr Oberscharführer.»

Dita huscht hinter die Baracke, damit die beiden sie nicht sehen, wenn sie herauskommen. Dort lässt sie sich zu Boden sinken. Der gutherzige Herr Tomäsek ... wie ist das möglich? Dieses Schwein!

Vorsichtig entfernt sie sich von der Baracke, wobei sie sich fragt, was zum Teufel in diesem Lager mit der Wahrheit los ist. Es ist, als hätte das Moor sie verschluckt. Sie muss an das denken, was Professor Morgenstern gesagt hat – dass sie sich nur auf sich selbst verlassen darf. Am Ende hat der verrückte alte Mann doch recht: Sie wird ihr Problem alleine lösen müssen.

Auch Fredy Hirsch ist auf sich selbst zurückgeworfen. Er sitzt allein in seiner Kammer, als es an der Tür klopft und Mirjam Edelstein ein-

tritt. Sie setzt sich auf den Holzfussboden und lehnt ihren Rücken an die Wand. Sie sieht furchtbar müde aus.

«Hat sich Eichmann irgendwie zu deinem Bericht geäußert?», fragt sie.

«Nein, gar nicht.»

«Was will er damit?»

«Keine Ahnung.»

«Schwarzhuber war bester Laune. Er ist die ganze Zeit um Eichmann herumscharwenzelt wie ein kleines Schosshündchen.»

«Oder wie ein Dobermann.»

«Stimmt. Mit seinem Gesicht sieht er wie ein blonder Dobermann aus. Und was war eigentlich mit Mengele los? Er sah aus, als würde er nicht dazugehören.»

«Er ist ein Einzelgänger.»

Mirjam schweigt einen Augenblick. Bisher ist es ihr noch nie in den Sinn gekommen, so über Mengele zu sprechen, als wäre er irgendein Bekannter. «Ich weiss nicht, wie du es schaffst, mit diesem Widerling zurechtzukommen.»

«Er ist derjenige, der veranlasst hat, dass die Pakete mit der Verpflegung für die verstorbenen Gefangenen an Block 31 gehen. Ich komme mit ihm aus, weil das meine Pflicht ist. Ich weiss, dass manche Leute behaupten, Mengele sei mein Freund. Die haben keine Ahnung. Wenn es unseren Kindern Vorteile brächte, würde ich auch mit dem Teufel selbst auskommen.»

«Das tust du bereits.» Mirjam lächelt und zwinkert ihm verständnisvoll zu.

«Einen Vorteil hat es, wenn man mit Mengele zu tun hat – er hasst uns nicht. Dazu ist er zu intelligent. Aber vielleicht ist er gerade deswegen der schlimmste Nazi von allen.»

«Wenn er uns nicht hasst, wieso macht er dann bei diesem ganzen Wahnsinn mit?»

«Weil es ihm Vorteile bringt. Er gehört nicht zu den Nazis, die glauben, die Juden wären eine Rasse von buckligen Untermenschen, die der Hölle entsprungen sind. Das hat er mir gesagt. In vieler Hinsicht bewundert er die Juden ...»

«Wieso will er uns dann vernichten?»

«Weil wir gefährlich sind. Wir sind die Rasse, die den Ariern die Stirn bieten kann. Wir sind diejenigen, die sie um ihre Vorherrschaft bringen können. Deswegen müssen sie uns auslöschen. Für ihn ist das nichts Persönliches, es ist einfach eine praktische Frage. Hass kennt er nicht ... aber das Schlimme ist, dass er auch kein Mitgefühl kennt. Es gibt nichts, was ihn bewegt.»

«Ich könnte mit solchen Verbrechern nicht verhandeln.» Bei diesen Worten zuckt ein schmerzlicher Ausdruck über Mirjams Gesicht.

Fredy steht auf, geht auf sie zu und fragt sanft: «Hast du inzwischen noch einmal etwas von Jakob gehört?»

Bevor Mirjam mit ihrer Familie vor sechs Monaten von Theresienstadt nach Auschwitz kam, hatte die Gestapo ihren Mann bereits verhaftet und nach Auschwitz I geschickt, das Lager für die politischen Gefangenen, das drei Kilometer entfernt liegt. Seither hat sie nichts mehr von ihm gehört oder gesehen.

«Heute Morgen konnte ich kurz mit Eichmann sprechen. Wir kennen uns von ein paar Begegnungen in Prag, auch wenn er zuerst so tat, als würde er mich nicht kennen. Er ist abscheulich, wie alle Nazis. Die Wachen wollten mich verprügeln, aber immerhin hinderte er sie daran und liess zu, dass ich nach Jakob fragte. Er sagte, Jakob sei nach Deutschland geschickt worden, es gehe ihm sehr gut, und wir würden uns alle bald wiedersehen. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und liess mich stehen, bevor ich ausreden konnte. Ich hatte einen Brief für Jakob dabei, aber ich kam nicht einmal

dazu, ihn Eichmann zu geben. Arjeh hatte seinem Vater ein paar Zeilen geschrieben ...»

«Ich werde sehen, was ich herausfinden kann.»

«Danke, Fredy.»

«Das bin ich dir schuldig», fügt Fredy hinzu.

Wieder nickt Mirjam. Sie weiss, dass er recht hat, aber es ist etwas, worüber sie nicht sprechen darf. Fredy Hirsch ist der Achilles der Juden: Nur er wäre imstande, Troja einzunehmen. Aber genauso könnte er auch auf grandiose Weise scheitern, denn er hat eine grosse Schwachstelle. Das ist das Vertrackte an Legenden: Sie fallen nicht, sie werden zu Fall gebracht.

Dita geht die Lagerstrasse entlang, fest entschlossen, einen Mythos des Familienlagers zu Fall zu bringen. Sie weiss, dass das nicht einfach sein wird. Es geht immerhin um einen Mann, der angesehen, gewandt, adrett und zu jedermann freundlich und liebenswürdig ist, und sie ist nur ein kleines, dürres Mädchen. Aber sie wird ihn fertigmachen. Er widert sie noch mehr an als die SS-Männer. Die tragen eine Uniform, man weiss, wer sie sind und was sie vorhaben. Dita fürchtet sie, sie verachtet sie, sie hasst sie sogar ... aber nie zuvor hat sie einen Ekel empfunden, wie ihn der Gedanke an das beflissene Lächeln von Herrn Tomäsek in ihr hervorruft. Während sie auf ihr Ziel zumarschiert, versucht sie, sich einen Plan zurechtzulegen, aber ihr fällt keiner ein. Ihr bleibt nur die Wahrheit.

Als sie zur Baracke ihres Vaters kommt, ist dort die übliche Gruppe um Herrn Tomäsek versammelt, darunter natürlich ihre Eltern. Alle sitzen auf ihren Decken. Eine der Frauen spricht gerade. Herr Tomäsek, der in der Mitte sitzt, hört mit halb geschlossenen Augen zu und ermuntert die Frau mit einem Lächeln, weiterzuspre-

chen. Dita kommt so wild angestürmt, dass ein paar Leute sogar Schlammgespritzer abbekommen.

«Herr im Himmel, Mädchen!»

Dita errötet, und ihre Stimme zittert. Aber ihr Arm zittert nicht, als sie ihn erhebt und auf den Mann zeigt, der in der Mitte sitzt. «Herr Tomäsek ist ein Verräter. Er ist ein Informant der SS.»

Lautes Gemurmel ist zu hören, und die Leute werden unruhig. Herr Tomäsek bemüht sich, weiter zu lächeln, aber es gelingt ihm nicht ganz. Sein Lächeln ist ein wenig schief.

Liesl Adlerová ist eine der Ersten, die aufstehen. «Edita! Was redest du da?»

«Das kann ich dir sagen», mischt sich eine der Frauen ein. «Deine Tochter ist einfach ungezogen. Wie kann sie es wagen, hier hereinzuplatzen und eine so bedeutende Persönlichkeit wie Herrn Tomäsek zu beschuldigen?»

«Aber ich sage die Wahrheit, Mama», sagt Dita nervös und nicht mehr ganz so selbstsicher. «Ich habe gehört, wie er in der Kleiderkammer mit dem Priester gesprochen hat. Er ist ein Informant!»

«Unmöglich!», sagt zutiefst entrüstet die Frau, die gerade gesprochen hat.

«Entweder Sie bringen Ihre Tochter sofort mit einer Ohrfeige zum Schweigen, oder ich übernehme das für Sie.» Einer der Männer schickt sich an, auf Dita zuzukommen.

«Wenn hier irgendjemand bestraft werden muss, dann bin ich es», sagt Liesl ruhig. «Ich bin ihre Mutter, und wenn meine Tochter sich ungebührlich verhalten hat, dann bin ich es, die geohrfeigt werden sollte.»

Jetzt ergreift Hans Adler das Wort. «Niemand wird hier geohrfeigt», sagt er bestimmt. «Edita sagt die Wahrheit. Ich weiss es.»

Ein verblüfftes Raunen geht durch die Gruppe.

«Natürlich sage ich die Wahrheit!», ruft Dita, schon wieder mutiger. «Ich habe gehört, wie der Priester ihn aufgefordert hat, ihm Informationen über den Widerstand zu geben. Deshalb läuft er den ganzen Tag im Lager herum. Deshalb stellt er so viele Fragen und bringt die Leute dazu, über ihre Probleme zu sprechen.»

«Wollen Sie das etwa abstreiten, Herr Tomäsek?», fragt Ditas Vater und sieht diesen durchdringend an.

Fast alle Blicke richten sich auf Tomäsek, aber der schweigt. Er steht einfach nur da, im Gesicht immer noch das übliche halbe Lächeln.

«Ich ...», beginnt er. Alle warten mit Spannung darauf, was er sagen wird. Herr Tomäsek kann sich gut ausdrücken, und bestimmt ist das Ganze ein Missverständnis, das sich gleich aufklären wird. «Ich ...»

Aber mehr kommt nicht. Herr Tomäsek drängt sich zwischen den Leuten hindurch und verschwindet eilig in Richtung seiner Baracke. Alle sitzen wie vom Donner gerührt da und sehen einander an. Besonders viele Blicke richten sich auf die drei Mitglieder der Familie Adler. Dita fällt ihrem Vater um den Hals.

«Hans», fragt Liesl, «woher wusstest du, dass Edita die Wahrheit sagt? Es schien so unglaubwürdig ...!»

«Ich wusste es gar nicht. Es ist ein alter Trick aus dem Gerichtssaal. Man blufft und tut so, als wäre man sich vollkommen sicher, und der Beschuldigte stolpert über seine eigene Unsicherheit. Er denkt, er wäre aufgefliegen, und bricht zusammen.»

«Und wenn er kein Informant gewesen wäre?»

«Dann hätte ich mich entschuldigt. Aber», fügt er mit einem Augenzwinkern zu seiner Tochter hinzu, «ich wusste, dass ich ein gutes Blatt auf der Hand hatte.»

Einer der Männer kommt auf Hans zu und legt ihm freundschaft-

lich die Hand auf die Schulter. «Ich hatte ganz vergessen, dass du früher Anwalt warst.»

«Ich auch.»

Jetzt fehlt nur noch eines, um Herrn Tomäseks Laufbahn als Informant zu beenden: Radio Birkenau muss informiert werden. Die drei Adlers gehen zu Frau Turnovská. Die gute Frau ruft mehrmals Gott an und auch einige der biblischen Patriarchen. Dann setzt sie ihre Buschtrommel in Gang. Nach achtundvierzig Stunden weiss das gesamte Lager Bescheid, und Herr Tomasek ist erledigt. Niemand will mehr auch nur mit ihm zusammen Suppe essen, und natürlich erzählt ihm niemand mehr etwas. Ein falsches Idol ist gefallen.



## Kapitel 12

**R**udi Rosenberg geht um die Rückseite seiner Baracke im Quarantänelager herum und hinüber zu dem elektrischen Zaun. Auf der anderen Seite wartet Alice Munk auf ihn. Beide bleiben je drei Schritte vor dem Zaun stehen und gehen dann, trotz der mehreren Tausend Volt, die durch den Stacheldraht fließen, einen weiteren Schritt aufeinander zu.

Dann setzen sie sich auf den Boden – langsam, um nicht den Verdacht des Wachmanns zu erregen.

Es ist einer der vielen Nachmittage, an denen Rudi und Alice sich treffen. Alice erzählt ihm dann von ihrer wohlhabenden Fabrikantenfamilie im Norden Prags und davon, wie gern sie wieder zu Hause wäre. Rudi redet über seinen Traum, nach Amerika zu gehen, sobald dieser Albtraum aus Krieg und Lagern vorüber ist. Es ist eiskalt, der Boden ist gefroren. Rudi trägt eine Jacke aus schwerem Stoff, aber Alice nur eine dünne Strickjacke und einen alten Wollschal. Als Fredy sieht, wie blau ihre Lippen sind und wie sie vor Kälte zittert, schlägt er ihr vor, zu ihrem Block zurückzukehren, aber sie will nicht. Sie will lieber draussen in der Kälte bleiben, allein mit ihm, als in einer Baracke voller Frauen, die nach Schweiss und Krankheit stinken – und manchmal auch nach Zorn.

Wenn die Kälte unerträglich wird, stehen sie auf und gehen gemeinsam am Zaun entlang. Die Wachen haben sich an sie gewöhnt.

Für einige von ihnen besorgt Rudi Tabak, und manchmal dolmetscht er für die russischen und tschechischen Soldaten. Fürs Erste werden ihre nachmittäglichen Treffen daher geduldet.

Rudi erzählt Alice von den lustigen Dingen, die er als Schreiber erlebt. Von dem, was er in den Augen der Neuankömmlinge sieht, will er ihr nicht erzählen. Manchmal erfindet er deshalb Anekdoten, um sie zu unterhalten. Als Alice ihn fragt, ob es stimme, dass jeden Tag Hunderte von Menschen im Gas sterben, sagt er, nur die Todkranken würden vergast, damit sie keine Angst haben muss, und dann wechselt er das Thema.

«Ich habe dir etwas mitgebracht ...» Er zieht seine Hand aus der Jackentasche und öffnet die Faust. Der Gegenstand, der auf seiner Handfläche liegt, ist winzig, aber Alice macht grosse Augen, als sie begreift, wie wertvoll er ist. Es ist eine Knoblauchzehe.

Inzwischen ist Rudi so etwas wie ein Experte, was den Soldaten im benachbarten Wachturm angeht. Als dessen Gewehrlauf anzeigt, dass er ihnen den Rücken zuwendet, geht er schnell zwei Schritte auf den Zaun zu. Er darf den Draht nicht berühren, aber er darf auch nicht zaudern. Er hat nur zehn Sekunden, bevor der Wachmann sich wieder umdreht. Er presst zwei Finger zusammen und schiebt sie vorsichtig durch eine passende Lücke. Fünf Sekunden. Er lässt die Knoblauchzehe los. Alice streckt die Hand aus und fängt sie auf. Vier Sekunden. Beide kehren wieder auf ihre Plätze zurück, wenige Schritte vom Zaun entfernt.

In Alice' Gesicht spiegeln sich Furcht und Bewunderung, und Rudi ist froh darüber. Nicht viele Menschen wären bereit, ihre Finger durch einen Zaun zu stecken, in dem tödlicher Strom fliesst. Einige Schwarzmarkthändler werfen ihre Ware über die Zäune, die die Lager trennen, aber Rudi befürchtet, dass man eine solche Bewe-

gung von Weitem sehen würde, und es gibt im Lager einfach zu viele Augen, zu viele Mäuler.

«Iss den Knoblauch, Alice. Da sind viele Vitamine drin.»

«Aber dann kann ich dir keinen Kuss mehr geben ...»

«Jetzt mach schon, Alice, das ist wichtig. Du musst essen, du bist sehr dünn.»

«Gefalle ich dir nicht?», fragt Alice kokett.

Rudi seufzt. «Du weisst doch, dass ich verrückt nach dir bin. Und deine Haare sind heute ganz besonders hübsch.»

«Du hast es also gesehen!»

«Aber du musst den Knoblauch essen. Es war nicht einfach, da ranzukommen.»

«Und ich bin dir wirklich sehr dankbar dafür.» Aber sie schliesst die Hand um die Zehe, anstatt sie zu essen. Rudi flucht unterdrückt.

«Das Gleiche hast du schon neulich gemacht, als ich dir eine Stange Sellerie mitgebracht habe.»

Alice wirft ihm einen neckischen Blick zu und hebt das Kinn, als wolle sie auf etwas zeigen. Und da sieht es Rudi endlich und schlägt die Hand vor die Stirn.

«Du bist ja verrückt, Alice!»

Bis zu diesem Augenblick war ihm noch gar nicht aufgefallen, dass Alice einen rosa Haarreif trägt. Er ist vielleicht ein bisschen kindlich für sie, aber an diesem Ort ist es ein Luxusgegenstand. Der Rudi eine Stange Sellerie gekostet hat. Alice lacht.

«Das darfst du nicht tun! Der Winter ist noch nicht vorbei, du hast kaum etwas Warmes zum Anziehen, und du musst essen. Verstehst du das denn nicht? Der Vorarbeiter, der für den Leichenwagen verantwortlich ist, sammelt in deinem Lager jeden Tag ein Dutzend Leichen ein – Menschen, die an Erschöpfung, Unterernährung oder einfach nur an einer Erkältung gestorben sind. Hier kann man an

einer Erkältung sterben, Alice. Wir sind sehr schwach. Du musst essen!» Zum ersten Mal klingt seine Stimme hart, als er mit Alice spricht: «Ich möchte, dass du diese Knoblauchzehe jetzt sofort isst!»

Für den Knoblauch musste er einer Küchenhilfskraft die Namen und Dienstgrade der kürzlich angekommenen russischen Offiziere nennen. Rudi hat keine Ahnung, wozu der Mann die Liste braucht, und er will es auch nicht wissen, aber solche Informationen sind wertvoll. So ein Gefallen kann ihn das Leben kosten.

Alice sieht ihn betrübt an, und er sieht Tränen in ihren Augen. «Du bist es, der nicht versteht, Rudi.» Mehr sagt sie nicht, sie ist nicht sehr gesprächig.

Und nein, Rudi versteht nicht. Eine Selleriestange, die so nahrhaft und so schwer zu beschaffen ist, im Tausch gegen ein nutzloses Stück Draht in einer Hülle aus Samt, auf die Schnelle hergestellt in einer der Lagerwerkstätten, erscheint ihm töricht. Er begreift nicht, dass Alice demnächst sechzehn Jahre alt wird. Und nachdem sie ihre ganze Jugend mit der Fratze des Krieges verbracht hat, macht es sie glücklich, wenn sie sich einen Nachmittag lang schön fühlen kann. Sie zieht daraus mehr Nahrung als aus einem ganzen Feld Sellerie. In Auschwitz altert man in schwindelerregendem Tempo, und die Hinfälligkeit nimmt ungeahnte Abkürzungen.

Alice macht einen Schmollmund und bittet Rudi mit den Augen um Verzeihung, und er zuckt mit den Schultern. Er versteht sie nicht, aber er schafft es auch nicht, böse auf sie zu sein.

Er weiss es zwar nicht, aber das Schicksal seiner Knoblauchzehe ist bereits beschlossene Sache. Nach dem Nachmittagsappell läuft Alice zu Baracke 9, wo Herr Lada wohnt. Herr Lada ist ein kleiner Mann, der in der Gruppe arbeitet, die für den Totentransport verantwortlich ist. Es ist keine angenehme Arbeit, aber sie erlaubt ihm, sich

im Lager frei zu bewegen, und Bewegungsfreiheit ist gleichbedeutend mit der Möglichkeit, Geschäfte zu machen. Alice hält sich ein winziges Stück Seife an die Nase und atmet tief ein, es duftet himmlisch. Das Gleiche tut Lada mit seiner Knoblauchzehe, und auch sie riecht göttlich.

Alice freut sich so sehr über ihr Tauschgut, dass sie die Zeit bis zur Sperrstunde damit verbringt, ihre Kleider zu waschen. Sie zieht einen löchrigen Wollpullover und einen sehr alten karierten Rock an, die sie beide unter dem Strohsack auf ihrer Pritsche aufbewahrt. Es sind die einzigen Kleidungsstücke, die sie tragen kann, wenn sie alle zwei Wochen ihre Unterwäsche, ihre Socken und ihr blaues Kleid – das inzwischen einen verblichenen Grauton angenommen hat – wäscht.

Sie muss anderthalb Stunden in der Schlange stehen, bis sie zu einem der nur drei Wasserhähne gelangt, aus dem ein dünnes Rinnsal kommt. Das Wasser kann man nicht trinken, es sind bereits ein paar Leute daran gestorben, entweder weil sie es für ungefährlich hielten oder weil sie den quälenden Durst nicht ertrugen – vor allem nachts, wenn seit dem letzten Tropfen Flüssigkeit, der Mittagssuppe, schon so viele Stunden vergangen waren.

Das eiskalte Wasser schmerzt auf der Haut, und hinterher fühlen sich Alice' Hände rau und taub an. Jetzt steht sie erst eine Minute da, aber die Frauen hinter ihr schimpfen bereits, sie solle sich beeilen und endlich fertig werden. Ein paar von ihnen murren extra laut, damit Alice es auch hört. Geheimnisse gibt es nicht im Lager, und die Gerüchte überziehen alles, so wie die Feuchtigkeit, die vom Boden bis zur Decke und zum Dach aufsteigt und dabei alles verfaulen lässt. Die Leute wissen über ihre Beziehung zu dem slowakischen Schreiber Bescheid, und denen, die es nicht ertragen können, dass anderen Gutes widerfährt, ist sie ein Dorn im Auge. Der Überlebensdrang führt bei den Häftlingen zu einem moralischen Niedergang,

und Angst und Schmerz verwandeln sich in Groll gegenüber den Mithäftlingen. In den Augen dieser Menschen stellt es so etwas wie Gerechtigkeit her und lindert ihr eigenes Leid, wenn sie anderen schaden.

«Es ist einfach unfair, dass eine schamlose Schlampe, die für einflussreiche Häftlinge die Beine breitmacht, ein Stück Seife hat, während anständige Frauen sich mit schmutzigem Wasser waschen müssen!», schimpft eine Frau. Aus einer Gruppe von Frauen mit Kopftüchern kommt zustimmendes Gemurmel.

«Es gibt keinen Anstand mehr und auch keinen Respekt», sagt eine andere so laut, dass Alice es hören kann. «Es ist eine Schande.»

Wütend schrubbt das junge Mädchen ihre Kleidung, als würde sie hoffen, dass die Glycerinseife ihren Zorn wegspült. Rasch beendet sie ihre Arbeit, ohne richtig fertig zu sein. Beschämt und nicht in der Lage, sich zu verteidigen, wagt sie nicht, den Kopf zu heben. Als sie geht, lässt sie die restliche Seife im Regal liegen. Mehrere Frauen stürzen sich darauf, und ein Tumult entsteht, als die Frauen miteinander balgen und durcheinanderschreien.

Alice schämt sich so sehr und ist so durcheinander, dass sie ihrer Mutter nicht unter die Augen treten will. Daher geht sie zu Block 31. Die Vorschrift besagt, dass die Türen zu den Baracken immer einen Spalt offenbleiben müssen, und als Alice die Baracke betritt, fällt ein Metallbehälter mit Schrauben zu Boden. Es ist einer von Fredys Tricks, um festzustellen, ob jemand ausserhalb der Zeiten die Baracke betritt. Als der Blockälteste aus seiner Kammer kommt, sieht er, dass Alice zittert.

«Was ist denn los, Mädchen?»

«Sie hassen mich, Fredy!»

«Wer hasst dich?»

«All diese Frauen. Sie beschimpfen mich, weil ich Rudis Freundin bin!»

Hirsch legt ihr beide Hände auf die Schultern, Alice kann nicht aufhören zu weinen. «Diese Frauen hassen dich nicht, Alice. Sie kennen dich ja nicht einmal.»

«Doch, sie hassen mich! Sie haben grässliche Dinge zu mir gesagt, und ich konnte ihnen nicht einmal so antworten, wie sie es verdient hätten.»

«Das war genau richtig. Wenn ein Hund einen Menschen anbellt oder sogar beisst, dann geschieht das aus Furcht, nicht aus Hass. Wenn du jemals einem aggressiven Hund gegenüberstehen solltest, darfst du nicht wegrennen oder schreien, sonst erschreckst du ihn und wirst gebissen. Du musst ganz ruhig stehen bleiben und langsam mit ihm sprechen, damit er seine Angst verliert. Diese Frauen haben Angst, Alice. Sie sind wütend über alles, was hier mit uns passiert.»

Langsam beruhigt sich Alice.

«Du solltest deine Kleider aufhängen.»

Alice nickt und will sich bei ihm bedanken, aber Fredy hindert sie mit einer Handbewegung daran. Es gibt nichts, für das sie sich bedanken müsste. Er ist für all diese Menschen verantwortlich. Die Hilfskräfte sind seine Soldaten, und ein Soldat bedankt sich nicht; er steht stramm und salutiert, alles Weitere ist überflüssig.

Nachdem Alice gegangen ist, sieht Hirsch sich um, dann geht er wieder in seine Kammer und schliesst die Tür hinter sich. Aber die Baracke ist nicht leer. Jemand kauert hinter dem Holzstapel und hat stumm zugehört.

Ditas Vater kämpft seit Tagen erfolglos mit einer Erkältung, und ihre Mutter hat ihn gezwungen, mit dem Unterricht im Freien aufzuhören, weshalb Dita jetzt an ihren Nachmittagen in ihrem Schlupfwinkel im hinteren Teil der Baracke Wache hält. Sie wartet auf die Rückkehr des geheimen SS-Mannes, aber bisher ohne Er-

folg. Wenn es keinen Menschen gibt, dem sie trauen kann, dann muss sie das Rätsel um Hirsch eben alleine lösen. Fredy kommt regelmässig aus seiner Kammer, um Liegestützen und Sit-ups zu machen, oder er hebt Schemel, als wären sie Gewichte. Ein paarmal ist Mirjam Edelstein vorbeigekommen, aber das war alles. Dita vermisst die Gespräche mit Margit, die, wie sie weiss, manchmal ein wenig mit Renée plaudert.

Hirsch hat in der Meinung, die Baracke sei leer, das Licht ausgemacht, und so sitzt Dita im Dunkeln. Um sich warm zu halten, schlingt sie die Arme um ihren Leib. Ihr Zittern erinnert sie an die Patienten im Internationalen Sanatorium Berghof, die abends mit Blick auf die Alpen im Liegestuhl verharren, damit die kalte, trockene Bergluft ihre Lungen von der Tuberkulose reinigt. Nach all den Wochen im Lager kann sie sich nur noch mit Mühe daran erinnern, wie sie in Theresienstadt *Der Zauberberg* verschlungen hat. Das Buch hat einen derart tiefen Eindruck bei ihr hinterlassen, dass die Figuren zu ihrem Erinnerungsschatz gehören.

Die Klinik erinnerte Dita an das Getto. Dort war das Leben besser als in Auschwitz. Es war längst nicht so grausam und grässlich wie die Fabrik des Schmerzes, in der sie jetzt um das Überleben kämpften, und das, obwohl Theresienstadt eine Klinik war, in der niemand geheilt wurde.

Hans Castorp wollte ursprünglich nur ein paar Tage bleiben, aber es wurden Monate und schliesslich Jahre daraus. Immer wenn es so aussah, als könnte er die Klinik verlassen, diagnostizierte Dr. Behrens einen kleinen Schatten auf seiner Lunge, und er musste seinen Aufenthalt verlängern. Als Dita mit dem Buch begann, hatte sie keine Ahnung, wann sie diese Gefängnisstadt würde verlassen können. Angesichts der Gerüchte über das, was sich hinter den Mauern abspielte – die Nazis marschierten erbarmungslos durch ein vom



Krieg zerrissenes Europa, in dem schon Millionen Menschen gestorben waren und wo es Vernichtungslager gab, wohin man die Juden deportierte –, empfand Dita die Mauern von Theresienstadt zwar als Gefängnis, doch sie beschützten sie auch. Genau das Gleiche galt für Hans und die Berghof-Klinik. Er wollte sie nicht mehr verlassen und dem Leben die Stirn bieten.

Damals tauschte Dita ihre Arbeit in den Theresienstädter Gemüsegärten gegen eine angenehmere Aufgabe in einer Anlage, in der Militärkleidung hergestellt wurde. Und während ihre Mutter immer mehr an Kraft verlor und ihr Vater immer weniger geistreiche Bemerkungen machte, las Dita weiter. Die Geschichte von Hans Castorp faszinierte sie, und sie leistete ihm Gesellschaft, bis er am Wendepunkt seines Lebens ankam: Es war ein Abend in der Fastnachtszeit, und im Schutz der Freiheit, die die Masken den Menschen schenken, wagte er es zum ersten Mal, Madame Chauchat anzusprechen, eine bildschöne Russin, in die er hoffnungslos verliebt war, obwohl sie nie mehr als ein paar höfliche Floskeln gewechselt hatten. In der erdrückend förmlichen Atmosphäre der Berghof-Klinik und im Schutz der Freiheiten, die der Karneval ihnen gewährte, war er so tollkühn, sie zu duzen und sie mit ihrem Vornamen anzusprechen. Während Dita die Augen schliesst, erlebt sie noch einmal, wie Hans Castorp – so romantisch! – vor Madame Chauchat niederkniet und ihr auf galante und leidenschaftliche Weise seine rasende Liebe gesteht. In diesem Moment der Freiheit, den der Karneval ihm gewährt und in dem nicht die im Korsett der Etikette gefangenen Menschen die Sprecher sind, sondern die Masken, sagt Madame Chauchat zu Hans: «Die Deutschen lieben die Ordnung mehr als die Freiheit, ganz Europa weiss das.»

Und Dita, die in ihrem Schlupfwinkel aus Brettern hockt, nickt zustimmend. Madame Chauchat hat so recht. Dita wäre gerne wie

die kultivierte, gebildete Madame Chauchat. Dann würden alle Jungen verstohlen zu ihr hinsehen, wenn sie ins Zimmer käme. Nach den zweifellos gewagten, aber charmanten Komplimenten des jungen Deutschen, gegen die die Russin übrigens gar nichts hat, geschieht etwas völlig Unerwartetes: Madame Chauchat beschliesst, dass es Zeit für eine Luftveränderung ist, und entschwindet nach Dagestan, oder vielleicht auch nach Spanien. An Madame Chauchats Stelle hätte Dita dem Charme und der Liebenswürdigkeit von jemandem wie Hans Castorp nicht widerstehen können. Und das nicht, weil ihr der Mut fehlt, die Welt zu erkunden. Wenn dieser Albtraum von einem Krieg vorbei ist, würde sie mit ihrer Familie gern überall hinfahren. Vielleicht sogar nach Palästina, wovon Fredy Hirsch ständig redet.

In diesem Augenblick hört sie, wie die Tür zur Baracke aufgeht. Als sie vorsichtig durch den Holzstoss späht, sieht sie die gleiche hochgewachsene Gestalt mit den Stiefeln und dem dunklen Regentmantel wie beim ersten Mal in Hirschs Kammer verschwinden. Ihr Herz macht einen kleinen Sprung.

Der lang erwartete Augenblick der Wahrheit ist da. Aber ist sie wirklich bereit dafür? Immer wenn die Wahrheit enthüllt wird, geht etwas kaputt. Dita seufzt, am besten wäre es, sie würde die Baracke verlassen; aber die Ungewissheit quält sie. Auch wenn die Wahrheit wehtun könnte – Dita will sie erfahren. Also bleibt sie.

Vorsichtig schleicht Dita sich zu der Wand, die an die Kammer des Blockältesten grenzt. Es ist riskant. Wenn man sie beim Spionieren erwischt, könnte alles Mögliche passieren. Als sie das Ohr an die Bretterwand legt, bemerkt sie ein kleines Loch, durch das sie ins Innere der Kammer sehen kann. Sie erblickt Hirsch, dessen Miene düster ist. Von dem blonden Mann, der ihm gegenübersteht, kann sie nur den Rücken sehen. Er trägt zwar keine SS-Uniform, aber

auch nicht die normale Häftlingskleidung. Dann sieht sie das braune Armband, das die Barackenkapos tragen.

«Das ist heute das letzte Mal, Ludwig.»

«Warum?»

«Ich kann meine Leute nicht weiter hintergehen.» Fredy streicht sich das Haar zurück. «Sie halten mich für etwas völlig anderes als das, was ich wirklich bin.»

«Und was genau ist dieses so furchtbar andere, was du bist?»

Fredy lächelt ein bitteres Lächeln. «Das weisst du doch.

Du weisst es besser als jeder andere.»

«Komm schon, Fredy, trau dich und sprich es aus ...»

«Es gibt nichts mehr zu bereden.»

«Wieso nicht?» Zorn und Ironie schwingen in den Worten von Fredys Gesprächspartner mit. «Der furchtlose Fredy Hirsch hat nicht den Mumm, zuzugeben, was er ist? Wagst du etwa nicht, es auszusprechen?»

Der Blockälteste seufzt und sagt sehr leise: «Verkehrt herum.»

«Verdammt, jetzt nenn das Kind doch endlich beim Namen! Der grosse Fredy Hirsch ist schwul!»

Ausser sich vor Wut stürzt sich Hirsch auf den Mann und packt ihn am Jackenaufschlag. Er drückt ihn gegen die Wand, und an seinem Hals tritt eine Ader hervor. «Sei still! Sag das nie wieder!»

«Ach komm schon! Ist das denn so schlimm? Ich bin es schliesslich auch, und ich halte mich trotzdem nicht für ein Ungeheuer. Hältst du mich denn für eines? Bist du der Meinung, dass ich es verdient habe, ein Kennzeichen tragen zu müssen wie ein Paria?» Dabei zeigt der Mann auf das aufgenähte rosa Dreieck auf seinem Hemd.

Hirsch lässt ihn los. Er schliesst die Augen und streicht sich die Haare zurück, während er versucht, seine Fassung wiederzuerlan-

gen. «Verzeih mir, Ludwig. Ich wollte dir nicht wehtun.»

«Nun, das hast du aber.» Mit der Sorgfalt eines Dandys glättet Ludwig seine zerknitterten Jackenaufschläge. «Du hast gesagt, du willst die Leute, die dir folgen, nicht täuschen. Was hast du eigentlich vor, wenn du hier herauskommst? Suchst du dir dann ein nettes jüdisches Mädchen, das dir koscheres Essen kocht, und heiratest die Kleine? Willst du *sie* täuschen?»

«Ich will niemanden täuschen, Ludwig. Deswegen müssen wir auch aufhören, uns zu treffen.»

«Mach doch, was du willst. Unterdrück deine Gefühle, wenn du dich damit besser fühlst. Versuche mit einem Mädchen ins Bett zu gehen. Ich habe es versucht: Es ist, als würde man Suppe essen, der jeder Geschmack fehlt. Auch wenn es nicht ganz und gar fürchtbar ist. Und glaubst du, damit wäre es mit der Täuschung vorbei? Nie und nimmer! Einen wirst du immer belügen: dich selbst.»

«Ich habe dir bereits gesagt, dass es aus ist, Ludwig.»

Fredys Worte lassen keine weitere Erwiderung zu. Die beiden sehen sich traurig an, keiner von ihnen sagt etwas. Der Kapo mit dem rosa Dreieck nickt langsam und gibt sich geschlagen. Er geht auf Hirsch zu und küsst ihn auf die Lippen. Eine stumme Träne rinnt über Ludwigs Wange.

Auf der anderen Seite der Holzwand würde Dita am liebsten schreien. Es ist mehr, als sie ertragen kann. Sie hat noch nie gesehen, wie sich zwei Männer küssen, und sie findet es ekelhaft. Umso mehr, als es sich um Fredy Hirsch handelt. Ihren Fredy Hirsch. Leise verlässt sie die Baracke und bemerkt die kalte Nachtluft gar nicht, die sie wie ein Schlag trifft. Sie ist so durcheinander, dass sie nicht einmal daran denkt, sich nach Dr. Mengele umzusehen. Äusserlich fühlt sie sich wie betäubt und innerlich schmutzig. Sie empfindet

masslosen Zorn auf Fredy Hirsch; sie kommt sich betrogen vor. Vor lauter Zornestränen kann sie kaum sehen.

Und so stösst sie mit jemandem zusammen, der in die entgegengesetzte Richtung geht.

«Pass auf, Mädchen!»

«Sie sind es doch, der nicht aufgepasst hat, verdammt!», gibt Dita grob zurück. Aber als sie aufblickt, sieht sie das Gesicht und den weissen Bart von Professor Morgenstern, und ihr wird klar, wie unhöflich sie war. Sie hat den armen alten Mann fast umgerannt. «Bitte entschuldigen Sie, Herr Professor. Ich hatte Sie gar nicht erkannt.»

«Ach Sie sind es, Fräulein Adlerová!» Und er reckt den Hals nach vorn, um Dita mit seinen kurzsichtigen Augen anzublinzeln. «Weinen Sie etwa?»

«Das ist nur die Kälte, die mich in den Augen beisst», erwidert Dita scharf.

«Kann ich vielleicht etwas für Sie tun?»

«Nein, das kann niemand.»

Der Professor stemmt die Arme in die Hüften. «Sind Sie sicher?»

«Ich kann es Ihnen nicht erklären. Es ist ein Geheimnis.»

«Dann erzählen Sie mir nichts. Geheimnisse muss man für sich behalten.»

Der Professor macht eine kleine Verbeugung und geht dann ohne ein weiteres Wort weiter zu seiner Baracke. Jetzt ist Dita noch verwirrter als zuvor. Vielleicht war es ja ihre Schuld. Vielleicht hat er recht, und sie sollte ihre Nase nicht in anderer Leute Angelegenheiten stecken. Sie muss mit jemandem reden, Mirjam Edelstein fällt ihr ein. Sie ist der einzige Mensch, der Hirsch ausserhalb der normalen Zeiten besucht.

Dita trifft Mirjam mit ihrem Sohn Arjeh in Baracke 28 an. Bis zur Sperrstunde dauert es nicht mehr lange. Es ist nicht die beste

Zeit für einen Besuch, aber als die stellvertretende Blockälteste sieht, wie aufgelöst Dita ist, hat sie nicht das Herz, Nein zu sagen, als diese sie bittet, einen Moment nach draussen zu kommen und mit ihr zu reden.

Die Dunkelheit und die Kälte laden nicht zu langen Gesprächen ein, aber Dita erzählt alles von Anfang an: Mengeles Warnung, wie sie zufällig Hirschs erstes Treffen mit einem Mann belauscht hat, ihre Zweifel und ihre Versuche, sie durch Nachforschungen auszuräumen. Mirjam hört ihr zu, ohne sie zu unterbrechen. Als Dita ihr von Hirschs Heimlichkeiten mit anderen Männern erzählt, wirkt sie nicht sonderlich überrascht. Nachdem Dita fertig ist, schweigt sie eine ganze Weile.

«Und?», fragt Dita ungeduldig.

«Du hast jetzt die Wahrheit, die du wolltest», sagt Mirjam. «Da bist du doch sicher froh.»

Dita bemerkt einen vorwurfsvollen Unterton in ihren Worten. «Wie meinen Sie das?»

«Du wolltest die Wahrheit, aber eine Wahrheit, die passend für dich ist. Du wolltest, dass Fredy Hirsch ein tapferer, tüchtiger, unbestechlicher, charmanter, makelloser Mensch ist ... und jetzt fühlst du dich betrogen, weil er homosexuell ist. Du hättest dich dafür entscheiden können, froh über die Bestätigung zu sein, dass er kein Informant der SS ist, dass er wirklich einer von uns ist, und zwar einer der besten. Aber stattdessen bist du gekränkt, weil er nicht so ist, wie du ihn sehen möchtest.»

«Nein, da tun Sie mir unrecht. Natürlich bin ich erleichtert, dass er nicht zu denen gehört. Es ist nur... ich hätte nicht gedacht, dass er *so* einer ist!»

«Dita, du redest, als wäre das ein Verbrechen. Der einzige Unterschied ist, dass er sich statt zu Frauen zu Männern hingezogen fühlt. Das ist kein Verbrechen.»

«In der Schule hat man uns beigebracht, dass es eine Krankheit ist.»

«Die wahre Krankheit ist die Intoleranz.»

Für einen Augenblick schweigen beide.

«Sie haben es die ganze Zeit gewusst, nicht wahr, Frau Edelstein?»

Die andere nickt. «Du kannst Mirjam zu mir sagen. Wir teilen jetzt ein Geheimnis miteinander. Aber es ist nicht unser Geheimnis, wir haben deshalb nicht das Recht, es zu enthüllen.»

«Sie kennen Fredy sehr gut, nicht wahr?»

«Einiges hat er mir erzählt, und andere Dinge habe ich dann selbst herausgefunden ...»

«Wer ist Fredy Hirsch?»

Mirjam bedeutet Dita, mit ihr zur Rückseite der Baracke zu gehen. Ditas Füße sind eiskalt.

«Fredy Hirschs Vater starb, als er noch sehr klein war. Er fühlte sich ganz verloren. Und dann wurde er beim JPD angemeldet, dem deutschen Verein, in dem sich damals jüdische Kinder und Jugendliche trafen. Dort wuchs er auf, dort fand er ein Zuhause. Und der Sport bedeutete alles für ihn. Im Verein entdeckte man schnell, wie begabt er als Trainer und Jugendleiter war.»

Während sie gehen, hakt sich Dita bei Mirjam Edelstein unter, um sich zu wärmen. Mirjams Erzählung vermischt sich mit dem Geräusch ihrer Holzschuhe auf dem nächtlichen, gefrorenen Boden.

«Sein Ansehen als JPD-Trainer wuchs immer mehr. Aber der Aufstieg der Nazis ruinierte alles. Fredy sagt, die Anhänger von Adolf Hitler seien eine Bande gemeiner Kneipenschläger gewesen, die sich nicht um die Gesetze der deutschen Republik scherten. Später machten sie dann selbst Gesetze, die für ihre Zwecke massgeschneidert waren.»

Hirsch erzählte Mirjam, er habe nie vergessen können, wie er eines Nachmittags ins JPD-Zentrum kam und jemand auf eine der Wände die Worte «Die Juden sind Verräter» geschmiert hatte. Er habe sich damals gefragt, was sie denn angeblich verraten hätten, aber ihm sei nichts eingefallen. An manchen Nachmittagen wurden die Fenster eingeworfen, wenn gerade ein Töpferkurs stattfand oder der Chor probte. Mit jedem Steinwurf gegen die Scheiben zerbrach etwas in Fredy.

Eines Tages bat ihn seine Mutter, gleich nach der Schule nach Hause zu kommen, sie hätten wichtige Dinge zu besprechen. Eigentlich hatte Fredy schon etwas vor, aber er kam der Aufforderung nach, denn zu den Dingen, die man ihm beim JPD beigebracht hatte, gehörte auch der Respekt vor Rang und Hierarchie; irgendwie ähnelte der JPD mit seinen Uniformen, seinen Abzeichen und seiner Befehlskette einer Armee ohne Waffen.

Als er ankam, war die ganze Familie versammelt; die Stimmung war ungewöhnlich ernst für diesen Haushalt. Seine Mutter sagte ihm, sein Stiefvater habe seine Arbeit verloren, weil er Jude sei, und die Lage werde zunehmend bedrohlich. Deswegen hätten sie beschlossen, nach Südamerika auszuwandern, genauer gesagt, nach Bolivien, um dort neu anzufangen.

«Nach Bolivien auswandern? Du meinst, ihr wollt fliehen!», sagte Fredy feindselig.

Sein Stiefvater, der es noch nie geschafft hatte, Fredys Widerstand zu brechen, biss die Zähne zusammen und wollte auf Fredy losgehen, aber es war Fredys älterer Bruder Paul, der ihm sagte, er solle den Mund halten.

Wie betäubt verließ Fredy das Haus. Seine Verwirrung und die Gewohnheit führten ihn zu dem einzigen Ort, wo alles noch in Ordnung war – dem JPD-Zentrum. Als er dort ankam, sah er, wie einer



der Leiter die Feldflaschen für den nächsten Ausflug überprüfte. Normalerweise redete Fredy nicht über persönliche Angelegenheiten, aber die Feigheit, wegzulaufen, ging ihm gegen den Strich. Der Leiter der Freiluftaktivitäten, dessen blondes Haar allmählich weiss wurde, hatte Fredy im JPD aufwachsen sehen. Er sah ihn eindringlich an und sagte, wenn er bleiben wolle, werde sich im JPD ein Platz für ihn finden.

Fredy war zwar erst siebzehn, aber schon damals sehr selbstbewusst. Als seine Familie das Land verliess, blieb er allein zurück. Allerdings nicht ganz allein: Er hatte ja den JPD. 1935 wurde er als Jugendtrainer in die Zweigstelle Düsseldorf geschickt. Zuerst, so erzählte er Mirjam, habe er sich über die neue Stelle in der so lebendigen Stadt sehr gefreut, aber die Feindseligkeit, die gegenüber den Juden herrschte, habe seine Freude rasch schwinden lassen. Im JPD-Zentrum wurden die Fenster nicht mehr repariert, weil die Scheiben tagtäglich eingeworfen wurden. Auf der Strasse wurden die Juden beschimpft, und die Zahl der Kinder, die teilnahmen, nahm mit jedem Tag ab. An manchen Vormittagen bestand Fredys Basketballmannschaft nur noch aus einem einzigen Spieler.

Eines Nachmittags entdeckte Fredy von einem Fenster im oberen Stockwerk, wie jemand ein gelbes X auf die grosse, hölzerne Haustür malte. Er rannte die Treppe hinunter. Der Junge, der den Pinsel hielt, sah ihn spöttisch an und malte einfach weiter, ohne sich um ihn zu scheren. Fredy packte den Burschen so heftig am Hemd, dass Farbe aus seinem Eimer schwappte.

«Wieso tust du das?», fragte Fredy. Er sah die Hakenkreuzbinde am Arm des Jungen, und eine Mischung aus Verwirrung und Zorn über das, was in seinem Land passierte, stieg in ihm auf.

«Ihr Juden seid eine Gefahr für die Zivilisation», sagte der Junge verächtlich.

«Zivilisation? Willst du mir mit deinen Freunden vielleicht Nachhilfe in Zivilisation geben, während ihr alte Leute zusammenschlagt und Fenster einwerft? Was wisst ihr denn schon von Zivilisation! Während ihr Arier in Nordeuropa noch in Holzhütten gehaust habt, Tierhäute getragen und Fleisch an Holzspießsen gebraten habt, haben wir Juden ganze Städte erbaut.»

Ein paar Leute sahen, dass Fredy den jungen Nazi gepackt hielt, und kamen näher. «Da ist ein Jude, der einen Jungen verprügelt!», rief eine Frau.

Ein Gemüsehändler kam auf sie zugerannt, in der Hand den Metallstock, mit dem er abends seine Fensterläden schloss, hinter sich etwa ein Dutzend weitere Männer. Eine Hand packte Fredy am Arm und zog ihn weg.

«Schnell weg hier!», rief der JPD-Leiter.

Sie schafften es gerade noch, ins Gebäude zu kommen und die Eingangstür hinter sich zuzuschlagen, bevor eine Horde erzürnter Bürger auf sie losging. Fredy erschien das Ganze wie ein Schauspiel kollektiven Wahnsinns.

Am nächsten Tag wurde die JPD-Zweigstelle geschlossen, und man schickte Fredy nach Böhmen. Dort arbeitete er weiter für Makabi Hatzair und organisierte das Training für die Jugendlichen in Ostrava, in Brünn und schliesslich in Prag. Die tschechische Hauptstadt gefiel ihm nicht besonders, und die Tschechen, die lässiger und weniger förmlich wirkten als die Deutschen, verwirrten ihn. Aber in Hagibor, am Stadtrand von Prag, fand er eine perfekte Umgebung für sportliche Aktivitäten. Dort leitete er eine Gruppe von zehn- bis zwölfjährigen Jungen. Der Plan war, sie aus Böhmen herauszuschuggeln und sie über neutrale Länder nach Palästina zu bringen. Sie mussten in ausgezeichneter körperlicher Verfassung sein und

sich ausserdem in der Geschichte der Juden und dem von ihnen erlittenen Ungemach auskennen, um Stolz zu empfinden und auf die Rückkehr in das Land ihrer Vorfahren zu brennen.

Hirsch übernahm diese Aufgabe mit der ihm eigenen Hingabe und widmete sich mit Enthusiasmus den erhaltenen Anweisungen. Er erwies sich als derart tüchtig und charismatisch, dass die Leiter der Jugendabteilung des Prager Judenrats beschlossen, diesem verantwortungsvollen und zähen jungen Mann die Verantwortung für die jugendlichen Neuankömmlinge zu übertragen, die oft ein wenig verloren wirkten.

Fredy sollte nie vergessen, wie schwer es war, diese Kinder aufzuheitern. Anders als jene Kinder, die von ihren Eltern einen starken Sinn für das Judentum und den Zionismus eingepflegt bekommen hatten und die geistig gestählt und voller Enthusiasmus waren, wenn sie ankamen, bestand diese neue Gruppe aus schüchternen, traurigen und apathischen Kindern. Sie hatten keinerlei Interesse an Sport und Spiel, und Fredys lustige Geschichten konnten ihnen nicht einmal ein Lächeln entlocken.

Eines Nachmittags kam der stellvertretende Leiter für die Jugendabteilung im Prager Judenrat zu Hirsch, um mit ihm zu sprechen. Grimmig erklärte er Fredy, die Nazis würden immer härter durchgreifen, die Grenzen seien dicht, und es werde immer schwieriger, Menschen aus Prag zu evakuieren. Die erste Gruppe müsse deshalb sofort abreisen – innerhalb von vierundzwanzig bis maximal achtundvierzig Stunden. Fredy sollte als ihr Cheftrainer mitreisen.

Es war das beste Angebot, das Fredy jemals bekommen hatte. Er würde die Gruppe begleiten, das Grauen des Krieges hinter sich lassen und nach Palästina gehen, wie er es sich immer erträumt hatte. Auf der anderen Seite bedeutete das, die Gruppen zurückzulassen,

mit deren Training er in Hagibor gerade begonnen hatte. Er wusste, welche Bedeutung das Training für die Jungen hatte, die im Würgegriff der Verbote, der Entbehrung und der Demütigung des Reiches gefangen waren. Fortzugehen bedeutete, sie im Stich zu lassen. Er erinnerte sich, was der JPD in Aachen für ihn gewesen war, als sein Vater starb und er sich so verloren fühlte. Dort hatte er seinen Platz gefunden.

«Jeder andere wäre gegangen», fährt Mirjam fort, «aber Hirsch war nicht einfach irgendjemand. Er blieb in Hagibor.»

Der Leiter der Jugendabteilung nickte sehr langsam mit dem Kopf, und die beiden sassen eine Weile schweigend da, als würden sie die Folgen jener Entscheidung abwägen. Es war unmöglich, sie liessen sich nicht abwägen. Man kann die Zukunft nicht ermessen.

«Nach allem, was passiert ist ... ich fühle mich richtig schuldig, weil ich an ihm gezweifelt habe.»

Mirjam seufzt, und ihr Atem verwandelt sich in weissen Dampf. In diesem Augenblick ertönt die Sirene – das Zeichen, dass alle in ihre Baracken zurückmüssen. «Edita ...»

«Ja?»

«Du musst morgen zu Hirsch gehen und ihm das mit Dr. Mengele erzählen. Er wird wissen, was zu tun ist. Was den Rest angeht...»

«Das ist unser Geheimnis.»

Mirjam nickt, und Dita geht, sie fliegt beinahe über die gefrorene Erde. Tief in ihrem Inneren, wo unsere geheimsten Gefühle wohnen, an die wir nicht einmal selbst gerne rühren, verspürt sie einen scharfen Schmerz. Aber Hirsch ist einer von ihnen. Und auch wenn es wehtut, seinen Prinzen zu verlieren, ist Dita doch zutiefst erleichtert.

## Kapitel 13

**E**in paar Baracken weiter findet in Block 31 gerade ein anderes Gespräch statt. Fredy Hirsch spricht zu den leeren Schemeln. «Ich habe es getan. Ich habe getan, was getan werden musste.» Das Echo in der dunklen Baracke hört sich in seinen Ohren seltsam an.

Er hat dem attraktiven Berliner gesagt, dass er nicht mehr wiederkommen soll. Eigentlich sollte er stolz auf sich sein, sogar froh, weil seine Willenskraft den Sieg davongetragen hat. Aber er ist nicht froh. Es wäre schön, wenn er sich zu Frauen hingezogen fühlen würde, so wie respektable Männer, aber irgendetwas ist bei ihm falsch verdrahtet. Vielleicht ist ein Teil verkehrt herum eingebaut...

Er verlässt die Baracke und betrachtet traurig die Moorlandschaft, die Baracken und die Wachtürme. In dem elektrischen Licht kann er zwei Gestalten erkennen, die sich am Zaun gegenüber sitzen, je eine auf jeder Seite. Es sind Alice Munk und der Schreiber vom Quarantänelager. Die Temperatur muss gegen null Grad Celsius gehen, aber ihnen ist nicht kalt; oder wenn doch, dann ertragen sie es gemeinsam und machen es so erträglicher. Vielleicht ist es das, was Liebe bedeutet – die Kälte gemeinsam zu ertragen.

Um sich aufzuwärmen, legt sich Fredy auf den Rücken, die Ellbogen am Körper, und beginnt seine Bauchmuskeln zu quälen, in-

dem er die gestreckten Beine abwechselnd hebt und senkt. Die Liebe war für Fredy schon seit seiner Jugendzeit eine ständige Quelle von Problemen. Angesichts der Disziplin, die er in allem anderen gezeigt hat, ärgert es ihn sehr, wie unfähig er ist, seine tiefsten Instinkte zu überwinden.

*Eins, zwei, drei, vier, fünf...*

Bei den Exkursionen mit dem JPD kuschelte er in seinem Schlafsack gern mit den anderen Jungen, die gerne herumblödelten und ihn akzeptierten. Nach dem Tod seines Vaters fühlte er sich in ihrer Gegenwart so wohl und sicher ... nichts war so gut wie dieses Gefühl der Gemeinsamkeit. Eine Fussballmannschaft war nicht nur eine Fussballmannschaft, sie war eine Familie.

*Achtzehn, neunzehn, zwanzig, einundzwanzig...*

Auch als er älter wurde, verbrachte er seine Zeit lieber mit den Jungen. Die Mädchen waren ihm eher fremd; die Kameradschaft, die er mit den Jungen teilte, fehlte dort. Mädchen schüchtern ihn ein. Sie hielten die Jungen auf Abstand und machten sich über sie lustig. Richtig wohl fühlte er sich nur mit seinen Mannschaften kollegen und den Jungen, die mit ihm wandern gingen oder spielten. Dieses Grundgefühl hielt sich, bis er erwachsen war.

Irgendwann kommt man an einen Punkt, an dem der Körper für einen entscheidet. Nun begannen die heimlichen Treffen. Einige fanden in öffentlichen Toiletten statt, mit ihrer schwachen Beleuchtung, den ständig nassen Fussböden und den rostigen Waschbecken. Aber hin und wieder gab es einen zärtlichen Blick, eine etwas weniger mechanische Liebkosung, einen Augenblick der Erfüllung, dem er nicht widerstehen konnte. Liebe war, als würde man auf einem Teppich aus Glasscherben laufen.

*Achtunddreissig, neununddreissig, vierzig...*

Jahrelang hat er versucht, sich mit seinen Wettkämpfen und dem

Training abzulenken, mit der endlosen Organisation von Veranstaltungen, um seinen Geist zu beschäftigen und seinen Körper zu ermüden. Nur ein Ausrutscher, und sein Ruf wäre dahin gewesen. Die ständige Beschäftigung hat ihn ausserdem davon abgelenkt, dass er, obwohl bei allen beliebt, am Ende immer alleine bleibt.

*Siebenundfünfzig, achtundfünfzig neunundfünfzig...*

Deshalb hebt und senkt er weiter die Beine, wie eine Schere, durchschneidet die Luft, um seine Bauchmuskeln zu ermüden. Und bestraft sich, weil er nicht das ist, was er gerne wäre oder die anderen in ihm sehen möchten.

*Dreiundsiebzig, vierundsiebzigfunfundsiebzig...*

Eine Schweisslache legt Zeugnis für seine Entschlossenheit ab, für seine Bereitschaft zum Opfer ... und für seinen Sieg. Er setzt sich auf, und nun, etwas entspannter, lässt er seine Erinnerungen die nächtliche Leere füllen. Sie führen ihn zurück nach Theresienstadt. Als wäre auch er ein Tscheche, hatte man ihn im Mai 1942 ins Getto deportiert. Er gehörte zu den Ersten, die dort ankamen. Zusammen mit ihm schickten die Nazis Maschinenarbeiter, Ärzte, Mitglieder des Judenrats und Kultur- und Sportpädagogen ins Getto. Man bereitete sich darauf vor, eine riesige Anzahl von Juden zu deportieren.

Was Fredy bei seiner Ankunft vorfand, war eine geradlinig angelegte Stadt, die nach militärischem Muster entworfen worden war: Strassen, die mit Geodreieck und Kohlestift gezeichnet waren, geometrische Bauten und rechteckige Beete, die im Frühjahr vermutlich blühen würden ... Ihm gefiel diese vernünftige Stadt, sie entsprach seinem Sinn für Disziplin. Vielleicht würde hier sogar eine neue Epoche für die Juden beginnen, die Vorbereitung auf die Heimkehr nach Palästina.

Als er zum ersten Mal stehen blieb und Theresienstadt betrachtete, zerzauste ein Windstoss ihm das Haar, und er strich es wieder

nach hinten. Er würde sich seine Haltung von nichts nehmen lassen. Er gehörte zu einer mehrere Tausend Jahre alten Rasse, einem ausgewählten Volk.

In Prag hatte er intensiv mit seinen Jugendgruppen gearbeitet, und er plante, die sportlichen Aktivitäten und die Treffen am Freitagabend fortzusetzen, um den jüdischen Geist zu stärken. Es würde nicht leicht werden; die Nazis würden ihm im Nacken sitzen und manchmal auch ein Mitglied des Ältestenrats, das von dem Makel wusste, den er so sorgfältig verbarg und den ihm diese Leute nicht verzeihen würden. Zum Glück besass er den Rückhalt des Vorsitzenden, Jakob Edelstein.

Er stellte Leichtathletikmannschaften zusammen, organisierte Boxunterricht, Jiu-Jitsu-Training und Basketballturniere. Er gründete eine Fussballliga mit mehreren Mannschaften und überredete sogar die deutschen Wachmänner, gegen die Häftlinge anzutreten.

Er erinnert sich an ruhmreiche Augenblicke: der Jubel der Zuschauer, die nicht nur den Sportplatz bis zum Rand füllten, sondern auch an den Türen und Fenstern der Gebäude standen, die den Innenhof des Karrees bildeten, in dem die Spiele ausgetragen wurden. Auch an Momente der Schwäche erinnert er sich, von denen gab es viele.

Ein Spiel ist ihm besonders in Erinnerung geblieben, ein Fussballspiel zwischen SS-Wachen und Juden, das er organisiert hatte und bei dem er als Schiedsrichter fungierte. In keiner der Türen und Fenster, die zum Hof blickten, war noch ein Platz frei. Hunderte von Augenpaaren verfolgten das Spiel gespannt und aus jeder erdenklichen Perspektive. Es war viel mehr als nur ein Spiel, besonders für Fredy. Wochenlang hatte er seine Mannschaft zusammengestellt, hatte sie taktisch geschult, sie mental vorbereitet und sich Übungsfolgen ausgedacht.



Elf Minuten vor Ende des Spiels brachte der Stürmer der SS-Mannschaft im Mittelfeld den Ball in seinen Besitz. Er lief in gerader Linie auf das Tor zu und überrumpelte damit die Mittelfeldspieler der Häftlingsmannschaft. Nur ein einziger Verteidiger war da, um ihn aufzuhalten. Der Nazi stürmte auf ihn zu, und kurz bevor er bei ihm war, zog der Häftling sein Bein diskret zurück und liess den Nazi vorbei. Der SS-Mann schoss den Ball direkt ins Tor und sicherte seiner Mannschaft auf diese Weise den Sieg. Niemals wird Hirsch den Ausdruck der Genugtuung auf den Gesichtern der Arier vergessen. Sie hatten die Juden geschlagen – sogar auf dem Fussballplatz.

Hirsch pfiff das Spiel in tadelloser Fairness ohne Verlängerung ab und gratulierte dem Stürmer, der das entscheidende Tor geschossen hatte. Als er dem Mann die Hand schüttelte und dieser lächelte, sah man so viele Zahnlücken, dass es aussah, als hätte ihn jemand in den Mund getreten. Mit einem Ausdruck gespielter Neutralität machte sich Fredy auf den Weg zu den improvisierten Umkleiden. Er liess sich von allen überholen und wartete, bis ein bestimmter Spieler an ihm vorbeikam. Niemand merkte, wie er den Spieler rasch und bestimmt in die Abstellkammer schob. Dort nagelte er ihn vor der Wand mit den Bodenwischern fest.

«Was ist denn los?», fragte der Spieler verwirrt.

«Das würde ich gern von dir hören. Wieso hast du zugelassen, dass der Nazi ein Tor geschossen und uns geschlagen hat?»

«Hör zu, Hirsch, dieser SS-Mann ist ein Schwein, ein richtiger Sadist. Seine Zähne sind so kaputt, weil er sämtliche Flaschen damit öffnet. Er ist ein Schläger. Hätte ich ihm etwa ein Bein stellen und Kopf und Kragen riskieren sollen? Es ist doch nur ein Spiel!»

Fredy kann sich noch an jedes einzelne Wort erinnern, das er dar-

auf erwiderte, an seine tiefe Verachtung. «Da irrst du dich gründlich. Das ist kein Spiel. Da waren Hunderte von Leuten, und wir haben sie betrogen. Dutzende von Kindern waren da. Was sollen die von uns denken? Wie sollen sie als Juden stolz sein, wenn wir uns wie Würmer verkriechen? Es ist deine Pflicht, in jedem Spiel alles zu geben.»

Hirsch brachte sein Gesicht dicht vor das des anderen Mannes. Er sah die Angst in dessen Augen, aber er konnte nicht mehr zurück. «Jetzt hör mir mal gut zu! Ich sage dir das nur ein einziges Mal. Wenn wir das nächste Mal gegen die SS spielen und du dein Bein nicht ausstreckst, dann werde ich es dir mit der Handsäge abschneiden.»

Der Mann wurde kreidebleich, duckte sich weg und suchte das Weite.

Nach all der Zeit, die inzwischen vergangen ist, könnte man in dem Vorfall eine gewisse Komik sehen, aber Fredy seufzt bei der Erinnerung verärgert auf. Der Mann taugte nichts. Die Erwachsenen sind schon verdorben. Deswegen sind die Jungen so wichtig, die kann man noch formen und besser machen.

Am 24. August 1943 kamen tausendzweihundertsechzig Kinder aus Bialystok in Theresienstadt an. Im Getto der polnischen Stadt waren mehr als fünfzigtausend Juden interniert, und im Laufe des Sommers hatte die SS systematisch alle Erwachsenen ermordet.

Die Kinder aus Bialystok waren in einem abgetrennten Teil von Theresienstadt untergebracht, ein paar Querstrassen im westlichen Sektor der Stadt, der von Stacheldraht umschlossen war. Die SS bewachte sie streng. Der Ältestenrat erhielt vom Hauptsturmführer von Theresienstadt die Anweisung, jeglichen Kontakt zu dieser Kindergruppe zu unterlassen; die Kinder würden nur vorübergehend in der Stadt sein, und ihr Bestimmungsort war geheim. Nur dreiundfünfzig

Personen, einschliesslich dem Gesundheitspersonal, durften zu ihnen. Verstösse gegen diese Anordnung wurden hart bestraft. Das Kontaktverbot mit den polnischen Kindern – die sowohl Zeugen als auch Opfer des Massakers von Bialystok gewesen waren – sollte die weltweiten Reaktionen auf die Verbrechen der Nazis in dem vom Krieg betäubten Europa minimieren.

Es war fast Zeit zum Abendessen in Theresienstadt, und langsam wurde es kühler. Ein verschwitzter, nachdenklicher Fredy Hirsch piffte heute ein Fussballspiel, bei dem insgesamt fünfzig Spieler beteiligt waren. Aber eigentlich achtete er mehr auf den Torbogen, der zur Strasse hinging, als auf das Gewimmel der Beine, die dem Ball hinterherjagten.

Trotz etlicher schriftlicher Anträge hatte er für das Jugendbüro keine Erlaubnis bekommen, zugunsten der Kinder aus Polen zu intervenieren. Als er daher die medizinischen Fachkräfte sah, die aus dem abgesperrten Sektor kamen, wo man die Kinder aus Bialystok isoliert hatte, gab er seine Trillerpfeife dem Jungen, der gerade in der Nähe war, und lief hinüber.

Die Ärzte und Schwestern, denen ihre Erschöpfung deutlich anzusehen war, gingen noch in ihrer Berufskleidung die Strasse entlang. Fredy versperrte ihnen den Weg und wollte wissen, in welchem Zustand die Kinder sich befänden, aber sie ignorierten ihn – sie hatten Anweisung, nichts zu sagen. Doch eine der Krankenschwestern fiel ein wenig hinter die Gruppe zurück und ging langsam, als wäre sie zerstreut oder ein wenig verwirrt. Als sie stehen blieb, sah Hirsch die Erschöpfung und die Empörung in ihren Augen. Die Kinder seien völlig verängstigt, sagte sie, und die meisten litten unter akuter Unterernährung.

«Als die SS-Leute sie zu den Duschen bringen wollten, wurden sie hysterisch. Sie traten um sich und brüllten, sie wollten nicht in

die Gaskammer. Die SS-Leute mussten sie mit Gewalt zu den Duschen schleifen. Bei einem der Jungen desinfizierte ich eine Wunde, und er erzählte mir, er hätte unmittelbar vor der Abfahrt des Zuges erfahren, dass sein Vater, seine Mutter und seine älteren Geschwister ermordet worden waren. Er umklammerte mein Handgelenk; er wolle nicht in die Gasdusche, sagte er voller Entsetzen.»

Obwohl die Schwester im Krankenhaus von Theresienstadt schon vieles gesehen hatte, verstörte sie die Angst der Waisenkinder, die denselben Mördern ausgeliefert waren, durch die schon ihre Eltern umgekommen waren. Sie erzählte Fredy Hirsch, die Kinder hätten sich an ihren Beinen festgeklammert und Schmerzen und Krankheiten vorgetäuscht, aber was sie wirklich bräuchten, seien Zuneigung, Schutz und Zärtlichkeit, um ihre Angst zu lindern.

Am nächsten Tag passierten mehrere Arbeiter, Küchenbedienstete und Mitarbeiter des Gesundheitswesens den Posten an der Grenze zum westlichen Sektor, wo man die Kinder aus Bialystok festhielt. Die gelangweilten SS-Leute beobachteten den Zug argwöhnisch. Auch ein Trupp Arbeiter war dabei, die mit Baumaterial kamen, um eines der Gebäude auszubessern. Bei einem von ihnen wurde das Gesicht von dem Brett verdeckt, das er über der Schulter trug. Er besass zwar die kräftigen Schultern und die muskulösen Arme eines Bauarbeiters, aber er war kein Arbeiter. Fredy Hirsch hatte es geschafft, in den Sektor einzudringen. Sobald er die Posten passiert hatte, konnte er sich frei bewegen und machte sich rasch zum nächsten Gebäude auf.

Nervosität stieg in ihm auf, als vor ihm zwei SS-Männer auftauchten, aber er überwand seine Furcht und ging forsch weiter. Sie beachteten ihn nicht, als er an ihnen vorbeiging; es gab viele jüdische Zivilisten in diesem Viertel, die mit den verschiedensten Aufgaben betraut waren.

Hirsch betrat eines der Häuser, das dieselbe Anlage wie alle Gebäude in Theresienstadt hatte: ein Eingangsbereich, der sich zu einem Vorraum öffnete, von dem zu beiden Seiten eine Treppe nach oben führte. Wenn man geradeaus weiterging, gelangte man in einen grossen, viereckigen Innenhof, der durch die umliegenden Häuser zustande kam. Aufs Geratewohl wählte er eine der Treppen und ging hinauf. Zwei Elektriker, an denen er vorbeikam, grüssten ihn höflich. Im ersten Stock sah er mehrere Kinder, die auf ihren Etagenbetten sassen und die Beine baumeln liessen.

Auf dem Treppenabsatz nickte er einem Unterscharführer zu, der ihm entgegenkam, und der SS-Mann ging weiter. Fredy fühlte sich unbehaglich; dafür, dass sich so viele Kinder hier aufhielten, war es sehr still. Viel zu still. In diesem Augenblick hörte er, wie ihn jemand von hinten bei seinem Namen rief.

«Herr Hirsch?»

Im ersten Moment glaubte er, es wäre jemand, den er aus dem Getto kannte, aber als er sich umdrehte, sah er, dass es der SS-Mann von gerade eben war, der ihn freundlich anlächelte. Ein Lächeln voller Zahnlücken. Hirsch erkannte ihn wieder – es war der Fussballspieler aus der SS-Mannschaft. Er erwiderte das Lächeln, doch das Gesicht des Nazis legte sich in verwirrte Falten, bis es wie zerknittertes Papier aussah. Jetzt fiel der Groschen bei dem Mann, er begriff, dass der Sportlehrer nicht hierhergehörte. Er hob den Arm und zeigte zur Treppe – Fredy sollte vor ihm hergehen, wie ein Gefangener. Dieser schlug einen unbefangenen Tonfall an und versuchte sich herauszureden, aber der Wachmann war unerbittlich. Er führte Fredy zu seinem Vorgesetzten, einem SS-Obersturmführer. Fredy nahm Haltung an und schlug sogar die Hacken zusammen. Der Offizier verlangte, seinen Berechtigungsschein für das Gelände zu se-

hen. Er brachte sein Gesicht dicht an das von Fredy heran und wollte wissen, was zum Teufel er hier machte.

Hirsch blickte geradeaus. Scheinbar ungerührt und höflich wie immer erwiderte er: «Ich habe nur nach bestem Wissen und Vermögen meine Pflicht getan, um die Aktivitäten der Kinder in Theresienstadt zu koordinieren, Herr Obersturmführer.»

«Dann wissen Sie wohl nicht, dass der Kontakt mit den Kindern verboten ist?»

«Doch, Herr Obersturmführer, das weiss ich. Aber da ich vor dem Jugendbüro Verantwortung trage, ging ich davon aus, dass ich zu dem Personenkreis gehöre, der sich um die Gesundheit der Kinder kümmert.»

Hirschs Haltung brachte den Offizier ins Wanken, er begann zu zweifeln. Er würde seinem Vorgesetzten Bericht erstatten, sagte er, und man werde Fredy anschliessend davon in Kenntnis setzen, wie es weitergehen würde. «Ich schliesse das Kriegsgericht nicht aus», fügte er hinzu.

Fredy kam vorübergehend in den Gefangenenbereich, der hinter der Wache lag, und es hiess, man werde ihn freilassen, sobald man seine Aussage überprüft habe. Fredy liess sich nicht entmutigen. Verärgert, weil er die Kinder nicht hatte sehen können, aber ansonsten gelassen, lief er in seinem Verschlag, der einem Auslauf für Hunde glich, auf und ab. Nie im Leben würde er vor ein Kriegsgericht kommen, in der deutschen Verwaltung des Gettos hatte er einen guten Ruf. Zumindest glaubte er das.

Und tatsächlich gab es zunächst weder ein Kriegsgericht noch erhielt Fredy eine Strafe. Aber wenig später kam eines Nachmittags der offizielle Bote des Gettorats, Pavel, und unterbrach das Weitsprungtraining. Er überbrachte Fredy die Anweisung, sich unverzüglich im Hauptquartier der jüdischen Verwaltung im Block Magdeburg einzufinden.

Jakub Edelstein, der Vorsitzende des Rats, informierte Fredy Hirsch darüber, der deutsche Befehlshaber habe seinen Namen auf die Liste für den nächsten Transport nach Polen gesetzt, genauer gesagt, ins Lager Auschwitz in der Nähe von Oswięcim.

Über Auschwitz erzählte man sich die schlimmsten Dinge: Massenmorde, Sklavenarbeit unter Bedingungen, bei denen die Arbeiter an Erschöpfung starben, Quälereien und Demütigungen, Menschen, die der Hunger in wandelnde Skelette verwandelt hatte, Typhusepidemien, die unbehandelt blieben ... aber das waren nur Gerüchte. Niemand hatte sie aus erster Hand bestätigen können. Andererseits war auch niemand zurückgekommen, um sie zu widerlegen. Edelstein sagte Fredy, der SS-Kommandant habe angeordnet, Fredy solle sich nach der Ankunft in Auschwitz bei der Obrigkeit des Lagers identifizieren. Man sei gewillt, ihn seine Arbeit als Leiter von Jugendgruppen fortsetzen zu lassen.

«Dann werde ich also weiter mit Jugendlichen arbeiten – es ändert sich gar nichts?»

Edelstein, ein Mann mit dem runden, freundlichen Gesicht und der Hornbrille eines Schullehrers, wirkte bekümmert. «Es wird hart werden, sehr hart. Mehr als hart, Fredy. Viele sind nach Auschwitz gegangen, aber keiner ist zurückgekehrt. Trotzdem müssen wir weiterkämpfen.»

Hirsch kann sich noch genau an die letzten Worte erinnern, die ihm der Ratsvorsitzende an jenem Nachmittag mit auf die Reise gab: «Wir dürfen nie die Hoffnung verlieren. Lass nicht zu, dass die Flamme erlischt.»

Es war das letzte Mal, dass Fredy Jakub Edelstein sah. Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, stand er am Fenster und blickte gedankenverloren hinaus. Edelstein muss damals bereits gewusst haben, dass es nicht mehr lange dauern würde, bevor er selbst den Weg ins Vernichtungslager antreten würde.

Gerade hatte er den Bescheid bekommen, dass er als Vorsitzender des Ältestenrats abgesetzt war. Als Judenältester von Theresienstadt war es seine Aufgabe, die im Getto Internierten zu beaufsichtigen. Die SS überwachte die Eingänge nicht sonderlich aufmerksam, und der eine oder andere Internierte war bereits hindurchgeschlüpft. Edelstein hatte sie nicht gemeldet und die Vorfälle vertuscht, bis die Ausfälle zu offensichtlich wurden und die SS erkannte, dass mindestens funfundfünfzig Gefangene aus dem Getto entkommen waren.

Damit war Edelsteins Schicksal besiegelt. Und deshalb wurde er nach seiner Ankunft im Lager auch nicht in das Familienlager von Auschwitz-Birkenau gebracht, sondern in das Gefängnis von Auschwitz I. Fredy hat es Mirjam nie erzählt, aber er weiss, dass in diesem Gefängnis die grausamsten Foltermethoden angewendet werden, die sich die Menschheit je ausgedacht hat.

*Was mag wohl aus Jakob Edelstein geworden sein? Und was wird aus uns allen werden?*



## Kapitel 14

Nachdem die Kinder gegangen sind, rafft Dita ihre Bibliothek zusammen. Womöglich tut sie das zum letzten Mal, denn sie muss Fredy die Wahrheit sagen: Mengele beobachtet sie. Bevor sie die Bücher zurückbringt, nimmt sie daher das Klebeband aus ihrer Geheimtasche und repariert einen Riss in der russischen Grammatik. Sie holt das Fläschchen mit dem Gummi arabicum heraus und klebt die abgerissenen Buchrücken an zwei weiteren Büchern. In dem Buch von H.G. Wells ist eine Seite abgeknickt, sie streicht sie glatt. Und nebenbei streichelt, nein, liebkost sie den Atlas und nach ihm die anderen Bücher, sogar den Roman, bei dem die Vorderseite des Einbands fehlt und gegen den Hirsch sich so vehement ausgesprochen hat. Weil sie schon dabei ist, fixiert Dita gleich noch eine lose Seite mit einem schmalen Stück Klebeband. Dann verstaut sie die Bücher sorgfältig in der Stofftasche, die die alte Dudine ihr gegeben hat, und bettet sie darin wie eine Krankenschwester, die ein Neugeborenes in seine Krippe legt. Danach geht sie zur Tür des Blockältesten und klopft.

Hirsch sitzt an seinem Schreibtisch, als sie hereinkommt, er verfasst gerade einen seiner Berichte oder plant vielleicht ein Volleyballturnier. Sie bittet um Erlaubnis, ihn sprechen zu dürfen, und er

dreht sich zu ihr um, mit seinem ruhigen Gesicht und diesem Lächeln, aus dem niemand schlau wird.

«Ja, Dita?»

«Sie sollten davon erfahren. Dr. Mengele hat mich im Verdacht, möglicherweise wegen der Bibliothek. Es war nach der Inspektion, da hat er mich auf der Lagerstrasse abgepasst. Irgendwie hat er gemerkt, dass ich etwas verberge. Er hat mir gedroht, mich im Auge zu behalten, und ich habe das Gefühl, dass er mich beobachtet.»

Hirsch erhebt sich von seinem Stuhl und geht kurz in seiner Kammer auf und ab, sein Gesichtsausdruck ist konzentriert. Schliesslich bleibt er stehen, sieht Dita direkt in die Augen und sagt: «Mengele beobachtet jeden.»

«Er hat gesagt, er würde mich auf seinen Seziertisch legen und mich der Länge nach aufschneiden.»

«Er liebt Autopsien, er zieht Vergnügen daraus.» Ein unbehagliches Schweigen schliesst sich an.

«Sie werden mich von der Stelle als Bibliothekarin abziehen, nicht wahr? Ich weiss ja, dass es nur zu meinem Besten ist...»

«Willst du denn aufhören?»

Fredys Augen glänzen. Mit einem Mal ist das kleine Licht angegangen, das, wie er immer sagt, alle Menschen in sich tragen. Und dasselbe gilt auch für Dita, denn Hirschs Begeisterung ist ansteckend.

«Auf keinen Fall!»

Fredy Hirsch nickt, als wollte er sagen: «Ich wusste es.»

«Dann wirst du deinen Posten behalten. Natürlich ist es ein Risiko, aber wir befinden uns im Krieg, auch wenn man das hier manchmal vergisst. Wir sind Soldaten, Edita. Glaub niemals den Schwarzmalern, die behaupten, es sei zu spät. Das ist eine Lüge. In einem Krieg kämpft jeder von uns an seiner eigenen Front. Das hier ist unsere, und wir müssen bis zum Ende durchhalten.»

«Und was ist mit Mengele?»

«Ein guter Soldat ist immer vorsichtig. Und bei Mengele muss man sich besonders vorsehen, man weiss nie genau, was in seinem Kopf vorgeht. Manchmal lächelt er einen an, und man meint, ehrliche Zuneigung darin zu erkennen, aber dann wird er plötzlich ernst, und sein Blick ist so kalt, dass es einen innerlich friert. Wenn Mengele irgendetwas gegen dich in der Hand hätte, wärest du bereits tot. Am besten ist es daher, wenn er von dir so wenig wie möglich sieht oder hört. Du musst jeden Kontakt mit ihm vermeiden. Wenn du merkst, dass er auf dich zukommt, dann geh in eine andere Richtung. Wenn eure Wege sich kreuzen, dann schau unauffällig weg. Am besten wäre es, wenn er vergisst, dass du existierst.»

«Ich werde mir Mühe geben.»

«Gut. Gibt es noch etwas?»

«Fredy ... Danke!»

«Ich bitte dich, weiter an vorderster Front zu stehen, dein Leben zu riskieren, und du bedankst dich bei mir?»

Was Dita eigentlich sagen will, ist: *Es tut mir leid, bitte verzeihen Sie, dass ich an Ihnen gezweifelt habe*. Aber sie weiss nicht, wie sie das anstellen soll. «Naja ... ich wollte Ihnen einfach dafür danken, dass Sie da sind.»

Hirsch lächelt. «Das musst du nicht. Ich bin da, wo ich sein sollte.»

Dita verlässt die Baracke. Es hat geschneit, und unter der weissen Schneedecke sieht Birkenau gar nicht mehr so beängstigend aus, fast schon verschlafen. Es ist sehr kalt, aber manchmal ist Dita das lieber als die hitzigen Gespräche in den Baracken.

Gabriel, die Nummer eins, was Tadel und Bestrafungen durch die Lehrer angeht, kommt ihr entgegen. Der rothaarige, zehn Jahre alte Frechdachs trägt eine weite Hose, die ihm mehrere Nummern zu gross ist und die er oben mit einer Schnur zusammengebunden

hat, und dazu ein ebenso weites Hemd voller Fettflecken. Er führt ein halbes Dutzend Jungen in seinem Alter an.

*Er heckt irgendetwas aus, denkt Dita.*

Hinter den Freunden folgt in ein paar Metern Abstand eine weitere Gruppe von vier- bis fünfjährigen Kindern, die sich bei den Händen halten. Alte Kleider, schmutzige Gesichter und darin Augen, die so unschuldig sind wie der frisch gefallene Schnee.

Die kleinsten Kinder in Block 31 verehren Gabriel wegen seiner Unbekümmertheit und weil er ein Talent für den wildesten Unfug hat. Normalerweise versucht Gabriel, die kleinen Kinder, die ihm wegen seiner Streiche hinterherlaufen, abzuschütteln oder wegzuscheuchen, weshalb Dita überrascht ist, dass er nichts gegen sein Gefolge zu haben scheint. Sie beschliesst, ihm in sicherem Abstand zu folgen, um herauszufinden, was es mit seinem Sinneswandel auf sich hat.

Die Gruppe läuft in Richtung Lagerausgang, und Dita wird klar, wohin die Reise geht: zur Küche. Dita beobachtet, wie Gabriels Freunde langsamer werden – die Küche gehört zu den Orten im Lager, die niemand ohne Erlaubnis betreten darf. Aber Gabriel geht hinein, während die anderen vor der Tür stehen bleiben. Bei dem, was als Nächstes passiert, fühlt sich Dita an eine Komödie erinnert: Gabriel kommt im Laufschrift aus der Tür, gefolgt von einer aufgebrauchten Köchin namens Beata, die wild mit den Armen rudert, um die Kinder zu verscheuchen wie einen Vogelschwarm.

Dita wird klar, dass es um Kartoffelschalen gehen muss, eine der Leckereien, die bei den Kindern heiss begehrt sind. Nur ist die Köchin die Bettelei anscheinend leid und hat deshalb beschlossen, die Kinder erbarmungslos zu vertreiben. Gabriel schlägt einen Haken, und beinahe rutscht die Köchin auf einer vereisten Stelle aus. Als sie

das Gleichgewicht wieder gefunden hat, stehen die kleineren Kinder vor ihr, die gerade angekommen sind. Sie halten sich immer noch an den Händen und sind ganz ausser Atem von der Anstrengung, mit den älteren Schritt zu halten. Beata kann ihren ewig hungrigen Gesichtern nicht ausweichen. Verblüfft über diese kleinen, verdreckten Engel voller Schnee bleibt sie stehen und stemmt die Arme in die Hüften.

Dita kann sie zwar nicht hören, aber das ist auch nicht nötig. Die Köchin ist eine starke Persönlichkeit mit rauen Händen und einem Herzen aus Gold. Dita lächelt über die Gewitztheit von Gabriel, der die Kleinsten mitgebracht hat, um das Herz der Köchin zu erweichen. Vermutlich erklärt Beata gerade streng, dass sie keinerlei Essensreste hergeben darf, dass sie und die Küchenjungen ihre Arbeit verlieren und man sie streng bestrafen wird, wenn die Kapo jemanden dabei erwischt, und so weiter und so fort... Aber die Kinder sehen sie weiter mit ihren grossen Augen an, also macht sie eine Ausnahme, sie sollen aber ja nicht auf die Idee kommen, es noch einmal zu probieren, sonst werden sie etwas erleben, und ein paar Kinder nicken gehorsam – sie haben erreicht, was sie wollen.

Die Frau verschwindet in der Baracke und kommt kurz darauf mit einem Metallbehälter voller Kartoffelschalen wieder. Dem beginnenden Tumult gebietet sie Einhalt, indem sie ihre grosse Hand hebt wie das Signal in den Bahnhöfen, bevor die Züge einlaufen. Dann darf einer nach dem anderen vortreten, zuerst das jüngste Kind und das älteste zuletzt. Anschliessend kehren alle in Block 31 zurück, auf ihren Kartoffelschalen kauend.

Gut gelaunt geht Dita die Lagerstrasse zurück, aber auf halbem Weg begegnet sie ihrer Mutter, die ungewöhnlich zerzaust aussieht; sie, die es sogar in Auschwitz geschafft hat, ein Stück eines alten

Kamms zu ergattern, und die immer ordentlich frisiert ist. Irgendetwas stimmt da nicht. Dita läuft ihrer Mutter entgegen, die sie ungewöhnlich heftig umarmt. Der Vater sei nicht da gewesen, als sie ihn von der Werkstatt abholen wollte, erzählt sie. Herr Brady, ein Kollege von ihm, habe gesagt, er sei schon am Morgen nicht mehr zur Arbeit gegangen, weil er nicht von seiner Pritsche hochkam.

«Herr Brady sagt, dein Vater hat Fieber, aber der Kapo wollte ihn lieber nicht in den Krankenbau bringen.» Ditas Mutter ist durcheinander und weiss nicht, was sie tun soll. «Vielleicht sollte ich beim Kapo darauf bestehen, dass er ihn in den Krankenbau schickt.»

«Papa hat erzählt, dass der Kapo in seiner Baracke ein deutscher Sozialdemokrat ist, kein Jude. Er ist reserviert, aber ziemlich gerecht, sagt er. Vielleicht ist der Krankenbau ja doch keine so gute Idee. Er liegt nämlich direkt vor Block 31 ...» Dita verstummt. Beinahe hätte sie gesagt, dass die Kranken, die sie dort hineinhumpeln sieht, den Bau normalerweise auf dem Leichenwagen verlassen, den Herr Lada und andere schieben. Aber sie darf nicht vom Tod sprechen, sie muss den Tod von ihrem Vater fernhalten.

«Wir können nicht einmal zu ihm», klagt Ditas Mutter. «Wir dürfen ja nicht in die Männerbaracken. Ich habe Herrn Brady gebeten, nach ihm zu sehen.» Sie muss innehalten, um sich wieder zu fassen. Dita nimmt ihre Hand. «Herr Brady sagte, sein Zustand ist seit heute Morgen unverändert. Wegen des Fiebers ist er anscheinend nur halb bei Bewusstsein. Und er soll schlecht aussehen. Dita, vielleicht sollte dein Vater doch in den Krankenbau gehen.»

«Wir gehen zu ihm.»

«Was redest du da? Wir dürfen doch nicht in die Baracke! Das ist verboten.»

«Es ist auch verboten, Leute einzusperren und sie umzubringen,

aber das scheint hier niemanden zu interessieren. Warte am Barackeneingang auf mich.»

Dita läuft davon und sucht Milan, einen der Gehilfen in Block 31. Sie findet ihn nicht sonderlich sympathisch, obwohl er gut aussieht. Aber vielleicht ist sie die Unsympathische, schliesslich pflegt sie kaum Umgang mit den anderen Hilfskräften. In ihrer freien Zeit liest sie lieber oder trifft sich mit Margit oder ihren Eltern. Mit der Koketterie der Mädchen in ihrem Alter und dem grossspurigen Getue der Jungen kann sie nichts anfangen.

Sie findet Milan bei Block 23. Es ist einer der unerbittlich kalten Nachmittage, wie man sie in Polen manchmal erlebt; dennoch sitzen er und zwei seiner Freunde draussen vor der Baracke. Sie schlagen die Zeit tot, indem sie die vorbeigehenden Häftlinge beobachten und über die jungen Mädchen lästern. Dita ist nicht begeistert über die Aussicht, diesen älteren Jungen gegenüberzutreten, die nur einen Flaum unter der Nase und lauter Pickel im Gesicht haben, aber sich wie Gockel aufführen. Beklommen nähert sie sich den Jungen, wahrscheinlich machen sie sich über ihre dünnen Beine und die kindischen Wollstrümpfe lustig. Aber sie kann sich den Luxus der Schüchternheit nicht leisten, also bleibt sie vor ihnen stehen.

«Sieh mal einer an!», grölt Milan als Erster, um klarzustellen, wer hier das Sagen hat. «Wen haben wir denn da! Die Bibliothekarin ...»

«Darüber darfst du ausserhalb von Block 31 nicht sprechen», unterbricht ihn Dita. Sie bereut ihre Schroffheit augenblicklich, denn der Junge wird rot. Es ist ihm gar nicht recht, dass ihn ein jüngeres Mädchen in Gegenwart seiner Freunde zurechtweist. Dabei will Dita etwas von ihm. «Hör zu, Milan, ich hätte eine Bitte an dich ...»

Die drei Freunde stossen sich gegenseitig in die Rippen und la-

chen prahlerisch. Auch Milan wird mutiger und wirft sich in die Brust. «Nun, mich bitten die Mädchen hier um alles Mögliche», sagt er selbstgefällig und blickt aus dem Augenwinkel verstohlen zu seinen Freunden hinüber, um zu sehen, wie sie das aufnehmen. Sie lachen und zeigen dabei ihre kaputten Zähne.

«Ich würde mir gern deine lange Jacke ausleihen.»

Milan macht ein verdutztes Gesicht und hört auf zu lachen. Seine lange Jacke? Sie will seine Jacke von ihm? Es war ein grosses Glück, dass er in der Kleiderkammer an diese Jacke gekommen ist; es ist eine der besten Jacken in Bllb. Man hat ihm schon Brot und sogar Kartoffeln dafür angeboten, aber er wird sie um keinen Preis hergeben. Wie soll er ohne seine Jacke die Nachmittage aushalten, an denen die Temperaturen unter den Gefrierpunkt sinken? Und ausserdem sieht er darin gut aus. Wenn er die Jacke anhat, mögen die Mädchen ihn lieber.

«Spinnst du? Niemand fasst meine Jacke an! Und niemand bedeutet niemand, hast du mich verstanden?»

«Es wäre ja nicht für lange ...»

«Hör auf mit dem Quatsch. Ich gebe die Jacke nicht mal für eine Minute her! Du hältst mich wohl für einen Schwachkopf? Wenn ich dir die Jacke gebe, verkaufst du sie, und ich sehe sie nie mehr wieder. Hau lieber ab, bevor ich richtig sauer werde!» Sein Gesicht ist finster, und als er aufsteht, sieht man, dass er mindestens zwanzig Zentimeter grösser ist als Dita.

«Ich will sie ja nur für eine kleine Weile. Wenn du möchtest, kannst du die ganze Zeit dabeibleiben, um sicherzugehen, dass die Jacke nicht verschwindet. Ich gebe dir auch meine Abendration Brot.»

Dita hat das Zauberwort gesagt: Essen. Eine Extraration ist ein grosses Versprechen für einen Jungen im Wachstum, der sich nicht



mehr erinnern kann, wann er sich zum letzten Mal satt gegessen hat. Sein Magen knurrt die ganze Zeit, die Gedanken an Essen sind zur Obsession geworden, und das Einzige, das ihn noch mehr erregt als der Gedanke an die Beine eines Mädchens, ist der Gedanke an ein Hühnerbein.

«Eine ganze Ration», wiederholt er, während er über den Vorschlag nachdenkt, wobei er sich das Festmahl bereits ausmalt. Er könnte sich sogar ein Stück als Beilage für das Spülwasser am nächsten Morgen aufheben und ein richtiges Frühstück haben. «Du meinst, du ziehst die Jacke für eine Weile an, ich komme mit, und dann bekomme ich sie zurück?»

«Genau. Ich werde dich nicht betrügen. Wir arbeiten doch in der gleichen Baracke, wenn ich dich also hereinlegen würde und du mich melden würdest, würde ich meine Stelle in Block 31 verlieren. Und diesen Block wollen wir doch alle nicht verlassen.»

«Na gut, ich denke darüber nach.» Die drei Jungen stecken die Köpfe zusammen, es wird geflüstert und getuschelt und zwischendurch gelacht. Schliesslich hebt ein lächelnder Milan triumphierend den Kopf. «Also gut. Du bekommst die Jacke, gegen eine Ration Brot ... aber wir dürfen alle deine Titten anfassen!» Er sieht seine Freunde an, und sie nicken so begeistert, dass es aussieht, als hätten sie Sprungfedern im Hals.

«Sei doch nicht so dumm. Ich habe doch kaum ...» Dita bricht ab, die drei lachen, als würden sie sich prächtig amüsieren. Aber vielleicht brauchen sie ihr Gelächter auch, um ihre Nervosität und ihr Unbehagen bei diesem Thema zu überspielen. Dita schnaubt. Wenn sie nicht alle so viel grösser wären, würde sie jedem eine runterhauen. Wegen ihrer Unverschämtheit ... oder weil sie solche Schwachköpfe sind. Aber sie hat keine Wahl. Und ausserdem ist es eigentlich egal. «Na schön, von mir aus. Jetzt lass mich die verdammte Jacke anprobieren.»

Milan zittert vor Kälte, als er nur noch in seinem Hemd mit den drei Knöpfen dasteht. Dita zieht die Jacke an. Sie ist riesig an ihr, genau wie sie gehofft hatte. Das Kleidungsstück hat ausserdem etwas, das es im Moment äusserst wertvoll für sie macht und das nur wenige im Lager überhaupt besitzen: eine Kapuze. Sie läuft los, und Milan folgt ihr.

«Wo gehen wir hin?»

«Zu Baracke 15.»

«Und deine Brüste?»

«Später.»

«Hast du etwa Baracke 15 gesagt? Aber das ist doch eine Männerbaracke ...»

«Genau.» Dita zieht die Kapuze hoch, sodass von ihrem Kopf fast nichts zu sehen ist.

Milan bleibt stehen. «Moment mal. Du willst doch nicht etwa wirklich reingehen? Für Frauen ist der Zutritt verboten. Auf keinen Fall gehe ich mit dir in die Baracke. Wenn du erwischst wirst, bestrafen sie mich auch. Bei dir ist wohl eine Schraube locker!»

«Ich gehe. Entweder mit dir oder ohne dich.»

Der Junge macht grosse Augen und zittert vor Kälte noch mehr.

«Du kannst vor der Tür warten, wenn du willst.»

Milan muss sich beeilen, weil Dita rasch ausschreitet. Ein paar Meter vor sich sieht sie ihre Mutter, die sich vor der Baracke ihres Vaters herumdrückt, aber sie bleibt nicht stehen. Liesl Adlerová ist so verstört, dass sie ihre Tochter in der Männerjacke gar nicht erkennt. Ohne Umschweife betritt Dita die Baracke, und niemand nimmt Notiz von ihr. Milan ist neben der Tür stehen geblieben und flucht vor sich hin, unsicher, ob das Mädchen ihn hereingelegt hat und ob er seine Jacke je wiedersehen wird.

Dita geht zwischen den Reihen der Stockbetten hindurch.

Einige Männer liegen auf dem waagrechten Teil des Kamins, der nicht in Betrieb ist, während andere auf ihren Betten sitzen und reden. Ein paar haben sich auf ihre Pritschen gelegt, obwohl das verboten ist, solange noch das Licht brennt. All das deutet auf einen gutmütigen Kapo hin. Der Gestank ist überwältigend, schlimmer als in ihrer Frauenbaracke, ein widerlicher Geruch nach saurem Schweiß. Dita hat die Kapuze nicht abgenommen, und niemand beachtet sie.

Sie findet ihren Vater ganz hinten. Er liegt auf dem Strohsack der untersten Pritsche seines Stockbetts. Sie nimmt die Kapuze ab und bringt ihr Gesicht ganz nahe zu seinem. «Ich bins», flüstert sie.

Die Augen ihres Vaters sind halb geschlossen, aber als er die Stimme seiner Tochter hört, öffnen sie sich leicht. Dita legt ihm die Hand auf die Stirn, sie ist glühend heiss. Sie ist sich nicht sicher, ob er sie erkannt hat, aber sie ergreift eine seiner Hände und flüstert weiter auf ihn ein. Normalerweise ist es schwierig, mit jemandem zu sprechen, von dem man nicht weiss, ob er einen hören kann, aber die Worte kommen ihr ganz leicht über die Lippen, und sie sagt ihm all die Dinge, für die man sich nie Zeit nimmt, weil man immer denkt, dass dafür noch später Gelegenheit sein wird.

«Weisst du noch, wie du mich früher in Geografie unterrichtet hast? Ich kann mich noch richtig gut daran erinnern ... du weisst so viel! Ich war immer sehr stolz auf dich, Papa. Immer.»

Sie redet über die guten Zeiten während ihrer Kindheit in Prag und über die schönen Augenblicke im Getto und darüber, wie sehr sie und ihre Mutter ihn lieben. Immer wieder sagt sie es ihm, damit die Worte durch sein Fieber zu ihm dringen. Und sie hat den Eindruck, dass er sich ein wenig bewegt. Vielleicht hört er sie ja, irgendwo da drin.

Hans Adler hat den Bakterien, die seine Lungenentzündung ver-

ursacht haben, nur wenig entgegenzusetzen: ein unterernährter Mann, geschwächt von den Entbehrungen des Krieges, allein gegen eine Armee von Mikroben, die vor Energie strotzen. Dita muss an das Buch *Mikrobenjäger* von Paul de Kruif denken, das sie vor der Abfahrt aus Prag gelesen hat: Unter dem Mikroskop sehen Mikroben wie ein winzig kleines Raubtierrudel aus. Es sind zu viele, um mit ihnen fertigzuwerden.

Sie lässt seine Hand los, schiebt sie unter das schmutzige Laken und küsst ihn auf die Stirn. Dann zieht sie die Kapuze wieder hoch und wendet sich zum Gehen. Da erblickt sie Milan, der in ein paar Schritten Entfernung stehen geblieben ist. Zuerst befürchtet sie, dass er wütend ist, aber der Junge sieht sie unerwartet freundlich an.

«Dein Vater?», fragt er.

Dita nickt. Sie sucht unter ihrer Kleidung, holt ihre abendliche Brotration hervor und hält sie Milan hin, aber der Junge behält die Hände in den Taschen und schüttelt den Kopf.

Draussen vor der Baracke zieht Dita die Jacke aus. Ihre Mutter ist verblüfft, als sie sie erkennt.

«Würdest du deine Jacke kurz meiner Mutter leihen?» Und ohne die Antwort abzuwarten, sagt sie zu Liesl: «Zieh sie an und geh rein.»

«Aber Dita ...»

«Niemand wird dich erkennen. Geh schon! Es ist ganz hinten rechts. Er ist nicht bei Bewusstsein, aber ich glaube, er hört uns.»

Die Frau zieht die Kapuze hoch und betritt so verumummt die Baracke. Milan ist verstummt, er weiss nicht, was er tun oder sagen soll.

«Danke, Milan.»

Der Junge nickt, er zögert, als würde er nach den richtigen Worten suchen.

«Was das hier angeht ... du weisst schon», sagt Dita mit einem Blick auf ihre beinahe flache Brust.

«O bitte, vergiss es!», sagt Milan errötend und winkt theatralisch ab. «Ich muss jetzt los, gib mir die Jacke morgen wieder.» Dann dreht er sich auf dem Absatz um und läuft davon, wobei er sich fragt, wie er seinen Freunden erklären soll, dass er ohne Jacke und ohne Mädchen zurückkehrt. Sie werden ihn für einen Trottel halten. Er könnte ihnen vielleicht sagen, dass er das Brot auf dem Rückweg gegessen und ihre Brüste für sie alle berührt hat, weil die Jacke ja schliesslich ihm gehört. Aber dann schüttelt er den Kopf und verwirft diese Idee. Sie würden die Lüge sofort erkennen. Er wird ihnen die Wahrheit sagen. Wahrscheinlich werden sie ihn auslachen und ihn einen Weichling nennen. Aber er weiss schon, wie er das wieder in Ordnung bringt. Der Erste, der etwas sagt, bekommt so fest eins auf die Nase, dass er seine Zähne mit einer Lupe suchen muss. Und danach vertragen sie sich wieder.

Während Dita auf Liesl wartet, taucht Margit auf. Dem bestürzten Gesichtsausdruck ihrer Freundin nach zu urteilen hat Margit schon von Ditas Vater gehört. In Auschwitz verbreiten sich Nachrichten schnell, und schlechte Nachrichten ganz besonders. Margit kommt auf sie zu und umarmt sie.

«Wie geht es deinem Vater?»

Dita weiss, dass sich hinter dieser Frage eine weitaus ernstere verbirgt: *Wird er es überleben ?*

«Er ist sehr krank, er hat hohes Fieber, und wenn er atmet, rasselt seine Brust.»

«Du darfst die Hoffnung nicht verlieren, Dita. Dein Vater hat schon vieles überstanden.»

«Zu vieles.»

«Er ist stark. Er wird kämpfen.»

«Er war einmal stark, Margit. Aber in diesen letzten Jahren ist er stark gealtert. Ich bin immer eine Optimistin gewesen. Aber jetzt weiss ich nicht mehr, was ich glauben soll. Ich weiss nicht mehr, ob wir das durchstehen können.»

«Natürlich können wir das.»

«Wieso bist du dir da so sicher?»

Ihre Freundin schweigt für ein paar Sekunden und kaut auf ihrer Unterlippe, während sie nach der Antwort sucht. «Weil ich daran glauben will.»

Die beiden Mädchen schweigen, keine sagt mehr etwas. Sie sind langsam aus dem Alter heraus, in dem man glaubt, man müsste etwas nur genug wollen, damit es wahr wird. Die Sirene, die die Sperrstunde anzeigt, ertönt, und ihre Mutter kommt aus der Baracke geschlurft wie ein Geist.

«Wir müssen uns beeilen», sagt Margit.

«Geh schon – lauf», sagt Dita. «Wir gehen etwas langsamer.»

Ihre Freundin verabschiedet sich, und Mutter und Tochter gehen allein weiter. Ihre Mutter wirkt verloren.

«Wie geht es Papa?»

«Ein wenig besser», erwidert Liesl. Aber ihre Stimme klingt so brüchig, dass die Lüge leicht zu durchschauen ist. Und ausserdem kennt Dita sie viel zu gut. Liesl hat ihr Leben lang immer so getan, als wäre alles gut, als könnte nichts die Ordnung der Dinge zerstören.

«Hat er dich erkannt?»

«Ja, natürlich.»

«Dann hat er also etwas zu dir gesagt?»

«Nein ... er war ein bisschen müde. Morgen wird es ihm besser gehen.»

Beide schweigen, bis sie bei der Baracke ankommen.

*Morgen wird es ihm besser gehen.* Ihre Mutter hat es mit einer Überzeugung gesagt, die keinen Zweifel zulässt, und

Mütter wissen solche Dinge. Dita nimmt die Hand ihrer Mutter, und sie gehen schneller.

Als sie in die Baracke kommen, liegen schon fast alle Frauen auf ihren Pritschen, und sie kommen an der Kapo vorbei, einer Ungarin, die den orangefarbenen Winkel einer gewöhnlichen Kriminellen trägt, was ihr einen höheren Status verleiht. Eine Diebin, eine Betrügerin, eine Mörderin ... alles ist besser als eine Jüdin. Die Kapo kontrolliert die Behälter, die die Frauen während der Nacht für ihre Notdurft benutzen, und beim Anblick von Dita und ihrer Mutter, die zu spät kommen, droht sie ihnen mit ihrem Stock.

«Es tut mir leid, Kapo, aber mein Vater ...»

«Halt den Mund und leg dich hin, du dummes Ding.»

«Ja, Kapo.»

Dita zieht ihre Mutter weiter, und sie gehen zu ihren Pritschen. Liesl steigt langsam hinauf und dreht sich noch kurz zu Dita um. Ihre Lippen bewegen sich nicht, aber ihr Blick ist gequält.

«Mach dir keine Sorgen, Mama», sagt ihre Tochter aufmunternd. «Wenn es Papa morgen nicht besser geht, reden wir mit seinem Kapo, damit er mit ihm zum Arzt geht. Notfalls spreche ich mit dem Ältesten von Block 31. Fredy Hirsch hilft uns bestimmt.»

«Morgen wird es ihm besser gehen.»

Das Licht geht aus, doch Dita ist so verstört, dass sie nicht einmal die Augen zumachen kann. Sie beschwört Bilder ihres Vaters herauf und versucht, die besten herauszufiltern. Da ist eines, das sie ganz besonders mag: ihre Eltern, die am Klavier sitzen. Beide sind attraktiv und elegant – ihr Vater trägt ein weisses Hemd mit hochgekrempeelten Ärmeln, eine dunkle Krawatte und Hosenträger; ihre Mutter eine enge Bluse, die ihre schlanke Taille betont. Sie lachen, offenbar weil es ihnen nicht gelingt, ihre Hände zu koordinieren, um ein vierhän-

diges Stück zu spielen. Das Beste daran ist, wie glücklich sie sind, weil sie noch jung und gesund sind und die Zukunft noch nicht tot ist.

Das letzte Bild aus dieser Zeit der Normalität, die mit ihrer Abreise aus Prag zu Ende ging, stammt aus der Josephstadt. Es ist der Augenblick, in dem sie aus der Wohnung treten, die Koffer auf den Treppenabsatz stellen und sich anschicken, eine Tür hinter sich zu schliessen, von der sie nicht wissen, ob sie sich jemals wieder öffnen wird. Ihr Vater geht noch einmal kurz in die Wohnung, während sie ihn vom Absatz aus beobachten. Er geht bis zur Anrichte im Esszimmer und dreht zum letzten Mal die Weltkugel. Dann schläft Dita endlich ein.

Aber ihr Schlaf ist unruhig, etwas lässt sie nicht zur Ruhe kommen. Im Morgengrauen wacht sie mit einem Ruck auf, überzeugt, dass jemand sie gerufen hat. Verstört öffnet sie die Augen, ihr Herz schlägt heftig. Neben sich sieht sie nur die Füße ihrer schlafenden Bettnachbarin, und die einzigen Geräusche, die die Stille durchdringen, sind das Schnarchen und das Gemurmel der Frauen, die im Schlaf reden. Es war nur ein Albtraum ... aber Dita hat ein Gefühl der Vorahnung. Sie ist sich sicher, dass es ihr Vater war, der sie gerufen hat.

Früh am Morgen füllt sich das Lager mit Wachleuten und Kapos – der Morgenappell steht bevor. Zwei Stunden dauert er, es sind die längsten ihres Lebens. Während sie und ihre Mutter in der Reihe stehen, werfen sie sich Blicke zu. Reden dürfen sie nicht, aber eigentlich ist es im Moment fast besser, nichts zu sagen. Als die Reihen sich endlich auflösen, nutzen die beiden die endlose Frühstücksschlange, die sich vor Baracke 15 bildet. Als sie dort ankommen, verlässt Herr Brady die Schlange. Er sieht niedergeschlagen aus.

«Mein Ehemann? Hat sein Zustand sich verschlechtert?», fragt Liesl.



«Es tut mir leid, aber man hat ihn bereits abtransportiert.»

Sie hätten es wissen müssen. Die Leichen werden morgens gleich als Erstes geholt, auf den wartenden Wagen verladen und zu den Verbrennungsöfen gebracht. Ditas Mutter scheint für einen Augenblick zu schwanken, sie ist kurz davor, zusammenzubrechen. Dabei ist es wohl nicht die Nachricht vom Tod ihres Mannes, die sie so sehr aus der Fassung bringt; wahrscheinlich wusste sie es schon in dem Moment, als sie ihn auf seiner Pritsche sah. Aber dass sie sich nicht einmal von ihm verabschieden konnte, trifft sie hart. Dann gewinnt Liesl die Fassung wieder, die sie nur für ein paar wenige Sekunden verloren hat, und legt ihrer Tochter tröstend die Hand auf die Schulter. «Wenigstens hat dein Vater nicht gelitten.»

Dita, die ohnehin das Gefühl hat, dass sie vor Wut zerspringen muss, wird noch zorniger, weil ihre Mutter mit ihr spricht wie mit einem kleinen Kind. «Er hat nicht gelitten?», sagt sie und schüttelt brüsk die Hand ihrer Mutter ab. «Sie haben ihm alles weggenommen, sein Haus, seine Würde, seine Gesundheit... und dann haben sie ihn auch noch allein sterben lassen, wie einen Hund, auf einem Strohsack voller Flöhe. Ist das nicht Leid genug?» Die letzten Worte schreit sie beinahe.

«Es war Gottes Wille, Edita. Wir müssen uns damit abfinden.»

Dita schüttelt heftig den Kopf. Nein und Nein. «Ich habe aber keine Lust, mich damit abzufinden!», kreischt sie mitten auf der Lagerstrasse. Obwohl gerade Frühstückszeit ist, achten nur wenige Leute auf sie. «Wenn Gott hier wäre, dann würde ich ihm schon sagen, was ich von ihm und seiner miesen Barmherzigkeit halte.»

Sie fühlt sich schrecklich, und es wird noch schlimmer, als ihr bewusst wird, wie grob sie zu ihrer Mutter ist – genau in dem Moment, in dem diese Trost und Hilfe am nötigsten hat.

Aber Dita kann einfach nicht anders, die Fügsamkeit ihrer Mutter bringt sie zur Weissglut. Zu ihrer Erleichterung taucht Frau Turnovska auf, die sich in ihren riesigen Schal gehüllt hat. Sie muss bereits erfahren haben, was geschehen ist. Mitfühlend drückt sie Ditas Arm und umarmt Liesl herzlich, die sich unerwartet aufgewühlt an ihrer Freundin festklammert. Genau das hätte ich tun sollen, denkt Dita, meine Mutter in den Arm nehmen. Aber sie kann es nicht, sie ist zu wütend für Umarmungen, sie will nur zubeissen und zerstören, so, wie man sie zerstört hat.

Drei Frauen kommen, die sie kaum vom Sehen kennt, und beginnen laut zu weinen. Dita, deren Augen trocken sind, sieht sie verblüfft an. Sie nähern sich ihrer Mutter, aber Frau Turnovska hält sie auf. «Verschwindet, lasst sie in Ruhe!»

«Wir wollen ihr doch nur unser Beileid aussprechen.» «Wenn ihr nicht in zehn Sekunden hier weg seid, mache ich euch Beine!»

Liesl ist zu benommen, um etwas mitzubekommen, und Dita hat nicht die Kraft, um sich bei den Frauen zu entschuldigen und sie zum Bleiben aufzufordern.

«Was tun Sie da, Frau Turnovska? Sind denn hier alle verrückt geworden?»

«Das sind Aaskrähen. Sie wissen, dass die Angehörigen bei einem Todesfall den Appetit verlieren, also vergiessen sie ein paar Krokodilstränen und machen sich dann mit einer Essensration aus dem Staub.»

Dita ist sprachlos, im Augenblick hasst sie die ganze Welt. Sie bittet Frau Turnovska, sich um ihre Mutter zu kümmern, und geht. Es ist nicht, weil sie sich erst an den Gedanken gewöhnen muss, ihren Vater nie wiederzusehen – sie will sich nicht daran gewöhnen. Sie ist nicht bereit, es zu akzeptieren, sie will sich nicht damit abfinden, nicht jetzt, nicht irgendwann.

Mit geballten Fäusten geht sie davon, ihre Fingerknöchel sind weiss, glühend heisse Wut verzehrt sie innerlich.

Nie wieder wird er in seinem Zweireiher und mit seinem Filzhut von der Arbeit kommen oder das Ohr an das Radio halten, während er zur Decke blickt; nie wieder wird er sie auf seinen Schoss ziehen, um ihr die Länder der Welt zu zeigen, oder sie sanft wegen ihrer schiefen Handschrift tadeln.

Und Dita kann nicht einmal um ihn weinen, ihre Augen sind trocken. Das macht sie noch wütender. Weil sie nirgends hinkann, tragen ihre Füsse sie zu Block 31. Die Kinder frühstücken gerade, und ohne stehen zu bleiben geht sie nach hinten in die Baracke, zu ihrem Schlupfwinkel hinter dem Holzstoss. Zu ihrer Verblüffung findet sie dort auf der Bank in der Ecke eine einsame Gestalt vor.

Morgenstern begrüsst sie wie immer mit altmodischer Höflichkeit, aber diesmal lächelt Dita nicht, und der alte Professor unterbricht seine theatralische Verbeugung.

«Mein Vater ...» Ditas Blut beginnt in ihren Adern zu kochen. Und ein einzelnes Wort steigt wie Galle in ihrer Kehle auf: «Mörder!» Sie behält es im Mund, wiederholt es fünfmal, zehnmal, fünfzigmal: «Mörder, Mörder, Mörder, Mörder ... !»

Sie tritt nach einem Schemel, dann hebt sie ihn auf und schwingt ihn wie eine Keule. Am liebsten würde sie etwas zertrümmern, aber sie weiss nicht, was. Am liebsten würde sie jemanden verprügeln, aber sie weiss nicht, wen. Ihr Blick ist wild, und sie kann kaum atmen vor lauter Wut.

Professor Morgenstern steht auf; für einen alten Mann, der so zerbrechlich wirkt, ist er erstaunlich flink. Er nimmt ihr den Schemel weg, sanft, aber bestimmt.

«Ich werde sie alle umbringen!», brüllt Dita. «Ich werde mir eine Pistole besorgen und sie umbringen!»

«Nein, Edita, nein», sagt er ganz sanft. «Unser Hass ist ihr Sieg.»

Dita zittert, und der Professor legt die Arme um sie. Sie vergräbt den Kopf an seiner Brust. Mehrere Lehrer und ein Trupp neugieriger Kinder spähen über den Holzstoss, alarmiert von dem Lärm, und der Professor legt den Finger an die Lippen, damit sie still sind, und signalisiert ihnen mit einer Kopfbewegung, dass sie gehen sollen. Er staunt, den alten Professor so ernst zu sehen, gehorchen sie und lassen die beiden allein.

Dita gesteht dem Professor, wie sehr sie sich dafür hasst, dass sie weggelaufen ist, dass sie nicht weinen kann, dass sie ihren Vater im Stich gelassen hat, dass sie ihn nicht retten konnte. Sie hasst sich für alles. Aber der alte Professor beruhigt sie. Ihre Tränen werden kommen, wenn ihre Wut verschwindet, sagt er.

«Wie könnte ich denn nicht wütend sein? Mein Vater hat niemandem etwas getan, er hat sich niemandem gegenüber respektlos verhalten. Sie haben ihm alles genommen, und jetzt, in diesem elenden Loch, haben sie ihm auch noch das Leben genommen.»

«Hör mir jetzt gut zu, Edita: Wer stirbt, muss nicht mehr leiden.»

Wer stirbt, muss nicht mehr leiden ... wieder und wieder flüstert er es ihr ins Ohr. Morgenstern weiss, dass es ein schwacher Trost ist, ein abgenutzter, altmodischer, nur eine Redewendung, aber in Auschwitz hilft diese Medizin den Menschen, die Trauer um die Verstorbenen zu ertragen. Dita hört auf, ihre Finger zu verknoten, sie nickt und setzt sich langsam auf den Schemel. Professor Morgenstern steckt eine Hand in seine Jackentasche und zieht einen etwas zerknitterten und verblichenen Papiervogel heraus. Er hält ihn Dita hin.

Das Mädchen blickt den mitgenommenen Papiervogel an, der genauso verletztlich ist, wie es ihr Vater noch kürzlich war. So zerbrechlich wie der verrückte alte Professor mit seiner kaputten Brille.

Sie alle sind so zerbrechlich ... und mit einem Mal fühlt sie sich unwichtig und unerwartet schwach. Ihr Zorn legt sich, und endlich beginnen die Tränen zu fließen und löschen die Wut aus, die alles zu verbrennen drohte.

Der Architekt nickt, während Dita sich an seiner Schulter ausweint.

*Wer stirbt, muss nicht mehr leiden...* Niemand weiss, welches Leid auf die wartet, die Zurückbleiben.

Dita hebt den Kopf und wischt die Tränen mit dem Ärmel weg. Sie dankt dem Professor, sagt ihm, dass es da etwas gibt, das sie noch erledigen muss, bevor das Frühstück vorbei ist. Dann läuft sie zu ihrer Baracke. Ihre Mutter braucht sie. Oder vielleicht braucht auch Dita ihre Mutter. Was spielt das schon für eine Rolle?

Gar keine.

Ihre Mutter sitzt mit Frau Turnovská auf dem erloschenen Kamin. Als Dita sich den beiden Frauen nähert, sieht sie, dass ihre Mutter reglos darsitzt, tief in sich versunken, während Frau Turnovská, deren leerer Blechnapf auf dem Fussboden steht, den Morgentee aus Liesls Napf trinkt, wobei sie ein Stück Brot hineintunkt, das die frisch verwitwete Liesl am Vorabend liegen gelassen haben muss.

Die ehemalige Gemüsehändlerin erstarrt, als sie sieht, wie Dita auf die Schüssel ihrer Mutter blickt. «Deine Mutter wollte nichts», sagt sie, ein wenig aus dem Konzept gebracht von Ditas plötzlichem Auftauchen, durch das sie Frau Turnovská auf frischer Tat ertappt hat. «Obwohl ich sie mehrmals gedrängt habe. Und jetzt müssen wir gleich in die Werkstatt ... wir hätten es sonst wegwerfen müssen ...»

Die beiden sehen sich stumm an. Ditas Mutter ist wie weggetreten, wahrscheinlich wandert sie durch die Gefilde ihrer Erinnerungen. Frau Turnovská hält Dita die Schüssel hin, damit sie die letzten

Schlucke trinken kann, aber Dita schüttelt den Kopf. Da ist kein Vorwurf in ihrem Blick, nur eine Mischung aus Verständnis und Trauer.

«Trinken Sie den Tee nur. Sie müssen bei Kräften bleiben, damit Sie Mama helfen können.»

Das Gesicht ihrer Mutter ist so starr wie bei einer Wachsfigur. Dita kauert sich vor sie hin, und ihre Mutter reagiert, indem sie die Augen bewegt. Ihr Blick heftet sich auf ihre Tochter, die ausdruckslose Maske bröckelt. Dita umarmt sie heftig, sie hält sie ganz fest. Und endlich kann ihre Mutter weinen.

## Kapitel 15

**V**iktor Pestek stammt aus Bessarabien, das ursprünglich zu Moldawien gehörte und im 19. Jahrhundert zu Rumänien kam, ein Land, das von Anfang an auf der Seite der Nazis stand. Seine SS-Uniform, die Pistole in seinem Halfter und seine Offiziersstreifen machen ihn zu einem mächtigen Mann in Auschwitz. Zu einem höheren Wesen mit Tausenden von Menschen unter sich, die ihn ohne seine Erlaubnis nicht einmal ansprechen dürfen. Tausenden von Menschen, die tun müssen, was er ihnen sagt, weil er sonst ihren Tod befiehlt, ohne mit der Wimper zu zucken.

Wer Pestek sieht, mit seinem grossspurigen Gang, seiner in die Stirn gezogenen Offiziersmütze und den hinter dem Rücken verschränkten Händen, muss ihn für unzerstörbar halten. Aber in Auschwitz ist nur wenig so, wie es scheint. Niemand darf es wissen, aber dieser SS-Mann hat innerlich Risse bekommen: Schon seit Wochen kann er nicht aufhören, an eine bestimmte Frau zu denken.

Eigentlich handelt es sich um ein junges Mädchen, und er hat noch kein einziges Wort mit ihr gewechselt; er kennt nicht einmal ihren Namen. Zum ersten Mal hat er sie an einem Tag gesehen, an dem er einen Trupp Arbeiter beaufsichtigen musste. Auf den ersten Blick sah sie aus wie alle Jüdinnen – schäbige Kleidung, Kopftuch

und ein eingefallenes Gesicht –, aber sie tat etwas scheinbar Triviales, das ihn in den Bann zog: Sie nahm eine der blonden Locken zwischen die Finger, die ihr in die Augen fielen, und zog sie so lang, dass sie darauf herumkauen konnte. Es war eine banale Geste, die ihr nicht bewusst war, die sie jedoch ohne ihr Wissen einzigartig machte. Viktor Pestek hat sich in diese Bewegung verliebt.

Er betrachtete die Frau genauer: Sie hatte ein freundliches Gesicht, schönes blondes Haar und wirkte so verletzlich wie ein Goldfisch im Glas. Ab da konnte er nicht mehr aufhören, sie anzusehen, die ganze Zeit, während er das Kommando über die Wache hatte. Ein paarmal hat er versucht, sich ihr zu nähern, aber ihm ist nichts eingefallen, worüber er mit ihr reden könnte. Sie schien Angst vor ihm zu haben, was ihn nicht verwunderte.

Als er der Eisernen Garde von Rumänien beitrug, schien alles wunderbar zu sein. Man bekam eine schöne, hellbraune Uniform, nahm an Lagern teil, wo patriotische Lieder gesungen wurden, und kam sich wichtig vor. Anfangs hat es ihm sogar Spass gemacht, die verseuchten Baracken der Zigeuner niederzureissen, die sich am Rand des Dorfs herumtrieben.

Später wurden die Dinge komplizierter. Auf die Faustkämpfe folgten Nahkämpfe mit Ketten und schliesslich Pistolen. Ein paar Bekannte von ihm waren Zigeuner, aber vor allem hatte er Freunde, die Juden waren. Wie Ladislaus. Bei Ladislaus hat er früher immer seine Hausaufgaben gemacht, oder sie haben gemeinsam im Wald Kastanien gesammelt. Irgendwann hielt er plötzlich eine Fackel in der Hand und setzte Ladislaus' Haus in Brand.

Er hätte aussteigen können, aber er tat es nicht. Die SS zahlte gut. Man klopfte ihm auf den Rücken, seine Familie war zum ersten Mal stolz auf ihn.

Und dann wurde er eines Tages nach Auschwitz versetzt.

Inzwischen ist er sich nicht mehr so sicher, ob seine Familie stolz



auf ihn wäre, zumindest wenn sie wüssten, dass seine Arbeit darin besteht, Menschen zur Arbeit zu zwingen, bis sie zusammenbrechen, Kinder in die Gaskammer zu schicken und ihre Mütter zu schlagen, wenn sie sich dagegen wehren. In seinen Augen ist das alles Wahnsinn, und manchmal fürchtet er, dass man ihm das anmerkt. Zweimal hat ihm schon ein Offizier gesagt, dass er härter mit den Häftlingen umspringen muss.

Er ist nicht beim Wachdienst, und der Aufenthalt im Familienlager ist nicht gestattet, wenn man ausser Dienst ist, aber der SS-Mann im Wachhäuschen ist ein Freund von ihm und lässt ihn durch, ohne Schwierigkeiten zu machen. Als Viktor vorbeigeht, stehen die Wachen stramm. Das gefällt ihm.

Der Nachmittagsappell ist fast zu Ende. Er weiss, zu welcher Gruppe die Tschecin gehört, und als alle gehen dürfen, entdeckt er sie in dem Strom der anderen Frauen. Er nähert sich ihr, aber das Mädchen sieht ihn und geht schneller. Er beschleunigt seine Schritte, aber am Ende bleibt ihm nichts anderes übrig, als sie am Handgelenk zu packen und so zum Stehenbleiben zu zwingen. Ihre Knochen sind dünn, und ihre Haut fühlt sich rau an, aber ihr so nah zu sein, macht ihn ungewöhnlich glücklich. Endlich hebt sie den Kopf und sieht ihn zum ersten Mal an. Sie hat strahlend blaue Augen und scheint grosse Angst zu haben. Die anderen Gefangenen sind ein paar Schritte weiter stehen geblieben. Der SS-Offizier dreht sich zu ihnen um, und augenblicklich löst sich die Gruppe der Zuschauer auf. Es fühlt sich gut an, wenn die Leute Angst vor einem haben, man kann sich schnell daran gewöhnen.

«Ich heisse Viktor.»

Sie schweigt, und Viktor lässt rasch ihr Handgelenk los. «Entschuldige, ich wollte dich nicht erschrecken. Ich wollte nur ... wissen, wie du heisst.»

Das Mädchen zittert, die Worte wollen kaum über ihre Lippen. «Ich heiße Renée Neumann, Herr Offizier», erwidert sie. «Habe ich etwas falsch gemacht? Werde ich jetzt bestraft?»

«Nein, nein! Ganz und gar nicht! Ich habe dich nur gesehen, und da ...» «Der SS-Mann zögert und sucht nach Worten. «Ich wollte nur dein Freund sein.»

Renée sieht ihn verblüfft an. Mein Freund? Einem SS-Mann kann man gehorchen, man kann ihm schmeicheln oder seine Informantin werden, um sich Vorteile zu verschaffen, man kann sogar seine Geliebte werden. Aber kann man sich mit jemandem anfreunden, der in der SS ist? Kann man sich mit seinem eigenen Henker anfreunden?

Immer noch sieht Renée ihn verdutzt an und sagt kein Wort, und Pestek senkt den Kopf und sagt leise: «Ich weiss, was du denkst. Du denkst, ich gehöre zu diesen Verrückten bei der SS. Nun, ich bin zwar bei der SS, aber ich bin nicht verrückt. In meinen Augen ist es schrecklich, was sie mit euch machen. Es macht mich krank.»

Renée schweigt. Sie weiss nicht, was das alles soll, sie ist verwirrt. Allzu oft hat sie schon von Wachen gehört, die Abscheu gegenüber dem Reich vortäuschen, um das Vertrauen der Häftlinge zu gewinnen; die sich als ihre Freunde ausgeben, um Informationen über den Widerstand aus ihnen herauszukitzeln. Sie hat Angst.

Der Offizier nimmt einen kleinen Gegenstand aus seiner Jackentasche und hält ihn ihr hin. Es ist ein Kästchen aus lackiertem Holz. Er will es ihr in die Hand legen, aber sie weicht zurück.

«Das ist für dich. Ein Geschenk.»

Argwöhnisch betrachtet sie das gelbe Kästchen. Er hebt den kleinen Deckel an, und eine süsse, metallische Melodie erklingt.

«Es ist eine Spieluhr!», sagt Viktor stolz.

Renée betrachtet sekundenlang den Gegenstand, den er ihr hinhält, doch sie macht keine Anstalten, ihn zu nehmen. Er nickt mit breitem Grinsen und wartet auf ihre Begeisterung. Aber Renée ist nicht begeistert. Ihr Mund ist ein dünner Strich, und ihr Gesicht ist ausdruckslos.

«Was ist los? Gefällt sie dir nicht?»

«Man kann sie nicht essen», antwortet sie. Ihre Stimme ist rau, jetzt im Februar erst recht.

Pestek schämt sich, als ihm das Ausmass seiner Dummheit klar wird. Die ganze Woche hat er nach einer Spieluhr gesucht. Er hat alles probiert und mit seinen SS-Kameraden und jüdischen Schmugglern gefeilscht, um sie zu bekommen. Er hat bestochen, gebettelt und gedroht und alles auf den Kopf gestellt, bis er seine Spieluhr hatte. Und jetzt wird ihm klar, wie nutzlos dieses Geschenk ist.

An einem Ort, wo die Bewohner hungern und frieren, ist ihm als Geschenk für ein Mädchen nichts Besseres als eine dumme Spieluhr eingefallen.

*Man kann sie nicht essen ...* Er ballt die Hand so fest zur Faust, dass man die kleine Spieluhr knirschen hört. Sie wird zerquetscht wie ein kleiner Spatz.

«Verzeih mir», sagt er bekümmert. «Ich bin ein Idiot. Ich habe nichts verstanden.»

Renée spürt, dass der SS-Offizier tatsächlich geknickt ist, dass seine Verwirrung nicht vorgetäuscht war und es ihm wirklich wichtig ist, was sie von ihm denkt.

«Was würdest du denn gern haben?»

Renée schweigt. Sie weiss, dass es Mädchen gibt, die ihren Körper für ein Stück Brot verkaufen. In ihrem Gesicht spiegelt sich eine solche Empörung, dass Viktor seinen erneuten Fehler begreift.

«Versteh mich bitte nicht falsch. Ich will keine Gegenleistung.

Ich will einfach etwas Gutes tun, neben all dem Schlimmen, das wir hier täglich anrichten.»

Renée sagt immer noch nichts. Der SS-Mann merkt, dass es nicht leicht sein wird, ihr Vertrauen zu gewinnen. Das Mädchen nimmt eine ihrer Locken zwischen die Finger und zieht sie hinunter zu ihren Lippen, mit dieser Bewegung, die er so liebt.

«Möchtest du, dass ich wiederkomme?»

Sie antwortet nicht, und ihr Blick ist wieder auf den schlammigen Untergrund des Lagers gerichtet. Er gehört zur SS – er kann tun, was er will; er braucht ihre Erlaubnis nicht, um mit ihr zu sprechen. Oder um zu tun, was immer er tun will. Sie sagt nichts, aber Pestek ist so hingerissen, dass er ihr Schweigen als vorsichtiges Ja interpretiert. Immerhin hat sie nicht Nein gesagt. Glücklicherweise verabschiedet er sich mit einem unbeholfenen Winken. «Bis bald, Renée.»

Renée bleibt noch lange reglos stehen, während sie dem SS-Offizier verwundert nachsieht. Im schwarzen Schlamm schwimmen silberne Zahnräder, Sprungfedern und goldfarbene Metallsplinter.

Es ist nicht einfach für Dita. Das Fehlen ihres Vaters lastet unerträglich schwer auf ihr. Wie kann etwas, das es nicht mehr gibt, so schwer wiegen? Wie kann Leere ein Gewicht haben?

An diesem Morgen ist sie kaum von ihrem Strohsack hochgekommen. Sie war so langsam, dass ihre übellaunige Pritschennachbarin wütend wurde und die Faulenzerin, die in Zeitlupe von der Pritsche stieg und sie damit auffüelt, mit derart üblen Flüchen bedachte, wie Dita sie in ihrem ganzen Leben noch nie gehört hat. Zu jedem anderen Zeitpunkt wäre sie über die Wut der Älteren erschrocken, aber sie hatte nicht die Kraft dafür. Sie hat ihren Kopf gedreht

und die Frau so gleichgültig angesehen, dass diese zu ihrer Überraschung mit dem Fluchen aufhörte und kein Wort mehr sagte, bis Dita ihren langsamen Abstieg beendet hatte.

Nach dem Nachmittagsappell und dem Befehl, die Reihen aufzulösen, stürmen die Kinder von Block 31 entweder zum gemeinsamen Spiel oder zu ihren Eltern. Wie betäubt beginnt Dita langsam die Bücher einzusammeln und schleppt sich schliesslich zur Kammer des Blockältesten, um sie zu verstauen. Fredy geht gerade ein paar Pakete durch, die halb geplündert angekommen sind, aber vielleicht noch etwas enthalten, mit dem sich das Abendessen in der Baracke am Sabbat aufwerten lässt.

«Ich habe hier etwas für dich», sagt Hirsch. «Falls du die Bücher irgendwann einmal reparieren musst.» Er hält ihr eine hübsche blaue Schere mit abgerundeten Spitzen hin – so eine, wie sie Grundschüler benutzen. Es kann nicht einfach gewesen sein, im Lager etwas so Aussergewöhnliches zu beschaffen. Und er geht sofort, damit sie sich nicht bei ihm bedanken kann.

Dita beschliesst, mit der Schere ein paar lose Fäden von dem alten tschechischen Buch abzuschneiden. Sie will gern hierbleiben und irgendetwas in Block 31 erledigen, weil sie weiss, dass Frau Turnovská und ein paar Bekannte aus Theresienstadt bei ihrer Mutter sind, und sie hat keine Lust, jemanden zu sehen. Sie verstaut alle Bücher in dem Versteck, mit Ausnahme des ramponierten Romans, und holt dann einen kleinen, verschnürten Samtbeutel, in dem sie ihre kleine Bibliotheksapotheke aufbewahrt. In dem Beutel war einmal eine ganze Kartoffel, der Preis in einem schwer umkämpften Kreuzworträtsel-Wettbewerb. Manchmal hält sich Dita den Beutel an die Nase und atmet den wunderbaren Duft der Kartoffel ein.

Sie geht zu der Ecke mit dem Versteck und widmet sich akribisch

ihrer Aufgabe. Zuerst schneidet sie alle losen Fäden mit der Schere ab. Dann, so, als würde sie eine Wunde verschliessen, näht sie mit einer primitiven Nadel und einem Faden ein paar Seiten an, die sich zu lösen beginnen. Das Ergebnis ist zwar nicht schön, aber die Seiten halten jetzt wieder fest zusammen. Ausserdem repariert sie die eingerissenen Seiten mit Klebeband. Jetzt sieht das Buch nicht mehr so aus, als würde es sofort auseinanderfallen.

Dita will weg aus der abscheulichen Realität des Lagers, das ihren Vater getötet hat. Ein Buch ist wie eine Luke, die zu einem geheimen Dachboden führt: Man kann sie aufmachen und hindurchschlüpfen, und schon sieht die Welt anders aus.

Sie zögert kurz. Soll sie dieses Buch wirklich lesen, mit seinen fehlenden Seiten, dieses Buch, das Hirsch zufolge für junge Damen ungeeignet ist und das den Titel *Die Abenteuer des guten Soldaten Svejk im Weltkrieg* trägt? Aber ihr Zögern währt kürzer als die tägliche Mittagssuppe. Überhaupt, wer sagt denn, dass sie eine junge Dame sein will? Ausserdem wäre sie sowieso lieber eine Wissenschaftlerin, die Mikroben erforscht, oder eine Pilotin, als eine affektierte Ziege, die Rüschenkleider und weisse Rippenstrümpfe trägt.

Jaroslav Hašek, der Autor des Buchs, lässt seinen Roman in Prag während des Weltkriegs spielen. Sein Protagonist ist ein dicker, redseliger Mann, der – nachdem er, «von einer Kommission für geisteschwach erklärt», dem Militär schon einmal entkommen ist – wieder eingezogen wird. Zur Musterung kommt er im Rollstuhl, angeblich, weil er an Rheuma in den Knien leidet. Er ist ein Filou, der sich gerne so viel Essen und Schnaps einverleibt, wie er bekommen kann, und so wenig arbeitet wie möglich. Sein Name ist Svejk, und er verdient seinen Lebensunterhalt mit dem Verkauf von Strassenkötern, die er als Rassehunde ausgibt. Er spricht mit allen Leuten sehr höflich und ist stets freundlich und liebenswürdig. Immer wenn jemand etwas

von ihm will, wartet er mit einer Geschichte oder Anekdote auf, um die Sache näher zu beleuchten, auch wenn diese oft nichts mit der Angelegenheit zu tun hat und ihn niemand danach gefragt hat. Und alle wundern sich darüber, dass er nie Kontra gibt, wenn man ihn anschreit, beleidigt oder beschimpft, sondern seinem Gesprächspartner immer zustimmt. Auf diese Weise überzeugt er die Leute davon, dass er ein Schwachkopf ist, und sie lassen ihn in Ruhe.

*«Sind Sie denn so blöd?»*

*«Auf jeden Fall, melde gehorsamst, Herr Oberleutnant.»*

Dita vermisst Dr. Manson, den sie beim Lesen durch die Minenarbeiterstädte in den walisischen Bergen begleitet hat, sie vermisst sogar Hans Castorp, der zufrieden auf seiner Chaiselongue mit Blick in die Alpen liegt. Dieses Buch dagegen will sie unbedingt nach Böhmen und in den Krieg versetzen. Während ihr Blick über die Seiten gleitet, versteht sie nicht recht, was dieser tschechische Autor, von dem sie noch nie gehört hat, ihr sagen will. Ein wütender Offizier schildert den dicklichen, schäbig gekleideten Helden des Buches, der ein wenig dumm ist. Das gefällt ihr nicht, es kommt ihr fast dekadent vor. Dita mag Bücher, die das Leben grösser machen, nicht solche, die es herabwürdigen.

Andererseits hat diese Figur irgendetwas an sich, das ihr vertraut ist. Und die Welt da draussen ist ohnehin viel schlimmer, also kauert sie sich lieber auf ihren Schemel und vertieft sich in ihr Buch, in der Hoffnung, dass die plaudernden Lehrer sie nicht weiter beachten.

Ein Stück weiter im Buch gibt es ein Wiedersehen mit Svejek, jetzt in einer schlecht sitzenden Uniform als Soldat des österreichisch-ungarischen Kaiserreichs, auch wenn die Tschechen, zumindest die aus der Arbeiterklasse, keineswegs begeistert davon sind,

im Ersten Weltkrieg unter der Fuchtel der arroganten Deutschen zu stehen.

*Recht haben sie, denkt Dita.*

Svejk ist der Adjutant von Leutnant Lukas, der ihn anschreit, ihn mit Tiernamen belegt und ihm jedes Mal, wenn Svejk ihn erzürnt, einen Schlag auf den Hinterkopf gibt. Denn Svejk hat in der Tat viel Talent dafür, alles zu verkomplizieren, ihm anvertraute Dokumente zu verlegen, das Gegenteil von dem zu tun, was man ihm sagt, und seinen Vorgesetzten lächerlich zu machen. Und das, obwohl er immer alles nach bestem Wissen und Gewissen zu tun scheint, nur eben mit sehr wenig Verstand. Bisher ist Dita noch nicht dahintergekommen, ob Svejk den Trottel nur spielt oder ob er wirklich einer ist.

Die Anekdoten, mit denen er seine Erklärungen unterfüttert, sind so langatmig und grotesk, dass der Leutnant ihn schliesslich anschreit, er solle ihm bloss aus den Augen gehen. Und zu ihrer Überraschung muss Dita lachen, als sie sich das Gesicht des Leutnants vorstellt. Augenblicklich rügt sie sich: Wie kann es sein, dass eine so dümmliche Figur sie zum Lachen bringt? Für ein paar Sekunden stellt sie sich sogar die Frage, ob Lachen überhaupt angemessen ist nach allem, was hier geschehen ist und weiter geschieht.

*Wie kannst du nur lachen, während deine Lieben sterben müssen?*

Sie muss kurz an Hirsch denken und an sein permanentes, rätselhaftes Lächeln. Und mit einem Mal begreift sie es: Hirschs Lächeln ist sein Sieg. Das Lächeln sagt jedem, der ihm gegenübersteht, dass er Hirsch nicht ebenbürtig ist. An einem Ort wie Auschwitz, wo alles darauf angelegt ist, einen zum Weinen zu bringen, ist dieses Lächeln ein Akt des Widerstands.

Und so folgt sie dem Dummkopf Svejk und seinen Streichen. Sie



hält sich in diesem finstersten Moment ihres Lebens, in dem sie nicht weiss, wohin sie sich wenden soll, an einem Schelm fest und lässt sich von ihm vorwärtsziehen und zum Weitergehen ermuntern.

Als Dita zu ihrer Baracke geht, wird es bereits dunkel, und ein eiskalter Wind, gemischt mit Schneeregen, bringt ihre Haut zum Brennen. Dennoch ist ihr leichter ums Herz. Aber an einem Ort wie Auschwitz ist das Glück von kurzer Dauer. Von vorn kommt ihr jemand entgegen, der eine Melodie von Puccini pfeift.

«O Gott», flüstert Dita.

Sie muss noch ein paar Baracken weiter, aber in diesem Abschnitt ist die Strassenmitte nur schwach beleuchtet, also schlüpft sie in die nächstbeste Baracke und hofft, dass er sie nicht gesehen hat. Sie hat es so eilig, dass sie zwei Frauen umrennt und die Tür hinter sich zuknallt.

«Was rennst du denn hier rein wie eine Verrückte?»

Ditas Augen sind vor Angst geweitet, während sie auf die Tür zeigt. «Mengele ...»

Der Ärger der Frauen verwandelt sich in Panik. «Dr. Mengele», flüstern sie. Die Nachricht verbreitet sich von einer Pritsche zur nächsten, und das Gemurmel und die Gespräche verstummen. «Doktor Tod ...» Einige Frauen beginnen zu beten, während andere um Ruhe bitten, damit die Geräusche von draussen zu hören sind. Durch das Regengetrommel dringt schwach eine Melodie.

Eine der Frauen erzählt, Mengele sei von Augen besessen. «Einer der Häftlinge, ein jüdischer Arzt, soll in Mengeles Büro im Zigeunerlager einen Tisch gesehen haben, auf dem menschliche Augäpfel lagen.»

«Ich habe gehört, er spiesst Augen an einer Korkwand auf, so, wie man es mit Schmetterlingen macht.»

«Mir hat jemand erzählt, dass er zwei Kinder aneinandergenäh

und sie in diesem Zustand in ihre Baracke zurückgeschickt hat. Sie sollen geweint haben vor Schmerzen und nach Wundbrand gestunken haben. Sie sind wohl noch in derselben Nacht gestorben.»

«Und ich habe gehört, dass er nach einer Methode geforscht hat, um Jüdinnen zu sterilisieren, damit sie keine Kinder mehr bekommen können. Er hat ihre Eierstöcke bestrahlt und sie anschliessend herausgenommen, um die Wirkung zu ermitteln. Angeblich hat er sie dabei nicht einmal betäubt, dieser Sohn des Teufels. Die Schreie der Frauen müssen ohrenbetäubend gewesen sein.»

Irgendjemand bittet um Ruhe. Aber die Melodie scheint sich ohnehin zu entfernen. Und dann dringt ein Befehl zu ihnen und verbreitet sich im Lager wie ein Echo: «Die Zwillinge sollen in Block 32 kommen!» Jeder Häftling, der sich draussen aufhält, ist angehalten, solche Befehle weiterzugeben, andernfalls drohen schwere Strafen – die mögliche Hinrichtung ist in Auschwitz allgegenwärtig. Ganz gleich, wo sie sich aufhalten: Die männlichen Zwillinge, Zdenek und Jirka, und die weiblichen, Irene und Renée, müssen sich sofort im Krankenzentrum einfinden.

Josef Mengele war ein Schüler von Dr. Ernst Rüdin, einem der Hauptvertreter der Idee, dass man «unwertes Leben» beseitigen sollte. Rüdin gehörte auch zu den Urhebern des Gesetzes zur Zwangssterilisation, das Hitler 1933 für Menschen mit körperlichen Missbildungen, geistigen Behinderungen, Depressionen oder Alkoholismus erliess. Es war Mengele gelungen, sich nach Auschwitz versetzen zu lassen, wo ihm für seine genetischen Experimente ein menschliches Lager zur Verfügung stand.

Während die Mutter der beiden Jungen sie zu ihrem Bestimmungsort bringt, gehen ihr die grausigen Geschichten über Dr. Mengele nicht aus dem Kopf. Sie muss sich auf die Lippe beißen, um

nicht zu schreien. Vielleicht wird sie die beiden nie wiedersehen, denkt sie, oder sie kommen mit nur einem Arm zurück, oder mit zugenähten Mündern, oder mit anderen Verstümmelungen, die auf die abscheulichen Ideen dieses Wahnsinnigen zurückgehen. Aber sie hat keine Wahl, auf Befehlsverweigerung gegenüber einem Offizier steht die Todesstrafe.

Bisher sind die Kinder immer wohlbehalten von ihren Treffen mit dem Doktor zurückgekehrt, fröhlich sogar. Nach jeweils ein paar Stunden mit ihm kamen sie mit einer Wurst oder einem Stück Brot wieder, die Onkel Josef ihnen geschenkt hatte. Er vermisst ihre Köpfe, sie müssen die gleiche Bewegung einmal zusammen und einmal nacheinander ausführen und ihre Zungen herausstrecken. Aber manchmal haben sie keine Lust zu erzählen und antworten ausweichend auf die Fragen ihrer Eltern, die wissen wollen, was in diesen Stunden in dem Labor geschieht. Als die Mutter der Jungen zu ihrer Baracke zurückkehrt, fühlt sich ihre Kehle an, als würde ein Knoten aus Stacheldraht darin stecken.

Dita seufzt erleichtert auf – heute Abend war nicht sie es, die er gesucht hat. Die Frau, die die schlimmsten Geschichten über Mengele erzählt, hat zotteliges, weisses Haar, das unter ihrem Kopftuch hervorquillt. Dita geht zu ihr hinüber.

«Entschuldigen Sie, ich würde Sie gerne etwas fragen.»

«Frag nur, Kleines.»

«Wissen Sie, ich habe eine Freundin, die von Mengele verwarnt wurde ...»

«Verwarnt?»

«Ja, er hat zu ihr gesagt, dass er sie im Auge behalten wird.»

«Das ist schlecht...»

«Was meinen Sie damit?»

«Wenn er in der Nähe ist, ist das so ähnlich, als würden Raubvögel über ihren Opfern kreisen.»

«Aber hier sind so viele Leute, und er muss sich doch um so vieles kümmern ...»

«Mengele vergisst niemals ein Gesicht. Das weiss ich aus Erfahrung.» Nach diesen Worten verdüstert sich das Gesicht der Frau, und sie verstummt. Mit einem Mal will sie nicht mehr weitersprechen, eine Erinnerung hat sie vorübergehend zum Schweigen gebracht. «Sie soll vor ihm weglaufen, als ob er die Pest wäre. Sie soll ihm nicht in die Quere kommen. Die Nazioberen praktizieren schwarze Magie. Sie gehen in den Wald und feiern dort schwarze Messen. Himmler, der Reichsführer SS, trifft nie eine Entscheidung ohne seinen Wahrsager. Sie gehören zur dunklen Seite. Gott möge den armen Seelen helfen, die ihnen in die Quere kommen. Das Böse in ihnen ist nicht von dieser Welt, es kommt aus der Hölle. Ich halte Mengele für den gefallenen Engel. Er ist Luzifer selbst, der in einen Menschenkörper gefahren ist. Möge Gott den Seelen der Menschen gnädig sein, die er sich holen will.»

Dita nickt und verlässt die Frau wortlos. Wenn Gott existiert, dann existiert auch der Teufel. Sie sind Reisende auf demselben Bahngleis, die sich in entgegengesetzte Richtungen bewegen. Gut und Böse halten einander die Waage. Man könnte fast sagen, sie brauchen einander. *Woher wüssten wir, dass wir Gutes tun, wenn es nichts Böses gäbe, mit dem wir es vergleichen könnten, um den Unterschied zu sehen?*, fragt sich Dita. Es gibt auf der ganzen Welt keinen Ort, an dem der Teufel sich so frei bewegen kann wie in Auschwitz.

*Oh Luzifer Arien pfeifen würde?*

Die Nacht ist hereingebrochen, und jetzt pfeift nur noch der Wind. Dita spürt, wie ein Schauer sie überläuft. Sie sieht jemanden am Zaun, unter einem Lichtkegel. Es ist eine Frau, sie spricht mit jemandem auf der anderen Seite des Zauns.

Offenbar eine der Gehilfinnen von Block 31, die älteste und hübscheste, Alice. Sie hat Dita einmal bei der Bibliothek assistiert. Damals hat sie ihr erzählt, dass sie Rosenberg, den Schreiber, kennt.

Dita fragt sich, worüber sie wohl reden. Ob es noch irgendetwas zu sagen gibt? Vielleicht sehen sie einander nur an und sagen diese schönen Worte, die Verliebte zueinander sagen. Wenn Rosenberg Hans Castorp und Alice Madame Chauchat wäre, dann würde er jetzt auf seiner Seite des Zauns niederknien und sagen: «Ich weiss, wer Sie sind.» Er sagt, sich zu verlieben bedeute, jemanden mit einem Mal als das zu erkennen, was er ist, zu wissen, dass das der Mensch ist, auf den man immer gewartet hat. Dita fragt sich, ob ihr diese Art des Erkennens wohl je vergönnt sein wird.

Ihre Gedanken wandern zurück zu Alice und Rosenberg. Was für eine Beziehung kann man mit jemandem führen, der sich auf der anderen Seite eines Zauns befindet? Sie ist sich nicht sicher. In Auschwitz sind die seltsamsten Dinge normal. Ob sie wohl imstande wäre, sich in jemanden hinter einem Zaun zu verlieben? Oder genauer: Ist Liebe an diesem schrecklichen Ort möglich? Offenbar lautet die Antwort ja, denn dort sitzen Alice Munk und Rudi Rosenberg und trotzen gemeinsam der Kälte.

Gott hat Auschwitz zugelassen, also ist er vielleicht doch nicht der unfehlbare Uhrmacher, von dem man ihr erzählt hat. Aber andererseits wachsen die schönsten Blumen auf den am übelsten riechenden Misthaufen. *Vielleicht* denkt Dita, *ist Gott ja kein Uhrmacher, sondern ein Gärtner*. Gott sät, und der Teufel erntet, mit einer Sense, die alles niedermäht. *Wer wird dieses Spiel der Wahnsinnigen gewinnen?*, fragt sich Dita.

## Kapitel 16

Während Ota Keller zur Baracke seines Vaters geht, überlegt er, welche Geschichten er seinen Schülern an diesem Nachmittag erzählen will. Irgendwann würde er gern all die Geschichten über Palästina sammeln, die er sich ausgedacht hat, um die Kinder in Block 31 abzulenken. Es gab einmal eine Zeit, in der er an Revolutionen geglaubt hat und an die Vorstellung eines gerechten Krieges.

Wie lange das her ist...

Er hat die Mittagspause für einen Besuch bei seinem Vater genutzt, der seine Suppe vor der Werkstatt einnimmt. Er ist schon alt, und der Krieg hat ihm zwar alles genommen, was er früher einmal war, aber die Lust am Leben hat Herr Keller dennoch nicht verloren. Erst vor einer Woche hatte er den Einfall, hinten in der Baracke ein kleines Konzert zu geben, bevor das Licht ausgemacht wurde. Und Ota muss zugeben, dass sein Vater immer noch ein professioneller Sänger ist, auch wenn seine Stimme nachgelassen hat. Die Männer haben es genossen, ihm zuzuhören. Nur wenige wussten, dass Richard Keller in Prag noch bis vor Kurzem ein bedeutender Geschäftsmann gewesen war, der Inhaber einer florierenden Fabrik, die Damenunterwäsche herstellte und fünfzig Mitarbeiter beschäftigte.

Obwohl Richard Keller die Finanzen stets akribisch überwacht

hat, war seine wahre Leidenschaft stets die Oper. Manche Geschäftsleute reagierten irritiert, wenn sie von Herrn Kellers tiefer Liebe zum Tremolo erfuhren. Er nahm sogar Gesangsunterricht – in seinem Alter!

Für Ota ist sein Vater der bodenständigste Mensch, den es gibt, und genau deshalb singt er weiter, ob laut oder leise. Als der Gesandte des Ältestenrates die Hälfte seiner Zimmergenossen in Theresienstadt darüber informierte, dass man sie nach Auschwitz deportieren würde, gerieten einige ausser sich, andere weinten, und wiederum andere bearbeiteten die Wände mit Fäusten. Sein Vater hingegen stimmte leise eine Arie aus *Rigoletto* an. Seine Stimme war von allen die tiefste und schönste. Vielleicht war das der Grund, weshalb es damals nach und nach stiller wurde, bis nur noch seine Stimme zu hören war.

Herr Keller zwinkert Ota zu, als er ihn sieht. Der alte Herr hat sowohl seine Firma als auch sein Haus verloren – beides haben die Nazis beschlagnahmt – und auch seine Position als Bürger erster Klasse. Seine innere Stärke hat er jedoch nicht verloren, genauso wenig wie die Neigung zum Scherzen, wenn er beispielsweise sagt, dass die Kleidungsstücke, die sie in seiner Fabrik herstellten, für einige Frauen ihre Arbeitskleidung waren.

Als Ota sieht, dass sein Vater wohlauf ist, geht er weiter zu Block 31. Als er sich umsieht, bietet sich ihm ein trauriger Anblick: halb verhungerte Menschen, wie Bettler in Lumpen gekleidet. Niemals hätte er sich träumen lassen, dass er sein Volk einmal mit diesen Augen sehen würde, aber je erbärmlicher sie alle aussehen, desto mehr erwacht sein jüdisches Bewusstsein.

Die Phase in seiner Jugend, in der ihn die Lehren von Karl Marx faszinierten und er den Internationalismus und den Kommunismus für die Antwort auf sämtliche Probleme der Weltgeschichte hielt,

liegt lange zurück. Es gab einen Moment, in dem er nicht mehr genau wusste, wo er hingehörte: Er entstammte einer grossbürgerlichen Familie, er liebäugelte mit dem Salonkommunismus, er war Tscheche, und er war Jude. Als die Nazis Prag besetzten und begannen, die Juden zu jagen, erkannte Ota endlich, wo er hingehörte: durch die tausendjährige Tradition und seine Blutsbande war er mit den Juden viel stärker verbunden als mit jeder anderen Gruppe. Und falls er noch daran gezweifelt hatte, wer er war, sorgten die Nazis mit ihrem gelben Stern dafür, dass er es keine Sekunde mehr vergass. Das war der Grund, weshalb er sich dem Zionismus zuwandte und der Hachschara-Bewegung beitrug, wo sich junge Menschen auf die Alija vorbereiteten, die Heimkehr nach Palästina.

Mit Vergnügen und ein wenig wehmütig erinnert er sich an die Ausflüge, bei denen immer eine Gitarre mitkam und Lieder gesungen wurden. In dieser Pfadfindergruppe fand er etwas von dem Geist, nach dem er gesucht hatte: eine Gemeinschaft von Musketieren, wo alle für einen und einer für alle einstanden. Während dieser Abende am Lagerfeuer, an denen Horrorgeschichten erzählt wurden, dachte er sich seine ersten Geschichten aus. Es war die Zeit, in der er Fredy Hirsch kennenlernte. Fredy gehörte für ihn zu den Menschen, deren Überzeugung unerschütterlich war. Das war der Grund, weshalb er stolz darauf war, Fredy als Vorgesetzten zu haben im Block 31, der in dieser Sintflut zu einer Arche Noah für die Kinder geworden war.

Es sind keine guten Zeiten ... Aber Ota ist Optimist. Er hat den Humor und die ironische Ader seines Vaters geerbt und ist fest überzeugt, dass die Juden – angesichts ihrer von Rückschlägen gepflasterten Geschichte – diese Durststrecke überstehen werden. Und um die trübsinnigen Gedanken abzuschütteln, widmet er sich wieder der Geschichte, die er den Kindern erzählen will, denn die Geschichten



dürfen nicht aufhören, damit die Fantasie nie versiegt und die Kinder weiter träumen.

Ota Keller ist zweiundzwanzig Jahre alt, aber sein Selbstbewusstsein lässt ihn älter wirken. Die heutige Geschichte hat er den Kindern schon viele Male erzählt. Er hat sie sich selbst ausgedacht; wenn er also ein Detail vergisst, erfindet er einfach ein anderes. Wenn die Geschichte zu Ende ist, stürmen die Kinder zum Ausgang, mit dem für die Kindheit typischen Ungestüm. Sie leben ganz im Hier und Jetzt, denn die Gegenwart ist alles. Als Ota ihnen nachsieht, entdeckt er eine der Hilfskräfte, die wie der Blitz zum Ausgang saust, während ihr schulterlanges Haar im Rhythmus ihrer Schritte wippt. Es ist die Bibliothekarin mit den langen, dünnen Beinen, die immer zu rennen scheint. Sie hat ein engelsgleiches Gesicht, aber ihre energischen Bewegungen verraten Ota, dass es durchaus mit ihr durchgehen kann, wenn sie ihren Willen nicht bekommt. Er hat bemerkt, dass sie fast nie mit den Lehrern spricht; wenn sie die Bücher aushändigt oder entgegennimmt, nickt sie nur, als hätte sie es eilig. Aber vielleicht tut sie auch nur so, um ihre Schüchternheit zu überspielen.

Dita ist tatsächlich aus der Baracke gestürmt. Sie will niemandem begegnen, denn unter ihrem Kleid versteckt sie zwei Bücher, und das ist brandgefährliches Material. Als sie vorhin in Fredy Hirschs Kammer gegangen ist, um ihre Bücher zu verstecken, war die Tür verschlossen. Sie hat mehrmals geklopft, aber niemand hat ihr aufgemacht. Mirjam Edelstein sagte ihr, Fredy sei überraschend zu Kommandant Schwarzhuber gerufen worden und habe vergessen, ihr den Schlüssel zu seiner Kammer zu geben. Die beiden Bücher, die Dita in ihren Geheimitaschen verbirgt, werden in dieser Nacht bei ihr schlafen. Das ist zwar riskant, aber sie in der Baracke zu lassen schien ihr auch keine gute Idee zu sein.

Fast alle Kinder sind auseinandergestoben, aber ein paar Jungen und Mädchen gemischten Alters sitzen immer noch an der Baracke und hören gespannt Ota Keller zu. Dita imponiert der junge Lehrer mit der ironischen Ader. Um ein Haar wäre sie geblieben, um ihm zuzuhören, aber sie hat eine Verabredung mit einem Schelm, der auf den Namen Svejek hört. Ein paar der Worte des Lehrers hat sie jedoch aufgeschnappt und war überrascht. Es ging gar nicht um Geschichte oder Politik, wie sonst immer am Vormittag – er hat eine Fabel erzählt. Seine Leidenschaft faszinierte sie. Sie fand es aufregend, mit welcher Begeisterung ein so gebildeter und ernsthafter junger Mann reden kann.

Begeisterung ist für Dita lebenswichtig. Sie muss sich für die Dinge begeistern, um weitermachen zu können. Das ist der Grund, weshalb sie sich mit Leib und Seele der Aufgabe verschrieben hat, die Bücher zu verteilen – am Vormittag die aus Papier und am Nachmittag, wenn es entspannter zugeht, die lebendigen. Bei den lebendigen Büchern hat sie für die Lehrer einen Plan erstellt.

Wenn Dita klug wäre, würden die beiden Bücher, die sich nicht in dem Geheimversteck befinden, bis zum nächsten Morgen unter ihrem Kittel bleiben. Aber Dita kann der Versuchung nicht widerstehen, sie muss erfahren, was ihr Freund Svejek im Schilde führt, weshalb sie zum Lesen in die Latrine geht, eine Baracke mit mehreren langen Reihen aus schwarzen, stinkenden Löchern. Als Dita die Latrinen wieder verlässt, ist es schon dunkel, und sie muss vorsichtig gehen, weil der Boden vereist ist. In der Baracke angekommen, sucht Dita ihre Mutter. Normalerweise ist sie eine Plaudertasche und erzählt ihrer Mutter alle möglichen Geschichten von Block 31 oder von den Streichen der Kinder, aber an diesem Abend ist sie still. Liesl spürt die harten Umriss der Bücher unter Ditas Kleid, als sie sie umarmt, aber auch sie sagt kein Wort. Mütter wissen mehr, als

ihre Kinder glauben. Und in dieser abgeschlossenen Welt springen die Nachrichten von einer Pritsche zur nächsten wie die Bettwanzen.

Dita denkt, sie würde ihre Mutter beschützen, indem sie ihr nichts von dem erzählt, was sie in Block 31 tut. Sie weiss nicht, dass es sich eigentlich andersherum verhält. Indem Liesl so tut, als würde sie nicht von Ditas Aktivitäten wissen, gibt sie ihrer Tochter die Möglichkeit, sich weniger um ihre Mutter zu sorgen und ruhiger zu schlafen. Sie will ihrer halbwüchsigen Tochter nicht zur Last fallen.

Dita fragt ihre Mutter, ob sie Radio Birkenau gehört hat, und Liesl tut so, als wäre sie böse. «Mach dich nicht lustig über Frau Turnovská», sagt sie. Aber eigentlich ist sie froh, dass Dita wieder Scherze macht. «Wir haben über Kuchenrezepte gesprochen. Das mit den Heidelbeeren und dem Zitronenabrieb kannte sie noch gar nicht! Wir hatten einen sehr schönen Nachmittag.»

Einen sehr schönen Nachmittag in Auschwitz? Dita fragt sich, ob ihre Mutter dabei ist, den Verstand zu verlieren. Vielleicht wäre das gar nicht so schlecht. Sie haben ein paar harte Tage hinter sich in diesem grässlichen Februar.

«Es ist noch eine Stunde bis zur Ausgangssperre. Geh doch zu Margit!» Das tut Liesl abends oft: Sie scheucht Dita fort, sagt, dass sie ihre Freundinnen besuchen soll, sie sorgt dafür, dass sie nicht nur in der Baracke unter lauter Witwen herumsitzt.

Während Dita zu Baracke 8 geht, spürt sie, wie die Bücher unter ihrem Kleid sanft schaukeln. Ihre Mutter hat eine erstaunliche Stärke bewiesen in diesen Wochen, denkt sie dabei.

Margit sitzt am Fuss eines Stockbetts, zusammen mit ihrer Mutter und ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Helga. Margits Mutter, die weiss, dass die jungen Mädchen lieber unter sich sind, sagt, dass sie noch zu einer Nachbarin geht. Helga bleibt sitzen, aber ihr fallen

die Augen zu, sie schläft schon beinahe. Sie ist körperlich und seelisch erschöpft, weil sie so viel Pech mit ihrer Arbeit hatte – sie muss die viele Kleidung von den Toten sortieren. Derart harte Arbeit bei nur einem Getränk am Morgen, einer Suppe am Mittag und einem Stück Brot am Abend würde jeden erschöpfen. Dita, die aus Gewohnheit jedem einen Spitznamen gibt, nennt Helga insgeheim Dornröschen, aber sie hat das noch nicht laut zu Helga gesagt, nachdem sie gemerkt hat, dass Margit den Spitznamen kein bisschen lustig fand. Eigentlich passt der Name perfekt zu Helga: ein sehr dünnes, fast schon ausgemergeltes Mädchen, das vor Erschöpfung einschläft, sobald sie sich irgendwo hinsetzt.

«Deine Mutter hat uns allein gelassen ... wie rücksichtsvoll von ihr!», sagt Dita.

«Mütter wissen eben, was sie tun müssen», sagt Margit.

«Auf dem Weg hierher habe ich über meine Mutter nachgedacht. Sie ist so viel stärker, als ich je gedacht hätte. Seit dem Tod meines Vaters hat sie in dieser stinkenden Werkstatt gearbeitet, ohne sich auch nur einmal zu beklagen; und sie hat sich in diesem hölzernen Eisklotz, in dem wir schlafen, nicht einmal eine Erkältung geholt.»

«Zum Glück.»

«Ich habe mal zwei junge Frauen reden gehört, die neben uns schlafen ... weisst du, wie sie meine Mutter und ihre Freundinnen nennen? Den Klub der alten Hühner.»

«Das ist ja furchtbar!»

«Sie haben aber recht. Manchmal fangen sie in ihren Betten alle gleichzeitig an zu reden und machen einen Lärm wie Hennen auf dem Hühnerhof.»

Margit lächelt, sie findet es unpassend, sich über Erwachsene lustig zu machen, aber sie freut sich, dass Dita wieder Scherze macht. Das ist ein gutes Zeichen.

«Was gibt es Neues von Renée?», fragt Dita.

Margit wird ernst. «Sie geht mir schon seit Tagen aus dem Weg. Sobald die Arbeit zu Ende ist, verschwindet sie mit ihrer Mutter, ohne mit jemandem zu reden.»

«Aber warum denn?»

«Die Leute reden.»

«Was meinst du damit, sie reden? Über Renée? Wieso?»

Margit ist nicht ganz wohl, sie findet nicht die richtigen Worte. «Sie hat etwas mit einem SS-Offizier.»

Es gibt bestimmte Grenzen, die in Auschwitz-Birkenau nicht überschritten werden dürfen, und das ist eine von ihnen.

«Bist du sicher, dass das nicht nur ein Gerücht ist? Du weisst doch, dass sich die Leute alles Mögliche zusammenreimen ...»

«Nein, Dita. Ich habe gesehen, wie sie mit ihm gesprochen hat. Sie standen neben dem Wachposten am Eingang, weil dort normalerweise niemand hingeht. Aber von Baracke 1 und 3 aus kann man sie sehen.»

«Küssen sie sich?»

«Herrje, das will ich doch nicht hoffen. Schon bei dem Gedanken daran kriege ich Gänsehaut.»

«Lieber würde ich ein Schwein küssen.»

Margit biegt sich vor Lachen, und Dita wird klar, dass sie allmählich so redet wie der gute Soldat Svejek. Noch schlimmer ist, dass diese Vorstellung ihr gefällt.

Zur gleichen Zeit entfernt Renée ein paar Baracken weiter die Nissen aus den Haaren ihrer Mutter. Es ist eine Arbeit, die ihre Hände und Augen beschäftigt hält, ohne den Geist in Anspruch zu nehmen.

Sie weiss, dass die anderen Frauen sie kritisieren. Sie findet selbst, dass es keine gute Idee ist, die Freundschaft eines SS-Mannes zu akzeptieren, nicht einmal, wenn er so aufmerksam und wohlgero-

gen ist wie Viktor. *Viktor?* Ob freundlich oder nicht, er ist ein Gefängniswärter. Schlimmer noch, ein Henker. Aber bei ihr benimmt er sich. Von ihm hat sie den Kamm mit den feinen Zinken, mit dem sie gerade ihre Mutter von den Läusen befreit. Er hat ihr auch ein kleines Glas Johannisbeermarmelade mitgebracht. Die hatten sie schon so lange nicht mehr gegessen! Sie und ihre Mutter haben ihr hartes Abendbrot damit bestrichen und zum ersten Mal seit Monaten genussvoll gespeist. Zusätzliche Vitamine wie diese können Krankheiten vorbeugen und einem das Leben retten. Soll sie etwa unfreundlich sein zu diesem jungen SS-Mann, der nie nach einer Gegenleistung gefragt hat? Soll sie seine Geschenke ablehnen und ihm sagen, dass sie nichts mit ihm zu tun haben will? Sie weiss, dass viele der Frauen, die sie kritisieren, an ihrer Stelle alles nehmen würden, was sie bekommen könnten. Sie würden es für ihre Ehemänner oder ihre Kinder nehmen oder für wen auch immer, aber nehmen würden sie es. Es ist leicht, ehrbar zu sein, wenn einem niemand ein Glas Marmelade hinstellt.

Viktor sagt, dass er sich mit ihr verloben will, wenn das alles vorbei ist. Sie antwortet nie darauf. Er erzählt ihr oft von Rumänien, von seinem Dorf und wie sie dort den wichtigsten Festtag begehen, mit Sackhüpfen und einem grossen, süsssauren Schmorbraten auf dem Festplatz. Renée würde ihn gerne hassen, aber mit dem Hass ist es wie mit der Liebe: Man kann sie sich nicht aussuchen.

Die Nacht senkt sich über Auschwitz. In der Dunkelheit kommen weitere Züge an und bringen weitere Unschuldige, die zittern wie Espenlaub, und die rot schimmernden Schornsteine erzählen von den Öfen, die niemals ausgehen. Die Insassen des Familienlagers versuchen, auf ihren flohverseuchten Strohsäcken zu schlafen und

die Schlaflosigkeit zu bezwingen, die die Furcht mit sich bringt. Jede Nacht ist ein kleiner Sieg.

Am Morgen waschen sich alle wieder die Gesichter am Eisentrog, sie ziehen wieder die Unterhose nach unten, ohne sich zu schämen, und rafften ihre Kleider, um neben dreihundert anderen Menschen ihre Notdurft zu verrichten. Danach kommt der quälend lange Zählappell an einem weiteren eiskalten Tag. Der kalte Boden verwandelt ihre Holzpantinen in Eisschuhe.

Die Wachen verlassen das Lager, und auf ihren Listen stehen Kreuze neben den Namen von denen, die die Nacht nicht überlebt haben. Dann schliesst Fredy Hirsch die Barackentür und zieht eine Augenbraue hoch. Das Schauspiel des Lebens kann beginnen. Die Kinder stürmen auseinander und gehen zu ihren Schemeln, ein paar Lehrer kommen zur Bibliothek, und in Block 31 beginnt ein neuer Tag.

Dita wartet ungeduldig auf die Mittagssuppe. Sie ist tröstlich, und ausserdem beginnt mit ihr der Nachmittag, an dem sie wieder an den Abenteuern des verschwenderischen und tollpatschigen Soldaten teilhaben kann, der für sie ein Freund geworden ist.

Lesen macht Spass.

Aber es gibt immer Menschen, die einem jede Freude verderben wollen. Ob Spielverderber wohl Kinder Gottes oder des Teufels sind? Die neugierige Frau Truthahn, unverkennbar mit ihrem schmutzigen Haarknoten und der losen Haut am Hals, beugt sich zu Dita vor, die in ihrem Schlupfwinkel sitzt. Neben ihr steht eine andere Lehrerin, die winzige, fast mikroskopisch kleine Augen hat. Die beiden Frauen bleiben vor Dita stehen, machen missbilligende Gesichter und wollen sehen, was sie da liest. Dita hält ihnen die Blätter hin, und die eine der beiden nimmt das Buch. Die Seiten fallen auseinander, und der dünne Faden, der sie am Buchrücken zu-

sammenhält, reisst beinahe. Dita zuckt zusammen, aber sie verkneift sich jedes Wort.

Die Augen der Lehrerin werden beim Lesen immer grösser. Vor lauter Empörung wackelt die lose Haut unter ihrem Kinn. Dita verbeisst sich das Lachen, als ihr der Gedanke kommt, dass Frau Trutbahn das gleiche Gesicht macht wie einer der Offiziere in Svejks Regiment, wenn dieser seine Ausreden vorbringt.

«Das ist ganz und gar unpassend! Ein Mädchen in deinem Alter sollte so etwas nicht lesen. Das sind schlimme Gotteslästerungen.»

In diesem Moment kommen die beiden stellvertretenden Blockältesten und direkten Vorgesetzten der Lehrerinnen, Lichtenstern und Mirjam Edelstein, aus Hirschs Kammer. Dieses Aufgebot der Macht entlockt Frau Krizková ein zufriedenes Lächeln, und sie winkt den beiden, zu ihr zu kommen.

«Bitte, das hier soll doch eine Schule sein, auch wenn sie noch so schmutzig ist. Sie als stellvertretende Blockälteste dürfen nicht zulassen, dass unsere jungen Leute vulgäre Schundromane wie diesen lesen. In diesem Buch stehen die schlimmsten Gotteslästerungen, die ich je gesehen habe.» Um ihre Worte zu unterstreichen, liest sie den beiden ein Beispiel für den fehlenden Respekt vor der Kirche und die Unverschämtheiten gegenüber einem Mann Gottes vor. Dann schlägt Frau Krizková das Buch zu, doch da merkt sie, dass Lichtenstern sich sehr viel Mühe geben muss, um nicht loszulachen. Frau Krizková insistiert, das Ganze sei eine ernste Angelegenheit und das Buch müsse verbannt werden. Sie wedelt weiter mit den Seiten und will erneut wissen, welche Werte den jungen Leuten vermittelt werden, wenn sie solche Bücher lesen dürfen.

Dita, die es nicht mehr aushält, weil Frau Krizková mit dem Buch



herumwedelt wie mit einer Fliegenklatsche, springt auf, stellt sich vor die Lehrerin hin, obwohl sie fünfzehn Zentimeter kleiner ist als diese, und ersucht sie höflich, aber mit fester Stimme, ihr das Buch kurz zu überlassen. «... bitte.»

Und das *Bitte* kommt mit so viel Nachdruck, dass es sich anhört, als würde sie der älteren Frau eine Kopfnuss geben. Die Lehrerin ist überrumpelt, sie macht ein gekränktes Gesicht und reicht ihr die misshandelten Seiten, ohne zu begreifen, was Dita vorhat.

Dita nimmt ihr das Buch vorsichtig aus der Hand, richtet die lockeren Seiten aus und schiebt jene, die sich ganz gelöst haben, dazwischen. Sie lässt sich Zeit, und die anderen sehen gespannt zu, wie sie das Papier glättet und das Buch verarztet, als hätte sie es mit einer Kriegsverletzung zu tun. In ihren Bewegungen und ihrer Miene liegt so viel Respekt und Sorgfalt für das alte Buch, dass nicht einmal die entrüstete Lehrerin etwas zu sagen wagt. Irgendwann ist alles wieder an seinem Platz, und Dita schlägt vorsichtig das Buch auf und wendet sich zu Lichtenstern und an Mirjam Edelstein, die ein ausdrucksloses Gesicht macht. «In dem Buch stehen tatsächlich solche Geschichten wie jene, die die Lehrerin vorgelesen hat», sagt Dita. «Aber auch das sind ein paar der Gedanken in diesem unvernünftigen Buch: dass der Krieg dumm und bestialisch ist. Würden Sie da ebenfalls widersprechen?»

Niemand sagt etwas. Lichtenstern hätte gern eine Zigarette, um sie sich zwischen die Lippen zu stecken. Er kratzt sich am linken Ohr, um Zeit zu gewinnen, und ergreift schliesslich das Wort, um sich nicht zur Sache äussern zu müssen. «Verzeihen Sie, aber ich müsste mit den Ärzten in der Krankenbaracke noch dringend über die Besuchszeiten für die Kinder sprechen.»

Zu viele Frauen auf einem Fleck. Lichtenstern verschwindet lieber, und zwar schnell.

Ohne es zu wollen, ist Mirjam Edelstein zur Schiedsrichterin in dem Streit über Fragen der Lektüre geworden. «Also mir schien es sehr vernünftig, was Edita gerade gesagt hat. Ausserdem», fügt sie hinzu und sieht Frau Krizková an, «kann man wohl kaum behaupten, dass dieses Buch gotteslästerlich und respektlos der Religion gegenüber ist, wenn letzten Endes nur gesagt wird, dass einige katholische Priester Säufer sind. Die Rechtschaffenheit unserer Rabbiner wird nirgendwo infrage gestellt.»

Die beiden Lehrerinnen sind verärgert von Mirjams Spott, sie wenden sich ab und gehen, wobei sie vorwurfsvoll vor sich hin brummeln. Sobald sie ausser Hörweite sind, flüstert Mirjam Edelstein Dita zu, dass sie sich das Buch einmal ausleihen will, wenn Dita es gelesen hat.

## Kapitel 17

**D**ita breitet ihre Bibliothek aus, ein neuer Vormittag beginnt. Als sie Hirschs Kammer betrat, war er gerade mit der Taktik für seine Volleyballmannschaft beschäftigt, denn nach dem Mittagessen findet hinter der Baracke ein wichtiges Spiel gegen die Mannschaft eines anderen Lehrers statt. Ditas Laune ist nicht so gut wie die ihres Chefs, nach dem langen Morgenappell hat sie Krämpfe in den Beinen.

«Wie geht es dir, Edita? Ein schöner Morgen – heute wird die Sonne ein wenig herauskommen, du wirst sehen.»

«Meine Beine bringen mich noch um. Diese grässlichen Appelle! Die nehmen einfach kein Ende. Ich hasse sie.»

«Edita, Edita ... diese gesegneten Appelle! Ist dir klar, wieso sie so lange dauern?»

«Nun ...»

«Weil wir alle noch hier sind. Wir haben seit September kein einziges Kind verloren. Verstehst du? Seit dem September sind im Familienlager mehr als fünftausend Menschen an Krankheit, Hunger oder Erschöpfung gestorben.» Dita nickt traurig. «Aber in Block 31 kein einziges Kind! Wir schaffen es, Dita. Wir schaffen es.»

Dita lächelt, es ist ein trauriger Sieg. Schade, dass ihr Vater nicht mehr da ist und sie es ihm nicht erzählen kann, während er mit einem Zweig die Weltkarte in die Erde zeichnet.

Unauffällig schiebt sie die Bank mit den Büchern ein paar Meter nach vorn, um Ota Kellers Unterricht besser folgen zu können. Jetzt, da ihr Vater nicht mehr ist, muss sie allein weiterlernen. Und Keller zuzuhören ist niemals verschwendete Zeit, er gehört zu den Menschen, die immer etwas Interessantes zu sagen haben. Sie betrachtet ihn eingehend – seinen dicken Wollpullover und das runde Gesicht, das darauf schliessen lässt, dass er als kleines Kind pummelig war.

Er erzählt den Kindern etwas über Vulkane. Dita horcht auf die Geräusche von den verschiedenen Gruppen; sie sind wie ein Dampf, der diesen ungastlichen Pferdestall beheizt und ihn in eine Schule verwandelt. Wieder einmal fragt sie sich, wieso sie alle noch am Leben sind.

*Wieso lassen sie fünf Übrige hier leben?* Diese Frage stellen sich alle. Wenn Dita ihr Ohr an die Wand der Offiziersmesse drücken und horchen würde, würde sie die Antwort auf diese Frage bekommen, die sie sich schon so oft gestellt hat.

Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber und Dr. Mengele sitzen als Einzige noch in der Kantine. Vor dem Kommandanten steht eine Flasche Apfelschnaps, der Arzt trinkt eine Tasse Kaffee.

Mengele mustert Schwarzhuber distanziert – sein längliches Gesicht und die fanatische Miene. Der Arzt sieht sich nicht als Extremist, er ist Wissenschaftler. Aber vielleicht will er auch nur nicht zugeben, dass er Schwarzhuber um seine unwahrscheinlich blauen Augen beneidet, so unverkennbar arisch im Vergleich zu denen von Mengele, die braun sind und ihm zusammen mit seinem dunkleren Teint ein irritierend mediterranes Ausseres verleihen. In der Schule haben sich die Kinder über ihn lustig gemacht, ein paar haben ihn «Zigeuner» genannt. Die würde er jetzt gerne auf seinen Seziertisch legen und sie fragen, ob sie ihre Bemerkungen vielleicht noch einmal wiederholen wollen.

Am lebendigen Leib zu sezieren ist eine aussergewöhnliche Erfahrung. Es ist, als würde man das Uhrwerk des Lebens sehen ...

Er beobachtet Schwarzhuber. Mengele findet es erbärmlich, dass ein SS-Kommandant mit Dutzenden von Angestellten keine perfekte Erscheinung mit polierten Stiefeln und anständig gebügeltem Hemdkragen vorweisen kann. Es zeugt von Schlampigkeit, und das ist in Mengeles Augen unverzeihlich. Er verachtet Hinterwäldler wie Schwarzhuber, die sich beim Rasieren schneiden. Ausserdem hat Schwarzhuber eine Marotte, die Mengele furchtbar auf die Nerven geht: Er kommt auf bereits geführte Gespräche zurück und wiederholt dabei die alten dämlichen Argumente, wobei er auch noch die exakt gleichen Worte benutzt.

Jetzt gerade stellt Schwarzhuber Mengele wieder einmal die Frage, wieso seine Vorgesetzten so viel Interesse an diesem albernen Familienlager haben, wobei er erwartet, dass der Arzt das sagt, was ihm bereits bekannt ist. Mengele nimmt all seine Geduld zusammen und gibt sich freundlich, spricht jedoch bewusst so, als hätte er es mit einem Kleinkind oder einem Schwachsinnigen zu tun.

«Wie Sie wissen, ist dieses Lager für Berlin von grosser Bedeutung, Herr Kommandant.»

«Ja verdammt, das ist mir klar, Doktor! Aber ich weiss nicht, was diese Grossmut soll. Sollen wir den Leuten vielleicht auch noch einen Kindergarten hinstellen? Sind die da oben verrückt geworden? Hält man Auschwitz dort für einen Kurort?»

«Genau diesen Eindruck würden wir gern ein paar Ländern vermitteln, die uns aufmerksam beobachten. Es gibt schliesslich die verschiedensten Gerüchte. Als das Internationale Rote Kreuz anfang, Informationen über unsere Lager einzuholen, und Inspektoren schicken wollte, war unser Reichsführer SS Heinrich Himmler wie im-

mer brillant. Anstatt den Besuch zu unterbinden, hat er diese Leute sogar ausdrücklich eingeladen. Wir werden ihnen das zeigen, was sie sehen wollen: jüdische Familien, die hier Zusammenleben, und herumtollende Kinder.»

«Viel zu kompliziert!»

«Falls die Inspektoren vom Internationalen Roten Kreuz nachforschen, was aus den Menschen im Getto geworden ist, die hierher deportiert wurden, und sehen, was sie nicht sehen sollen, dann war all unsere Arbeit in Theresienstadt umsonst. Wir werden die Leute durch die Baracke führen, aber wir zeigen ihnen nicht die Küche, nur das Spielzimmer. Und danach können sie dann beruhigt nach Genf zurückfahren.»

«Zum Teufel mit dem Roten Kreuz! Wofür halten sich diese feigen Schweizer, die nicht einmal eine Armee haben, dass sie dem Dritten Reich Vorschriften machen wollen? Wieso schmeissen wir sie nicht einfach raus? Oder noch besser, schicken Sie sie zu mir, ich stecke sie in den Ofen, ohne den Umweg über die Küche.»

Mengele lächelt geringschätzig, als er sieht, wie Schwarzhuber immer röter anläuft, je mehr er sich aufregt. Er muss an sich halten, um nicht dem Drang nachzugeben, Schwarzhuber einen Hieb mit der Reitgerte zu versetzen. Nein, nicht mit der Reitgerte, die ist zu wertvoll, lieber wäre ihm eine Pistole, um Schwarzhuber das Gehirn wegzupusten. Aber Schwarzhuber ist nun einmal der Schutzhaftlagerführer von Birkenau, auch wenn er ein Idiot ist.

«Obersturmführer Schwarzhuber, Sie sollten nicht die Wirkung des Bildes unterschätzen, das die Welt von uns und unserem Projekt hat. Wir müssen vorsichtig sein. Wissen Sie, welchen Posten unser geliebter Führer in der Partei als Erstes innehatte?» Mengele macht eine dramatische Pause; er wird die Frage gleich beantworten, aber er genießt es, Schwarzhuber zu demütigen. «Er war Propagandared-

ner. Er schreibt darüber in seinem Buch ‚*Mein Kampf*‘ haben Sie es gelesen?» Er weidet sich an der Verwirrung des Lagerführers. «Viele Menschen, sowohl innerhalb von Deutschland als auch ausserhalb, haben die Notwendigkeit, dem rassistischen Verfall ein Ende zu machen und die Menschheit genetisch zu reinigen, noch nicht begriffen. Es gibt immer noch Länder, die alarmiert wären und neue Fronten eröffnen würden. Und das wollen wir im Moment nicht. Wir wollen diejenigen sein, die entscheiden, wo und wann eine Front eröffnet wird. Es ist wie bei einer Operation. Man darf nicht einfach irgendwo schneiden, man muss die richtige Stelle für den Einschnitt wählen. Der Krieg ist unser Skalpell, und wir müssen präzise damit arbeiten. Wer wie ein Berserker damit wütet, rammt es sich am Ende in den eigenen Leib.»

Schwarzhuber kann Mengeles gönnerhaften Tonfall nicht ausstehen – er redet wie ein Lehrer mit einem Schüler, den er für einen hoffnungslosen Fall hält. «Verdammt, Mengele, das ist Politikergeschwätz! Ich bin Soldat. Ich habe meine Befehle, und die befolge ich. Wenn der Reichsführer SS sagt, dass das Familienlager bleibt, dann bleibt es. Aber dieser Bau für die Kinder ... wie passt der da hinein?»

«Propaganda, Herr Kommandant ... Pro-pa-gan-da. Wir werden die Häftlinge Briefe nach Hause schreiben lassen, in denen sie ihren jüdischen Verwandten erzählen, wie gut man sie in Auschwitz behandelt.»

«Und wieso zur Hölle sollte es uns kümmern, was diese Judenschweine von unserer Behandlung halten?»

Mengele atmet tief durch und zählt im Geist bis drei. «Herr Obersturmführer, es gibt da draussen immer noch viele Juden, und die müssen sukzessive hierhergebracht werden. Ein Tier, das nicht weiss, dass es ins Schlachthaus geht, fügt sich viel eher in den Transport als eines, das weiss, dass es geschlachtet werden soll und des-

halb heftigen Widerstand leistet. Als jemand, der vom Dorf kommt, Schwarzhuber, sollten Sie das eigentlich wissen.»

Diese letzte Bemerkung verärgert Schwarzhuber. «Wie können Sie es wagen, Tutzing ein Dorf zu nennen? Zu Ihrer Information, Tutzing gilt als die schönste Stadt Bayerns, sogar als die schönste Deutschlands ... und damit der ganzen Welt!»

«Selbstverständlich, Herr Obersturmführer. Da bin ich ganz Ihrer Meinung: Tutzing ist eine wunderschöne Stadt.»

Schwarzhuber ist drauf und dran, etwas zu erwidern, aber dann begreift er, dass dieser pedantische, spiessige Arzt ihn absichtlich provoziert, und er hat nicht die Absicht, dieses Spiel mitzuspielen.

«Na schön, Herr Doktor, eine Baracke für die Kinder und ein Kindergarten, oder was auch immer gebraucht wird», knurrt er. «Aber ich werde keinerlei Zwischenfälle oder Unordnung im Lager dulden. Beim ersten Anzeichen von mangelnder Disziplin werde ich die Baracke schliessen. Glauben Sie, dass dieser Jude, der dort das Sagen hat, Disziplin halten kann?»

«Warum nicht? Er ist Deutscher.»

«Hauptsturmführer Mengele! Wollen Sie damit etwa andeuten, ein abstossendes Judenschwein wie der könnte unserer glorreichen deutschen Nation angehören?»

«Nun, nennen Sie ihn, wie Sie wollen, aber in Hirschs Akte steht, dass er in Aachen in Nordrhein-Westfalen geboren wurde. Und meines Wissens liegt das in Deutschland.»

Schwarzhuber durchbohrt Mengele mit seinem Blick. Mengele kann seine Gedanken lesen – Schwarzhuber hält ihn für unerträglich unverschämt –, aber Mengele macht sich keine Sorgen, denn er spürt ausserdem den Argwohn seines Vorgesetzten. Schwarzhuber weiss, dass er vorsichtig sein muss, denn Mengele hat einflussreiche Freun-



de in Berlin. In den Augen des Lagerführers glitzert Boshaftigkeit, er scheint sich schon auf den Moment zu freuen, in dem Mengeles Stern sinkt und er das Vergnügen haben wird, ihn zu vernichten. Aber Mengele lächelt freundlich; er weiss, dass dieser Augenblick niemals kommen wird. Er wird diesen Militärs immer voraus sein, die in Wahrheit nichts begriffen haben und keine Ahnung haben, wieso sie sich im Krieg befinden. Mengele weiss es. Ihm geht es darum, berühmt zu werden. Zuerst wird er die DFG übernehmen, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, und dann wird er den Kurs der Medizingeschichte verändern und damit den der Menschheit. Josef Mengele ist sich bewusst, dass er kein bescheidener Mensch ist; das überlässt er den Schwächlingen.

Die Geschichte wird Mengele noch lehren, dass die grösste Schwäche von allen gerade die der Starken ist: Irgendwann halten sie sich für unbesiegbare. In der Stärke des Dritten Reiches liegt daher gleichzeitig seine Fragilität: Im Glauben an die eigene Unbesiegbarekeit wird es so viele Fronten gleichzeitig eröffnen, dass es am Ende kollabiert. Schon jetzt kreisen die Flieger der Alliierten über Auschwitz, und in der Ferne sind die ersten Bombeneinschläge zu hören.

Jeder hat seine Schwächen. Auch der unbesiegbare Fredy Hirsch.

Es geschieht ein paar Tage später. Die letzten Nachmittagsaktivitäten sind zu Ende, und die Baracke beginnt sich zu leeren. Dita sammelt rasch ihre Bücher ein. Sie wickelt sie in ein Stück Stoff, das sie vor dem Erdboden unter der Bodenluke schützen soll, und geht zu Hirschs Kammer, um sie zu verstecken. Sie will schnell zurück in die Baracke, um ihrer Mutter Gesellschaft zu leisten.

Sie klopft an Hirschs Tür und hört ihn «herein» rufen. Als sie eintritt, sitzt er wie immer auf dem einzigen Stuhl in der Kammer, aber diesmal ist er nicht mit einem Bericht beschäftigt. Er hat die

Arme über der Brust verschränkt und starrt vor sich hin. Irgendetwas an ihm ist anders als sonst.

Dita öffnet die unter einem Stapel Decken verborgene Holzklappe und legt die Bücher in das Fach. Sie beeilt sich, damit sie schnell wieder gehen kann und Hirsch nicht lange stören muss. Aber gerade als sie gehen will, hört sie hinter sich seine Stimme.

«Edita ...» Hirsch klingt bedächtig, vielleicht ein bisschen müde, seiner Stimme fehlt die Energie, mit der er sein junges Publikum bei seinen Ansprachen begeistert. Als Dita sich zu dem Sportler umdreht, sieht sie einen unerwartet ausgelaugt wirkenden Mann. «Weisst du was? Vielleicht gehe ich gar nicht nach Israel, wenn alles vorbei ist.»

Dita sieht ihn verständnislos an, und Fredy lächelt wohlwollend. Natürlich versteht sie es nicht. Jahrelang hat er den jungen Leuten eingehämmert, dass sie stolz sein sollen, Juden zu sein, dass sie sich darauf einstellen sollen, in das Gelobte Land zurückzukehren, um auf den Golanhöhen Gott näherzukommen.

«Schau, die Menschen hier ... was sind sie? Zionisten? Antizionisten? Atheisten? Kommunisten?» In seine Worte mischt sich ein kleiner Seufzer. «Eigentlich spielt das doch gar keine Rolle. Wer genauer hinsieht, sieht nur Menschen, weiter nichts. Zerbrechliche, verführbare Menschen, die zum Besten wie zum Schlimmsten fähig sind.»

Dita hat Mühe, die nächsten Worte zu verstehen, denn Hirsch sagt sie wie die vorherigen eigentlich zu sich selbst: «Alles, was ich einmal für wichtig gehalten habe, kommt mir auf einmal so unbedeutend vor.» Er versinkt in Schweigen und starrt wieder vor sich hin, so, wie es jemand tut, der in sich selbst hineinblickt.

Dita versteht kein Wort. Sie begreift nicht, wieso jemand, der sich so sehr für die Rückkehr in das Gelobte Land eingesetzt hat, mit

einem Mal jedes Interesse daran verloren zu haben scheint. Am liebsten würde sie ihn das fragen, aber er sieht sie nicht an; er ist gar nicht richtig anwesend. Sie beschliesst, ihn mit seinen Gedanken allein zu lassen und sich unauffällig zurückzuziehen.

Verstohlen wirft sie einen Blick auf seinen Schreibtisch. Die Blätter, die dort liegen, tragen Hirschs Handschrift, aber auf den zweiten Blick erkennt sie, dass es sich nicht um Berichte oder Akten, sondern um Gedichte handelt. Darüber liegt, wie ein Felsbrocken, der sich gelöst und alles unter sich begraben hat, ein Papierbogen mit dem Briefkopf der Lagerkommandantur. In der kurzen Zeit kann sie nur ein einziges Wort entziffern, das dort in Grossbuchstaben steht: VERLEGUNG.

Die Nachricht von der bevorstehenden Verlegung ist bereits zum Schreiber des Quarantänelagers, Rudi Rosenberg, vorgedrungen. Es ist jetzt sechs Monate her, seit der Septembertransport hier eingetroffen ist, und den Angaben in der Akte entsprechend haben die Deutschen die Sonderbehandlung eingeleitet, die hier als «Verlegung» bezeichnet wird.

Das ist der Grund, weshalb er seine auf dem Schwarzmarkt ertauschte Jacke bis oben hin zuknöpft, während er vor dem Zaun nervös auf Alice wartet. Er steht unter Strom, seine Nerven sind wie Drähte, die blank liegen und beständig Funken sprühen.

Am Vortag hat er Alice um Hilfe bei dem Auftrag gebeten, den ihm Szmulewski gegeben hat: die Anzahl der Menschen zu bestimmen, die im Familienlager zur Widerstandszelle gehören. Der Widerstand operiert derart geheim, dass die Beteiligten sich oft nicht einmal untereinander kennen. An diesem Nachmittag hat Rudi erfahren, dass durch eine Freundin sogar Alice dem Widerstand nahesteht.

Szmulewski spricht nur wenig, selten sind es mehr als ein halbes Dutzend Worte auf einmal. Das ist Teil seiner Überlebenstaktik. Wenn man ihn um Erklärungen bittet oder wenn sich jemand über seine Wortkargheit beschwert, erzählt er, was ihm ein befreundeter Anwalt gesagt hat: dass Stumme ein hohes Alter erreichen. Aber heute hat er auf Rudi einen besonders düsteren Eindruck gemacht, und Rudi, beklommen, wie er war, konnte sich die Frage nicht verkneifen, ob alles in Ordnung sei. Szmulewskis Antwort – wie immer knapp, wie immer kryptisch – lautete: «Es sieht schlecht aus.» Er meinte das Familienlager.

Die SS-Männer in den Wachtürmen sehen den Schreiber des Quarantänelagers und seine jüdische Freundin aus dem Familienlager, die sich, wie so oft, mit ihm am Zaun trifft. Inzwischen schenken sie ihnen nicht mehr viel Beachtung. Die Häftlinge sind für sie nur nummeriertes Fleisch, in ihren Augen ist eine zerlumpte und verwahrloste Jüdin wie die andere. Deshalb fällt ihnen nicht auf, dass es sich bei der Frau, die sich diesmal dem Zaun nähert, nicht um Alice Munk handelt. Es ist Helena Rezeková, eine ihrer besten Freundinnen und ein Bindeglied zum Widerstand. Sie kommt, um Rudi die vertraulichen Informationen zu überbringen, die der Anführer des Widerstands von ihm haben will: Im Familienlager gibt es dreiunddreissig geheime Mitglieder, die sich auf zwei Gruppen verteilen. Helena fragt Rudi, ob er etwas über die Verlegung weiss, aber es gibt kaum Neuigkeiten. Gerüchteweise hat er davon gehört, dass die Häftlinge möglicherweise in das Lager Heydebreck verlegt werden sollen, aber Genaueres weiss er nicht. Die Lagerleitung gibt nichts preis.

Eine Weile stehen sie nur da und sehen sich an, ohne zu sprechen. Unter anderen Umständen wäre Helena ein sehr hübsches Mädchen, aber ihr schmutziges, wirres Haar, die eingefallenen Wangen, die rissigen Lippen und die verdreckten Kleider haben sie in eine zwei-

undzwanzigjährige Bettlerin verwandelt. Der sonst so gesprächige Rosenberg hat keine Ahnung, was er zu diesem Mädchen sagen soll, vor dem nach der bedrückenden Gegenwart eine düstere Zukunft liegt.

An diesem Nachmittag erhält er die Erlaubnis, zu Lager Bild zu gehen. Er hat angegeben, dass er ein paar Listen hinüberbringen will, aber in Wirklichkeit will er mit Szmulewski reden, der auf einer Holzbank vor seiner Baracke sitzt und, weil er keinen Tabak hat, auf einem Zweig herumkaut. Rudi, der immer gut versorgt ist, bietet ihm eine Zigarette an.

Er gibt Helenas Informationen über die Anzahl und die Hauptbeschäftigungen der Widerständler im Familienlager weiter, und Szmulewski quittiert sie mit einem kurzen Nicken. Rudi hofft auf eine Erklärung, aber er bekommt keine. Er sagt Szmulewski, was dieser bereits weiss: dass heute der 6. März ist, womit die sechs Monate seit der Ankunft von Alice' Septembertransport, nach denen die Sonderbehandlung fällig wird, fast vorüber sind.

Szmulewski raucht seine Zigarette und schweigt. Rosenberg begreift, dass die Unterredung beendet ist, und verabschiedet sich unbeholfen. Er kehrt in sein Lager zurück, ohne zu wissen, ob sich hinter Szmulewskis Schweigen etwas verbirgt oder ob er einfach keine Ahnung hat, was gespielt wird.

Der Nachmittagsappell dauert länger als sonst. Ein paar SS-Soldaten überbringen allen Kapos die Anweisung, dass die Häftlinge sich vor dem Eingang zum Lager aufstellen sollen. Dort erwarten sie der Lagerkapo – der Zivilist, der für Bild verantwortlich ist –, und der Unteroffizier, den sie Priester getauft haben, flankiert von zwei SS-Männern mit Maschinengewehren im Anschlag. Die Häftlinge beobachten, wie die Barackenleiter zu dem Unteroffizier gehen und einen Halbkreis um ihn bilden.

Fredy Hirsch, der auf der Lagerstrasse schnell ausschreitet, über-

holt die anderen Kapos, die auf das Treffen weniger erpicht sind. Es wird bereits dunkel, aber Hirschs stolze, selbstsichere Gestalt, die auf den Treffpunkt zustrebt, ist unverkennbar.

Der Priester hat die Hände in den Ärmeln seines Überziehers und beobachtet ihr Kommen mit zynischem Lächeln, er ist offenbar besser Laune. Der Oberscharführer ist froh über die Nachricht, dass er einen Grossteil der Häftlinge loswerden wird: Halb so viele Gefangene bedeutet halb so viele Probleme. Eine Hilfskraft händigt den Kapos Listen mit den Namen der Menschen des Septembertransports aus. Die Kapos müssen die Leute darüber informieren, dass sie sich am nächsten Morgen separat aufstellen und ihre Habseligkeiten – Blechnapf und Löffel – mitbringen sollen. Anschliessend wird man sie in ein anderes Lager bringen. In Block 31 schläft nur eine Person, der Blockälteste selbst, seine Liste ist die kürzeste von allen. Nur eine Nummer steht darauf, seine eigene. Während des allgemeinen Schweigens, das nur vom Geraschel der Listen durchbrochen wird, ist er der Einzige, der den Mut hat, vorzutreten und vor dem Offizier strammzustehen.

«Bitte um Erlaubnis, sprechen zu dürfen, Herr Oberscharführer. Dürften wir vielleicht erfahren, in welches Lager man uns bringen wird?»

Der Priester starrt Hirsch sekundenlang an, er blinzelt nicht. Eine Frage zu stellen, ohne zum Sprechen aufgefordert zu werden, ist eine Zuwiderhandlung, die der Unteroffizier unter normalen Umständen nicht tolerieren würde. Aber heute begnügt er sich mit einer knappen Antwort. «Sie erfahren es, wenn es so weit ist. Wegtreten.»

Die Kapos stellen sich vor ihre Baracken und beginnen die Nummern der Leute zu brüllen, die am nächsten Tag verlegt werden. Ein verwirrtes Raunen geht durch die Menge: Die Leute wissen nicht recht, ob sie über den Abschied von Auschwitz froh oder traurig sein

sollen. Immer wieder ist dieselbe Frage zu hören. «Wo bringen sie uns hin?»

Aber es gibt keine Antwort darauf, oder so viele, dass sie alle unbrauchbar sind. Von der Sonderbehandlung nach sechs Monaten haben alle schon einmal gehört. Worin sie wohl bestehen mag?

Auch Dita und Margit haben darüber geredet und versucht, sich einen Reim auf alles zu machen. Ermüdet von den Spekulationen, bahnt sich Dita einen Weg zurück zu ihrer Baracke. Die Nachricht hat sie so verstört, dass sie völlig vergisst, nach links und rechts zu schauen und dicht neben den Baracken zu gehen, für den Fall, dass sie schnell verschwinden muss. Da hört sie eine deutsche Stimme und spürt eine Hand auf ihrem Arm.

«Dita...»

Sie zuckt zusammen. Es ist Fredy Hirsch, der gerade auf dem Rückweg zu seiner Baracke ist. Seine dunklen Augen glänzen, als hätte er Fieber, und Dita merkt, dass er wieder ganz der Alte ist.

«Was sollen wir jetzt tun, Fredy?»

«Weitermachen. Es ist zwar ein Labyrinth, in dem man sich verirren kann, aber zurückzugehen wäre schlimmer. Lass dich von niemandem beirren, höre nur auf deine innere Stimme und gehe immer weiter vorwärts.»

«Aber wohin bringen sie euch?»

«Wir werden irgendwo anders arbeiten. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist die Mission, die ihr hier habt. Wir müssen das, was wir begonnen haben, zu Ende bringen.»

«Dann machen wir also weiter mit dem Unterricht.»

«So ist es. Aber es gibt noch etwas, das wichtig ist.»

Dita sieht ihn verwirrt an.

«Du musst jetzt gut zuhören: Nicht alles in Auschwitz ist so, wie es scheint. Aber es wird ein Augenblick kommen, wo sich die Tür

für die Wahrheit einen Spalt weit öffnet. Du wirst es dann schon merken. Die Deutschen glauben, Lügen würden ihnen Vorteile bringen, aber wir werden unseren Korb in letzter Sekunde werfen, weil sie sich überschätzen. Sie glauben, sie hätten uns besiegt, aber sie irren sich.» Mit nachdenklicher Miene spricht er weiter. «Ich werde nicht hier sein können, um dir zu helfen, das Spiel zu gewinnen. Du musst fest an dich glauben, Edita. Es wird alles gut werden, warte es ab. Vertrau Mirjam. Und vor allem», und jetzt sieht er ihr mit seinem verführerischsten Lächeln in die Augen, «darfst du niemals aufgeben.»

«Niemals!»

Noch einmal schenkt er ihr sein rätselhaftes Lächeln, dann entfernt er sich mit seinen langen Sportlerschritten, während Dita immer noch stumm dasteht, ohne recht zu verstehen, was er mit dem Korb in letzter Sekunde ausdrücken wollte.

In dieser Nacht wird in den Baracken wenig geschlafen. Die Leute tuscheln in ihren Kojen, geben sich mehr oder weniger abwegigen Spekulationen hin, und manche beten.

«Was spielt es schon für eine Rolle, wo sie uns hinbringen? Schlimmer kann es ja nicht werden», meinen einige. Ein Trost inmitten der Trostlosigkeit.

Die riesige Frau, mit der sich Dita den Strohsack teilt, gehört zum Septembertransport und wird daher ebenfalls verlegt. Sie spricht wenig, von den zotigen Witzen einmal abgesehen, die sie sich mit ihren Nachbarinnen erzählt. Zu Dita sagt sie nie etwas, weder Gutes noch Schlechtes. Als Dita heute den Kopf neben ihre Füße legt, wünscht sie ihr wie immer Gute Nacht. Und wie immer erhält sie keine Antwort – nicht einmal das Grunzen, das die Frau sonst manchmal von sich gibt. Sie tut zwar so, als würde sie schlafen, aber dafür kneift



sie die Augen zu fest zusammen. Nicht einmal die Abgebrühtesten finden Schlaf in dieser langen Nacht, die ihre letzte sein könnte.

Am Morgen ist es kalt und bewölkt. Die Windböen bringen Schnee mit, kaum anders als an jedem sonstigen Tag. Beim Appell kommt es kurz zu einem Durcheinander, weil die frühere Ordnung ihre Gültigkeit verloren hat: die Septembergruppe steht auf der einen Seite und die Dezembergruppe auf der anderen. Die Kapos sind voll- auf damit beschäftigt, die Gruppen zu bilden, und auch die SS-Wachen sind angespannter als sonst. Hier und da setzt es sogar einen Hieb mit dem Pistolengriff, was beim Morgenappell sonst nur selten vorkommt. Die Stimmung ist gereizt, und alle machen lange Gesichter. Der Appell scheint kein Ende zu nehmen. Nach dem stundenlangen Herumstehen fühlt sich Dita, als müsste sie langsam im Schlamm versinken. Wenn der Appell noch viel länger dauert, wird sie verschluckt werden.

Endlich, nach fast drei Stunden, setzen sich die beinahe viertausend Menschen der Septembergruppe in Bewegung. Ihr Weg führt sie zunächst in das Quarantänelager, das neben dem Familienlager liegt, und müde schleppen sie sich in diese Richtung. Rudi Rosenberg, der Schreiber des Quarantänelagers, steht bereits dort und beobachtet sie forschend, als könnten die Gesichter und Bewegungen der Wachen ihm Aufschluss über den Bestimmungsort dieser Menschen geben, zu denen auch Alice gehört.

Dita und ihre Mutter, die neben den anderen aus dem Dezembertransport stehen, sehen schweigend zu und verharren in ihrer Formation vor den Barackeneingängen, während die Wachen die Septembergruppe geordnet zum Ausgang von Lager BII führen. Es ist kein festlicher Zug, auch wenn einige Häftlinge lächeln, in der Überzeugung, dass ein besserer Ort auf sie wartet. Einige drehen die Köpfe zu einem letzten Abschied. Es wird gewinkt, sowohl bei de-

nen, die gehen, als auch bei denen, die bleiben. Dita fasst nach der Hand ihrer Mutter und drückt sie fest. Sie weiss nicht, ob der scharfe Schmerz in ihrer Magenrube von der Kälte oder von der Angst um die Scheidenden kommt.

Sie sieht Gabriel, den Schlingel, der vorbeimarschiert und laut lacht; er geht absichtlich nicht im Gleichschritt, um ein dünnes Mädchen, das hinter ihm geht, zum Stolpern und Fluchen zu bringen. Hinter ihm wird eine Erwachsenenhand ausgestreckt, die Gabriel fest am Ohr zieht; Frau Krizková ist so gut darin, Strafen zu verteilen, dass sie dafür nicht einmal langsamer werden muss. Bekannte und Lehrer von Block 31 kommen auf ihrem Weg zum Quarantänelager an Dita vorbei, und sie sieht viele andere Gesichter, die ihr noch nie aufgefallen sind, die meisten davon ernst und ausgemergelt. Einige von ihnen winken den Kindern aus dem Septembertransport zu, die begeistert zurückwinken, entzückt von dem Ereignis, das die Monotonie im Lager durchbricht.

Professor Morgenstern, in seinem vornehmen Anzug und seiner kaputten Brille, macht im Vorbeigehen alberne Verbeugungen. Als er an Dita vorbeikommt, wird er, ohne aus dem Gleichschritt zu geraten und so die hinter ihm Kommenden zu verärgern, mit einem Mal ernst und zwinkert ihr zu. Im Weitergehen setzt er seine Verbeugungen fort und kichert dabei wie ein Verrückter. Es waren nur wenige Sekunden, in denen er Dita angesehen hat, aber in dieser kurzen Zeit hat sich sein Gesicht verändert, als würde er für einen Augenblick die Maske abnehmen und ihr einen Blick auf sein wahres Ich gewähren. Es war nicht der abwesende Blick des verrückten alten Mannes, sondern die gelassene Miene eines vollkommen heiteren Menschen. Und nun hat Dita keinen Zweifel mehr.

«Professor Morgenstern!» Sie wirft ihm eine Kusshand zu, und er dreht sich um und bedankt sich bei ihr mit einer ungeschickten

Verbeugung, die die Kinder zum Lachen bringt; er verbeugt sich auch vor ihnen. Er ist ein Schauspieler, der am Ende der Vorstellung von der Bühne abtritt und sich von seinem Publikum verabschiedet.

Am liebsten würde Dita ihn umarmen und ihm sagen, dass sie jetzt weiss – eigentlich hat sie es immer gewusst –, dass er gar nicht verrückt ist. Wenn man in ein Irrenhaus gesperrt wird, ist bei Verstand zu sein das Schlimmste, was einem passieren kann. Er hat sie gerettet, während der Inspektion mit dem Priester und Mengele, mit seiner vorgetäuschten Zerstretheit, gerade im richtigen Moment. Wahrscheinlich hat er ihr das Leben gerettet, ihr und allen anderen. Das weiss sie jetzt. Genau wie Fredy gesagt hat: Nicht alles ist so, wie es scheint. Sie würde dem Professor gern einen dicken Abschiedskuss geben, aber das wird nicht möglich sein. Morgenstern, der immer noch den Narren spielt, entfernt sich von ihr, und die scheidende Menge verschluckt ihn.

«Viel Glück, Professor.»

Ein Trupp Frauen geht an Dita vorbei. Eine von ihnen – eine der wenigen, die kein Kopftuch trägt – verstösst gegen die strenge Ordnung, verlässt entschlossen ihre Reihe und kommt auf Dita zu. Zuerst erkennt Dita sie nicht, aber dann wird ihr klar, dass es ihre riesige Bettnachbarin ist. Ihr offenes, wirres Haar verdeckt die Narbe in ihrem Gesicht. Sie bleibt genau vor Dita stehen, blickt sie mit ihren Froschaugen an, und die beiden sehen sich kurz an.

«Ich heisse Lida!», sagt sie mit ihrer rauen Stimme.

Die Kapo kommt angaloppiert, schreit die Frau an, dass sie sofort zu ihrer Gruppe zurückkehren soll, und schwenkt drohend ihren Knüppel. Während die Frau sich hastig wieder einreihet, sieht sie sich noch einmal um, und Dita winkt ihr zu.

«Viel Glück, Lida! Dein Name gefällt mir», ruft sie. Und sie bildet sich ein, dass ihre Bettnachbarin stolz lächelt.

Einer der Letzten, der an diesem Abschiedskomitee vorbeigeht, ist Fredy Hirsch. Er trägt seine Jacke, über der seine silberne Trillerpfeife schaukelt. Er geht wie ein Soldat, kerzengerade, den Blick nach vorn gerichtet, in Gedanken versunken und ohne sich von dem Rufen und Winken ablenken zu lassen, obwohl einige seinen Namen rufen.

Es ist nicht wichtig, wie es ihm geht und welche Zweifel ihn quälen. Das hier ist ein neuer Exodus der Juden, die jetzt aus ihrem eigenen Gefängnis vertrieben werden, und sie müssen ihn mit höchster Würde hinnehmen. Es darf kein Anzeichen von Schwäche oder Weichlichkeit geben. Das ist der Grund, weshalb er weder auf das Winken noch auf die Abschiedsgrüsse reagiert, auch wenn manche seine Haltung als Hochmut interpretieren.

Tatsächlich ist er stolz auf das, was er erreicht hat: Seit Block 31 besteht, ist nicht einer seiner Schüler umgekommen. Fünfhundert-einundzwanzig Kinder über Monate am Leben zu halten ist ein Rekord, den in Auschwitz vermutlich noch niemand erreicht hat. Fredy blickt nach vorn, nicht auf den Nacken seines Vordermanns, sondern viel, viel weiter, bis zu den Pappeln in der Ferne und sogar noch weiter, bis zum Horizont.

Während die Septemberhäftlinge vorbeimarschieren, verbreitet sich zwischen den Bleibenden das Gerücht, dass man sie ins Lager Heydebreck bringen wird. Die meisten vermuten, dass man die Menschen drastisch selektieren wird und viele niemals dort ankommen werden, und einige glauben sogar, dass keiner von ihnen überleben wird.

## Kapitel 18

*7. März 1944*

Rudi Rosenberg beobachtet die Ankunft der dreitausendacht-hundert Häftlinge vom Septembertransport, die aus dem Familienlager im Quarantänelager ankommen. Die Nachricht, die Szmulewski ihm überbracht hat, war niederschmetternd. Jeder andere wäre am Boden zerstört, aber Rudi sucht nach etwas Bestimmtem in den Reihen der Gefangenen: die schmale Gestalt seiner Freundin Alice. Endlich treffen sich ihre Blicke, und ihr glückliches Lächeln überlagert die Angst. Nachdem alle Gefangenen auf die Baracken verteilt worden sind, erlauben die Nazis ihnen, sich frei zu bewegen. Rudi trifft sich in seinem Zimmer mit Alice und ihren beiden Freundinnen aus dem Widerstand, Vera und Helena.

Helena sagt, dass die meisten Häftlinge die offizielle Version der Geschichte geschluckt zu haben scheinen – die Erzählung, dass man sie in ein weiter nördlich gelegenes Lager in der Nähe von Warschau bringen wird.

Vera hat eine schrille Stimme, die ihr hageres Gesicht noch vogelähnlicher wirken lässt. «Ein paar wichtige Mitglieder der jüdischen Gemeinde im Lager sind der Meinung, dass die Deutschen es nicht wagen werden, die Kinder zu liquidieren, weil sie Angst haben, dass es bekannt wird.»

Rosenberg bleibt keine Wahl, als Szmulewskis morgendliche Einschätzung wiederzugeben, die düsterer und nüchterner denn je

ist: «Szmulewski hat gesagt, es bleibt nicht mehr viel Zeit, und er glaubt, dass sie morgen alle sterben könnten.»

Es wird sehr still im Zimmer. Den Frauen ist klar, dass der Anführer des Widerstands mit seinem ausgedehnten Netzwerk von Spionen in Warschau die Fakten besser kennt als jeder andere. Aus Nervosität erörtern sie die verschiedensten Gerüchte, halben Gerüchte, Wünsche, Ideen, Fantasien ...

«Und wenn der Krieg noch heute Nacht enden würde?»

Helenas Fröhlichkeit ist vorübergehend wieder da. «Wenn der Krieg heute Nacht enden würde und ich nach Prag zurückkönnte, dann würde ich morgen als Erstes meine Mutter besuchen und ein ganzes Fass Gulasch essen.»

«Und ich würde den Topf mit einem Laib Brot so blitzblank putzen, dass ich ihn hinterher als Spiegel benutzen könnte, um mir die Augenbrauen zu zupfen.»

Sie seufzen selig, während sie sich den Duft des würzigen Eintopfs ausmalen. Aber dann kehren sie in die Realität zurück und zum Gestank der Angst. Sie gehen noch einmal die Fakten durch, auf der Suche nach irgendetwas Positivem in all der Düsternis, nach einem winzigen Detail, das sie übersehen haben und das für alles eine zufriedenstellende Erklärung liefern würde. Eine Hoffnung, an der sie sich festhalten können.

Als Schreiber, der die Transportlisten gesehen hat, kann Rudi nur beisteuern, dass vom Septembertransport insgesamt neun Personen im Familienlager bleiben werden: die beiden Zwillingspaare, die Dr. Mengele für seine Experimente zurückbehalten hat; drei Ärzte und ein Apotheker, die die Umgesiedelten zum Quarantänelager begleitet haben und die Mengele behalten will; und die Geliebte vom Lagerkapo. Allen anderen wird die Sonderbehandlung zuteilwerden, die bei ihrer Ankunft im September im Plan der Nazis stand.

Tatsächlich sind Rudis Informationen nicht ganz korrekt. Auf der «Nicht verlegen»-Liste stehen noch mehr Menschen, aber im Mo-

ment ist vieles noch unklar, auch wenn es sich beizeiten klären wird. Nach einer Stunde ermüdender, ergebnisloser Diskussion sind alle erschöpft und verstummen. Vera und Helena verabschieden sich, und Rudi und Alice bleiben allein zurück. Zum ersten Mal ist kein Stacheldraht zwischen ihnen, keine Wachposten mit Gewehren über der Schulter beobachten sie, und keine Schornsteine erinnern sie an den allgemeinen Verfall. Sie sehen sich an, erst schüchtern und ein bisschen verlegen, dann immer intensiver. Sie sind jung und schön und voller Leben, sie haben Pläne und Wünsche und das Bedürfnis, den Augenblick ganz auszukosten. Und während sie einander ansehen und Verlangen in ihre Gesichter tritt, spüren sie, dass ihr Glück sie abschottet, dass es sie an einen anderen Ort versetzt und nichts ihnen diesen Augenblick nehmen kann.

Während der Traum andauert, während Rudi Alice umarmt, ist das Glück für ihn so vollkommen, dass nichts und niemand es zerstören kann. Beim Einschlafen geht ihm der Gedanke durch den Kopf, dass nach dem Aufwachen alles Böse verschwunden sein und das Leben wieder so sein wird wie vor dem Krieg – im Morgenrauen werden Hähne krähen, es wird nach frisch gebackenem Brot riechen, und er wird die fröhliche Fahrradglocke des Milchmanns hören. Aber als der Morgen anbricht, ist gar nichts verschwunden; die bedrohliche Kulisse von Birkenau ist immer noch so, wie sie war. Rudi ist noch zu jung, um zu wissen, dass Glück nichts besiegen kann – dafür ist es zu zerbrechlich.

Eine aufgebrauchte Stimme reisst ihn aus dem Schlaf, es fühlt sich an, als würde in seinem Kopf eine Glasscheibe zerbersten. Es ist Helena, die in grosser Aufregung ist. Sie sagt, dass Szmulewski ihn unbedingt sprechen will, dass es im ganzen Lager von Soldaten wimmelt und etwas Schlimmes bevorsteht. Rudi versucht sich die

Schuhe anzuziehen, während Helena fast schon hysterisch an seinem Arm reisst und ihn praktisch aus dem Bett zerrt, während Alice noch schläfrig zwischen den Laken liegt und sich weiter an den Schlaf klammert.

«Rudi, beeil dich, um Himmels willen! Wir haben keine Zeit!»

Sobald Rudi einen Fuss aus der Tür setzt, merkt auch er, dass irgendetwas nicht stimmt. Das Lager ist voller SS-Männer, er hat noch nie so viele auf einmal gesehen, was bedeutet, dass man Verstärkung von anderen Einheiten angefordert haben muss. Es sieht keineswegs so aus, als ginge es nur darum, ein Kontingent Häftlinge zum Zug zu begleiten. Er muss sofort zu Szmulewski. Eigentlich würde er ihn lieber nicht sehen, keine Frage; er will nicht hören, was Szmulewski zu sagen hat. Aber er muss hinüber ins Lager Bild und ihn sprechen. Sein Dienstgrad macht es ihm leicht, das Quarantänelager zu verlassen – er gibt einfach vor, fehlende Brotrationen besorgen zu wollen.

Das Gesicht des Anführers der Widerstandsbewegung ist kein Gesicht mehr, es ist ein Durcheinander aus Furchen und dunklen Augenringen. Er hat jede Zurückhaltung abgelegt, seine Worte kommen schneidend wie Rasierklingen. «Die Leute aus dem Familienlager werden heute sterben», sagt er ohne Umschweife.

«Du meinst, dass man einen Teil von ihnen aussortieren wird? Dass man die alten Leute, die Kranken und die Kinder loswerden will?»

«Nein, Rudi. Alle! Die jungen jüdischen Häftlinge, die von den Nazis gezwungen werden, die Toten aus den Gaskammern zu schaffen, haben Befehl bekommen, die Krematorien für viertausend Menschen vorzubereiten.» Und fast ohne innezuhalten, fügt er hinzu: «Jetzt ist keine Zeit zum Lamentieren, Rudi. Es ist Zeit, sich zu erheben.»



Szmulewski steht unter grosser Anspannung, aber seine Worte kommen präzise, vielleicht weil er sie in seiner schlaflosen Nacht ein paar Dutzend Male wiederholt und einstudiert hat.

«Wenn die Tschechen einen Aufstand planen, wenn sie Flagge zeigen und kämpfen wollen, dann werden sie nicht allein sein. Hunderte, vielleicht Tausende von uns werden an ihrer Seite kämpfen, und mit ein bisschen Glück können wir gewinnen. Geh raus und rede mit den Leuten. Sag ihnen, dass sie nichts zu verlieren haben: Entweder sie kämpfen, oder sie sterben – eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Aber ohne einen Anführer haben sie nicht den Hauch einer Chance.»

Als Rudi ein verständnisloses Gesicht macht, führt ihm Szmulewski vor Augen, dass sich im Lager mindestens ein halbes Dutzend politische Organisationen befinden: Kommunisten, Sozialisten, Zionisten, Antizionisten, Sozialdemokraten, tschechische Nationalisten ... «Wenn eine dieser Gruppen die Initiative ergreift, wird das zu endlosen Diskussionen und Streitereien mit den anderen führen, und ein gemeinsamer Aufstand wird nicht mehr möglich sein. Wir brauchen jemanden, den die Mehrheit respektiert. Jemanden mit sehr viel Mut, der nicht zögert, seine Stimme zu erheben, und dem die anderen folgen.»

«Und wen hast du da im Sinn?», fragt Rudi zweifelnd.

«Hirsch.»

Der Schreiber nickt langsam, während ihm bewusst wird, wie bedeutsam das alles ist.

«Du musst mit ihm reden, ihn ins Bild setzen und ihn davon überzeugen, dass er der Anführer sein muss. Uns läuft die Zeit davon, Rudi. Es steht sehr viel auf dem Spiel. Hirsch muss gegen die Nazis aufstehen und alle anderen mit ihm.»

Ein Aufstand ... ein aufregendes, wunderbares, geschichtsträchtiges Wort. Ein Wort, das dennoch auf schwachen Füßen steht, wie

Rudi merkt, als er sich umsieht: zerlumpte Männer, Frauen und Kinder, unbewaffnet und halb verhungert, gegen Maschinengewehre in Wachtürmen, ausgebildete Hunde und bewaffnete Fahrzeuge. Szmulewski weiss das. Er weiss, dass viele von ihnen sterben werden, vielleicht sogar alle ... aber sie könnten eine Bresche schlagen, und einige – ein paar Dutzend vielleicht, oder sogar mehrere Hundert – könnten bis zum Wald kommen und fliehen.

Vielleicht glückt der Aufstand, sie sprengen entscheidende Anlagen im Lager – dann könnten sie die Maschinerie des Todes, zumindest vorübergehend, ausschalten und vielen Menschen das Leben retten. Oder aber das einzige Ergebnis ist, dass die Menschen im Geschützfeuer der Maschinengewehre sterben. Es gibt viele Unbekannte, und auf der anderen Seite steht die Gewissheit, dass die SS in der Übermacht ist, aber Szmulewski wiederholt immer wieder die Worte: «Sag es ihm, Rudi. Sag ihm, dass er nichts zu verlieren hat.»

Rudi Rosenberg hat wenig Zweifel, als er ins Quarantänelager zurückkehrt – diese Menschen sind zum Tod verurteilt, aber sie können noch um ihr Leben kämpfen. Fredy Hirsch hat den Schlüssel, er hängt an seinem Hals, es ist die silberne Trillerpfeife. Ein Pfiff, der den gemeinsamen, gewaltsamen Aufstand von fast viertausend Menschen ankündigt.

Während er zu Hirsch geht, muss er an Alice denken. Bis jetzt hat er die ganze Zeit so getan, als würde Alice nicht zu dem Septemberkontingent gehören, das dem Tod geweiht ist, als hätte das alles nichts mit ihr zu tun. Sie gehört zu den Todeskandidaten, aber Rudi redet sich weiter ein, dass das nicht stimmt; es kann einfach nicht sein, dass Alice' Jugend und Schönheit, ihr Körper mit all seinen Wonnen und ihre Rehaugen in ein paar Stunden womöglich nur noch lebloses Fleisch sind. *Es ist unmöglich*, sagt er sich. *Es verstösst gegen alle Naturgesetze. Wie könnte jemand wollen, dass eine so junge*

*Frau wie Alice stirbt?* Rudi beschleunigt seine Schritte und ballt die Fäuste, ein heilloser Zorn überkommt ihn und verwandelt seine Verzagtheit in Wut.

Als er wieder ins Lager kommt, sind seine Wangen zornrot. Helena steht nervös am Lagereingang und wartet auf ihn.

«Sag Fredy Hirsch, dass ich ihn dringend auf meinem Zimmer sprechen muss», sagt er zu ihr. «Sag ihm, es handelt sich um eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit.» Es geht um Leben und Tod.

Helena ist im Nu wieder da und bringt Hirsch mit, den Apostel des Zionismus, den Mann, der fähig ist, Josef Mengele gegenüberzutreten. Rudi unterzieht ihn einer raschen Musterung: Sehnig, das nasse Haar ordentlich nach hinten gekämmt, das Gesicht gelassen, ein wenig ernst, so, als wäre er verärgert darüber, dass man ihn aus seinen Gedanken gerissen hat.

Hirsch zuckt mit keiner Wimper, als Rudi ihm erklärt, der Anführer der Widerstandsbewegung in Birkenau habe klare Hinweise, dass der Septembertransport aus Theresienstadt noch an diesem Abend in den Gaskammern sterben solle. Er zeigt keine Überraschung, keine Reaktion. Er schweigt, steht fast in Habachtstellung wie ein Soldat. Rudi blickt auf die Trillerpfeife, die wie ein Amulett um Fredys Hals hängt.

«Du bist unsere einzige Chance, Fredy. Nur du kannst mit den Anführern im Lager sprechen und sie dazu bringen, dass sie ihre Anhänger zur Revolte aufrufen. Dass sie sich wie ein Mann gegen die Wachen erheben und revoltieren. Du musst mit ihnen allen reden, und die Trillerpfeife an deinem Hals muss das Signal zum Beginn des Aufstands geben.»

Immer noch zeigt der Deutsche keine Reaktion. Seine Miene ist undurchdringlich, und sein Blick ist auf den slowakischen Schreiber gerichtet. Rudi hat alles gesagt, was er zu sagen hat, und verstummt

ebenfalls, während er darauf wartet, was Hirsch zu seinem flehentlichen Vorschlag in dieser völlig aussichtslosen Lage sagt.

Endlich spricht Hirsch. Aber der Mann, der da redet, ist nicht der sozialistische Anführer, und auch nicht der kompromisslose Zionist oder der stolze Sportler. Es ist vielmehr der Lehrer der Kinder, und er fragt leise: «Und was wird aus den Kindern, Rudi?»

Rosenberg hätte diesen Punkt lieber auf später vertagt. Die Kinder sind das schwächste Glied in der Kette. Bei einem gewalttätigen Aufstand sind sie es, die die geringste Überlebenschance haben. Aber Rudi hat dafür auch keine Lösung. «Fredy, die Kinder sterben in jedem Fall. Wir haben eine Chance, vielleicht nur eine ganz kleine, aber trotzdem eine Chance, Tausende von Häftlingen zum Aufstand zu bewegen, das Lager zu zerstören und dadurch vielen Menschen, die danach nicht mehr hierherkommen werden, das Leben zu retten.»

Fredy sagt immer noch nichts, dafür sprechen seine Augen. Bei einer Revolte, bei der es zum Kampf kommt, werden die Kinder als Erste dahingemetzelt. Falls eine Bresche im Zaun entsteht und es einen Massenansturm gibt, werden sie sich als Letzte hindurchkämpfen können. Falls sich die Gefangenen mehrere Hundert Meter querfeldein bis zum Wald durchschlagen, werden die Kinder als Letzte dort ankommen und als Erste fallen. Und selbst wenn ein paar von ihnen den Wald erreichen – was sollen sie dort tun, so ganz allein?

«Sie vertrauen mir, Rudi. Wie könnte ich sie jetzt im Stich lassen? Wie könnte ich um mein eigenes Leben kämpfen und sie dem Tod ausliefern? Und was ist, wenn du dich irrst und wir doch in ein anderes Lager verlegt werden?»

«Dazu wird es nicht kommen. Ihr seid verloren. Du kannst die Kinder nicht retten, Fredy. Denk an die anderen. Denk an die vielen Tausend Kinder in ganz Europa, denk an all die Kinder, die nach

Auschwitz kommen und hier sterben werden, wenn wir jetzt nicht rebellieren.»

Fredy Hirsch schliesst die Augen und legt die Hand an seine Stirn, als hätte er Fieber. «Gib mir eine Stunde. Ich brauche eine Stunde Zeit zum Nachdenken.» Fredy verlässt den Raum aufrecht wie immer. Niemand, der sieht, wie er das Lager durchquert, würde darauf kommen, dass das Gewicht von viertausend Leben auf ihm lastet. Im Gehen streichelt er wie besessen seine Trillerpfeife.

Mehrere Mitglieder des Widerstands, die bereits im Bilde sind, kommen in Rudis Zimmer, um zu hören, was passiert ist, und Rosenberg erzählt ihnen, was bei seinem Treffen mit dem Leiter von Block 31 herausgekommen ist. «Er hat sich Bedenkzeit erbeten.»

Einer der Männer, ein Tscheche mit hartem Blick, sagt, Fredy wolle nur Zeit schinden. Die anderen sehen ihn an und fordern ihn auf, das näher zu erklären. «Sie werden ihn verschonen. Er ist für die Nazis ein nützlicher Idiot. Er hat wichtige Berichte für sie verfasst, und ausserdem ist er Deutscher. Hirsch wartet darauf, dass Mengele ihn behalten will, dass er ihn hier abholen lässt; das ist es, worauf er wartet.»

Vorübergehend herrscht angespanntes Schweigen.

«Eine so niederträchtige Behauptung ist typisch für Kommunisten wie dich! Fredy hat für die Kinder im Lager sein Leben riskiert, und zwar hundertmal öfter als du!», schreit eine Widerständlerin.

Jetzt beginnt auch der Tscheche zu brüllen, er beschimpft sie als dumme Zionistin. Er habe gehört, wie Hirsch den Kapo in seiner Baracke gefragt hat, ob er eine Nachricht für ihn hätte, sagt er.

Rudi steht auf und versucht zu schlichten. Jetzt wird ihm klar, warum es so wichtig ist, einen Anführer zu finden, eine Einzelstimme, jemanden mit der Fähigkeit, eine so heterogene Gruppe von

Menschen zu vereinen und zum gemeinsamen Aufstand zu bewegen.

Als die anderen gegangen sind, kommt Alice, setzt sich neben Rudi und wartet gemeinsam mit ihm, denn das ist alles, was ihnen bleibt – auf Hirschs Entscheidung zu warten. Alice' Gegenwart ist ein Labsal in all dem Chaos und der Unsicherheit. Sie will nicht daran glauben, dass die Nazis sie alle töten werden, sogar die Kinder. Für sie ist der Tod etwas Schreckliches, aber zugleich Fremdes, etwas, das anderen zustösst, aber nicht ihr. Rudi sagt, dass es zwar furchtbar ist, aber dass Szmulewski sich bei so etwas nicht irren kann. Dann bittet er sie, das Thema zu wechseln. Sie sprechen über das Leben nach Auschwitz, über Alice' Vorliebe für Bauernhäuser, über ihr Lieblingsessen, die Namen, die sie ihren Kindern einmal geben will ... über das wirkliche Leben, nicht diesen Albtraum, in dem sie gefangen sind. Für eine kleine Weile scheint es, als wäre eine Zukunft möglich.

Die Minuten vergehen, sie wiegen bleischwer. Rudi denkt an Hirschs Last, seine eigene. Alice redet, aber Rudi hört nicht mehr zu. Die Anspannung zerreisst ihn fast. Die Uhr in seinem Kopf tickt so höllisch laut, dass es ihn in den Wahnsinn treibt.

Eine Stunde vergeht, und immer noch keine Nachricht von Hirsch. Minuten verstreichen, eine weitere Stunde. Keine Spur von Hirsch. Alice ist vor einer Weile verstummt, ihr Kopf ruht in Rudis Schoss. Langsam wird Rudi bewusst, dass der Tod nah ist.

Währenddessen ist der Unterricht in Block 31 im Nachbarlager unterbrochen worden. Die Lehrer vom Dezembertransport, die jetzt die Verantwortung für die Schule tragen, sind viel zu sehr in Sorge. Ein paar von ihnen versuchen, Spiele für die Kinder zu organisieren, aber auch die Kinder sind unruhig. Sie wollen wissen, wo ihre Schul-

kameraden hingegangen sind, und haben keinerlei Interesse an Liedern oder Ratespielen. Es ist ein Nachmittag der Lethargie, der angespannten Stille. Nicht einmal Brennstoff für den Kamin gibt es, und es ist kälter denn je. Einer der Gehilfen kommt und sagt, es seien bereits neue Kapos ernannt worden, die die jüdischen Barackenleiter aus dem Septembertransport ersetzen sollen.

Dita steckt hin und wieder den Kopf nach draussen, um nachzusehen, was in Lager BI la vor sich geht, wo sich jetzt fast die Hälfte ihrer früheren Gefährten befindet. Sie sieht Menschen auf der Hauptstrasse im Quarantänelager; einige kommen sogar zum Zaun herüber, aber die Bewachung ist streng, und die SS-Männer verjagen sie sofort.

Die Stimmung ist so aufgeladen, dass Dita es nicht einmal für klug hielt, die Bücher in ein anderes Versteck zu bringen. Sie liegen immer noch verborgen in der Kammer des Blockältesten, die bis zum Vortag Hirsch gehört hat und die jetzt Lichtenstern beziehen wird. Der neue Blockälteste hat seine Essensration gegen ein halbes Dutzend Zigaretten eingetauscht. Er hat sie nacheinander aufgebraucht und geht jetzt weiter nervös in der Baracke auf und ab, wie ein gefangener Löwe.

Alle sorgen sich um die Menschen aus dem Septembertransport – sicherlich aus Solidarität und Mitgefühl, aber auch, weil das Schicksal dieser Menschen eine Vorschau auf das sein könnte, was ihnen in drei Monaten bevorsteht, wenn ihre eigenen sechs Monate im Lager ablaufen.

## Kapitel 19

**I**n BI la kann Rudi keinen Augenblick länger warten. Er springt abrupt auf und starrt Alice an, ohne etwas zu sagen. Dann lässt er die Finger knacken und beschliesst, zu Hirschs Baracke hinüberzugehen und ihn zu einer Entscheidung zu zwingen. Und er wird kein Nein akzeptieren. Die Revolte muss ohne weitere Verzögerung beginnen.

Als er die Baracke verlässt, ist er sehr nervös, aber je weiter er auf der belebten Hauptstrasse des Lagers kommt, desto mehr wächst sein Mut und desto entschlossener werden seine Schritte. Er ist bereit, Hirschs Zweifel und Einwände auszuräumen. Er geht zielstrebig und atmet tief ein, um jedes potenzielle Hindernis zu überwinden, das ihm der Leiter des Familienlagers in den Weg legen wird: Er ist gewillt, sie alle zu bezwingen, damit die Trillerpfeife ertönt und der Aufstand losbricht.

Während er gewartet hat, ist er alle Einwände durchgegangen, die Hirsch vorbringen könnte, und hat sich für jeden Einzelnen eine unanfechtbare Erwiderung zurechtgelegt. Mit dem ihm eigenen Selbstbewusstsein ist er überzeugt, dass er mit allem fertigwerden kann. Aber auf eines ist er nicht vorbereitet: dass es keine Einwände geben wird. Nie und nimmer hätte er vorhersehen können, was ihn in der Baracke erwartet, in der Hirsch eine Kammer für sich allein hat.



Der Schreiber betritt entschlossen die Baracke, klopft an Hirschs Tür, und als niemand antwortet, betritt er resolut die Kammer. Fredy liegt auf seinem Bett. Als Rudi sich nähert, um ihn zu wecken, sieht er erschrocken, dass Fredy nur mit Mühe atmet und sein Gesicht blau angelaufen ist. Hirsch liegt im Sterben.

Im Laufschrift verlässt Rudi die Baracke und ruft panisch um Hilfe. Er kehrt mit zwei Ärzten zurück, die bereits dabei waren, ihre wenigen Instrumente einzupacken, um vor Anbruch der Dunkelheit ins Familienlager zurückzukehren, wie es Mengele angeordnet hat. Sie untersuchen Hirsch nur kurz. Dann wiederholen sie die Untersuchung noch zweimal und beraten sich flüsternd und mit ernstern Gesichtern.

«Es handelt sich um einen schweren Fall von Vergiftung, eine Überdosis Schlaftabletten. Wir können nichts mehr für ihn tun.» Dabei blicken sie zu einem leeren Tablettenbehälter, der auf dem Tisch steht.

Alfred Hirsch wird sterben. Rudi Rosenberg spürt, wie sein Herz kurz aussetzt, um ein Haar wird er ohnmächtig. Er muss sich an die Holzwand lehnen, um nicht umzukippen. Er sieht, wohl zum letzten Mal, zu dem grossartigen Sportler hinüber, der gerade röchelnd seine letzten Atemzüge tut. Die metallene Trillerpfeife auf Hirschs Brust bewegt sich nicht mehr. Voller Entsetzen wird Rudi klar, dass dieser grosse Mann es am Ende nicht ertragen hat, seine Schützlinge in den sicheren Tod zu führen, dass er ausserstande war, diese tragische Entscheidung zu treffen, und deshalb vor ihnen gegangen ist. Sie haben etwas von ihm verlangt, das zu viel für ihn war. Das für jeden zu viel wäre.

Voller Panik überlegt Rosenberg, dass vielleicht noch Zeit ist, einen anderen Anführer zu finden, dass Szmulewski eine andere Möglichkeit finden wird, die Revolte in Gang zu bringen. Eilig macht er sich auf den Weg, aber als er das Lager verlassen will, um

mit dem Anführer des Widerstands zu sprechen, hat sich das Blatt gewendet: Ein Trupp SS-Männer kommt ihm entgegen. Das Quarantänelager ist abgeriegelt. Niemand kann hinein oder hinaus, unter keinen Umständen.

Rudi geht zu dem Zaun zwischen dem Quarantänelager und Lager Bllb hinüber und gibt einem Kontaktmann aus dem Widerstand, der dort drüben auf und ab geht, ein Zeichen, zu ihm herüberzukommen. Er sagt dem Mann, dass er Szmulewski sofort eine wichtige Nachricht überbringen soll. «Fredy Hirsch hat Selbstmord begangen. Herr im Himmel, sagen Sie Szmulewski Bescheid!»

Der Mann sagt, das gehe nicht, sie hätten gerade die Anweisung bekommen, dass niemand das Familienlager verlassen darf. Rudi dreht sich um und kämpft sich durch die Lagerstrasse des Quarantänelagers, die sich in einen nervösen Ameisenhaufen verwandelt hat. Überall wimmelt es von Häftlingen und bewaffneten SS-Männern, die auf etwas warten. Alice, Helena und Vera kommen ihm entgegen. Rasch erzählt er ihnen, was passiert ist: Fredy Hirsch wird nie wieder etwas anführen, und Szmulewski ist nicht erreichbar. Der Abstand zwischen den drei Lagern ist vorübergehend zu einem Abgrund geworden.

«Aber der Aufstand kann doch trotzdem stattfinden», sagen die Mädchen. «Gib du den Befehl, dann bringen wir die Sache in Gang.»

Rudi versucht ihnen zu erklären, dass das nicht so einfach ist, dass es nicht funktionieren wird, dass er nicht die Befugnis hat, ohne Anweisung von Szmulewski eine Entscheidung von solcher Tragweite zu treffen. Sie begreifen nicht richtig, was er ihnen sagen will. Rudi ist ausgelaugt.

«Ich kann das nicht entscheiden, ich bin ein Niemand ...» In diesem Moment fühlt sich der stolze Rudi Rosenberg wie der unbedeu-

tendste Mensch auf Erden. Nicht nur hat er das Gefühl, dass alles um ihn herum auseinanderfällt, auch er selbst ist einem Zusammenbruch nahe.

Im Familienlager verbreitet sich die Nachricht wie ein Lauffeuer. Sie ist so kurz wie ein Telegramm mit einer Todesnachricht. Die kürzesten Sätze sind die zerstörerischsten, weil sie keine Erwiderung zulassen. Die Nachricht rollt durch das Lager wie eine Dampfwalze und hinterlässt eine Spur der Verwüstung.

Fredy Hirsch ist tot.

Die Gerüchte wuchern, und hier und da hört man das Wort «Selbstmord». Auch das Wort «Luminal» ist zu hören, ein Schlafmittel, dessen Einnahme in grossen Mengen tödlich ist.

Ein Schauer überläuft diese vielen Hundert Menschen im Familienlager. Sechs Monate lang hat der Tod nicht ein einziges Mal in Block 31 eindringen können. Auf wundersame Weise war es Fredy Hirsch gelungen, alle Kinder am Leben zu halten. Und jetzt ist der Mann, der das Wunder vollbracht hat, selbst tot.

Alle fragen nach dem Grund, aber in Wahrheit lautet ihre Frage: Was soll jetzt ohne Fredy aus uns werden? Dann hört man Trillerpfeifen und gebellte Befehle in deutscher Sprache: Alle sollen sofort zum Abendappell zu ihren Baracken zurückkehren.

Liesl wartet bereits auf Dita, sie umarmt sie. Inzwischen wissen alle, dass Hirsch tot ist. Zwischen Mutter und Tochter braucht es keine Worte, für einen Augenblick halten sie einander im Arm, die Wangen aneinandergeschmiegt, die Augen fest geschlossen.

Ihre neue Blockälteste klettert auf den horizontalen Kamin, der parallel zum Boden verläuft, und fordert alle so erregt zum Schweigen auf, dass das Gemurmel aufhört. Sie ist Jüdin, kaum älter als

achtzehn, aber sie hat jetzt hier das Sagen. Sie wird die Suppe ausgeben und auch die Brotrationen. Sie wird keinen Hunger mehr leiden, und sie wird auch nicht mehr diese übelriechenden Holzpantinen tragen müssen, weil sie die unterschlagenen Brotrationen auf dem Schwarzmarkt gegen Stiefel tauschen kann. Deswegen wird sie sich keine Schwäche erlauben. Wenn die Kapos oder die SS sie auffordern herumzubrüllen, dann wird sie herumbrüllen; und wenn sie mit einem Knüppel auf die Häftlinge einschlagen soll, dann wird sie das tun. Sie wird sogar brüllen und zuschlagen, bevor der Befehl kommt. Und zwar gleich doppelt, um niemanden zu enttäuschen. Vorerst schreit sie die Leute grob an, dass bis zum Weckruf am nächsten Morgen niemand die Baracke verlassen darf. Die Wachen werden jeden erschiessen, der gegen diese Anweisung verstösst.

Dita hat sich so lange nach einer Pritsche für sich allein gesehnt, aber jetzt, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen ist, kann sie nicht schlafen. Es ist Nacht geworden in Birkenau, die Lager sind still, und die einzigen Geräusche draussen sind der Wind und das monotone Summen der elektrischen Stacheldrahtzäune. Irgendwann springt sie vom Bett und geht zu ihrer Mutter, die jetzt ebenfalls eine Pritsche für sich allein hat. Dita kuschelt sich an sie, wie sie es früher als kleines Mädchen getan hat, wenn sie Alpträume hatte. Damals ist sie dann immer zu ihren Eltern ins Bett gekrochen, weil ihr dort nichts zustossen konnte.

Rudi versucht noch einmal, in Lager Bild zu gelangen, um Szmulewski zu informieren. Er behauptet, wichtige Dokumente überbringen zu müssen, aber man gewährt ihm keinen Zutritt. Er bleibt beharrlich und sagt, sie müssten Hirschs Leichnam überführen, aber ohne Erfolg. Er kehrt zum Zaun zurück, um mit seinem Kontaktmann in Bllb zu sprechen, aber der ist verschwunden, alle

sind in ihren Baracken, es gibt niemanden, mit dem man sprechen könnte. Rudi kehrt in seine kleine Kammer zurück und verlässt sie kurz darauf wieder, in der Hoffnung, dass die Wache am Eingang gewechselt hat und er den Offizier diesmal überreden kann, ihn in Lager Bild hineinzulassen. In diesem Augenblick betritt ein Trupp Kapos das Quarantänelager, die aus anderen Lagern hierher versetzt wurden. Sie haben Knüppel und beginnen die Leute zu schlagen und sie anzuschreien, damit sie rasch zwei Gruppen bilden, auf der einen Seite die Männer und auf der anderen die Frauen. Es wird geschlagen, es wird gebrüllt, man hört Trillerpfeifen und Panik- und Schmerzensschreie.

Alice kommt auf Rudi zugelaufen, sie packt ihn am Arm. Ein Wachmann schreit sie an, dass Frauen und Männer sich zu trennen haben. «Männer hier und Frauen da!»

Neben ihm hagelt es Stockhiebe, und Blut spritzt auf den Boden. Alice verlässt Rudi, ohne ihn aus den Augen zu lassen, wobei sie die ganze Zeit traurig lächelt. Sie treiben sie zu einer Gruppe weiblicher Gefangener und bringen sie dann rasch zu einem Lastwagen, der am Eingang des Lagers parkt. Immer mehr Fahrzeuge treffen ein, bis eine Kolonne von Lkws mit laufenden Motoren dort steht.

Rudi ist vorübergehend wie betäubt und lässt sich von der Menschenmenge mitziehen, bis zu ein paar Männern, die sich zusammendrängen, um sich vor den Schlägen zu schützen. Plötzlich wird ihm bewusst, dass er dabei ist, von der Gruppe der Männer aufgesogen zu werden, die man zu den Todeslastern treibt. Er stemmt sich gegen den Strom, bevor der Mob ihn verschluckt. Die Kapos mit ihren Knüppeln und die SS-Männer mit ihren Maschinengewehren sorgen dafür, dass keiner entkommt: Sie treten und schlagen nach jedem, der es versucht. Rudi steckt sich eine Zigarette zwischen die Lippen, täuscht eine Gelassenheit vor, die er nicht fühlt, und stösst

andere Häftlinge beiseite, bis er zu einem Kapo gelangt, den er vom Sehen kennt und der ganz am Rand steht.

Bevor der Kapo seinen Knüppel niedersausen lassen kann, um Rudi zurückzutreiben, brüllt Rudi, dass er der Sekretär von Block 14 ist. «Ich soll sofort zum Blockältesten kommen!»

Der Kapo ist ein Deutscher, der das Abzeichen der gewöhnlichen Sträflinge trägt. Er mustert Rudi kurz in dem Gewühl, erkennt ihn, und seine Hand mit dem Knüppel verharrt in der Luft. Er gibt einem Soldaten mit einer Maschinenpistole ein Zeichen, und man lässt Rudi gehen. Ein Mann, der Rudis Jacke zu fassen bekommt und versucht, mit ihm zusammen zu entkommen, fängt sich einen Hieb mit der Maschinenpistole ein. Rudi hört seine flehentliche Bitte, aber er dreht sich nicht um. Mit scheinbar gleichgültiger Miene entfernt er sich, doch seine Beine tragen ihn kaum mehr.

Auf dem Weg zu seiner Baracke hört er die Schreie, die Befehle, das Weinen, das Zuschlagen der Lastwagentüren, die Motoren, die sich immer weiter entfernen. Er denkt an Alice. Er erinnert sich an den letzten Blick aus ihren Rehaugen und schüttelt heftig den Kopf, wie um die Erinnerung loszuwerden, die ihn zu Boden zieht. Rasch entfernt er sich, und endlich ist er in seinem Zimmer und schliesst die Tür hinter sich ab. Es ist nicht schriftlich überliefert, ob Rudi Rosenberg geweint hat.

Dita liegt immer noch wach, so wie alle Frauen in ihrer Baracke. Es ist so still, dass man sogar das Quietschen hört, wenn die Lastwagen auf dem feuchten Untergrund immer wieder bremsen und halten müssen, ohne dass der Motor abgestellt wird. Und immer noch mehr Lastwagen.

Kurz darauf explodiert die Nacht. Im Nachbarlager wird gebrüllt und gepfiffen, Weinen und Flehen und die Rufe nach einem abwe-

senden Gott dringen zu ihnen herüber. Und dann hört man erneut, wie Lastwagentüren zugeknallt werden, gleich darauf das Quiet-schen von Metallbolzen. Statt der Schreckensschreie sind jetzt Schluchzen und jämmerliches Klagen zu hören, Hunderte von Stimmen, die sich zu einer Wolke des Schmerzes mischen.

Im Familienlager tut niemand ein Auge zu. Keiner spricht, keiner rührt sich. Als eine Frau in Ditas Baracke ängstlich fragt: «Was ist da los? Was machen sie mit ihnen?», bringen die anderen Frauen sie gereizt zum Schweigen. Sie wollen weiter zuhören und herausfinden, was dort geschieht. Vielleicht ist der Grund aber auch, dass die SS-Offiziere sie nicht hören sollen, dass sie sie nicht bemerken und sie auf ihren fauligen Pritschen am Leben lassen – wenigstens noch eine kleine Weile.

Das Knallen der Lastwagentüren hört allmählich auf, und das Stimmengewirr wird leiser. Das Brummen der Motoren verrät, dass die ersten Lastwagen sich mit ihrer Fracht entfernen. Und dann meinen Dita, ihre Mutter und die anderen Barackenbewohner Musik zu hören. Eine Halluzination vielleicht, die ihnen ihr eigenes Elend einflüstert. Aber jetzt hören sie es immer deutlicher. Sind das etwa Stimmen?

Der Chor übertönt das Rumpeln der Lastwagen. Jemand spricht es voller Verblüffung aus, und andere wiederholen es, als wäre es so schwer zu glauben, dass sie es den anderen oder auch sich selbst erzählen müssen: Die Gefangenen in den Lastwagen, die wissen, dass sie sterben werden, singen.

Die tschechische Nationalhymne erklingt, *Kdedomov muj* – «Wo ist mein Zuhause?». Dann kommt ein weiterer Lastwagen und bringt die Melodie der jüdischen Hymne *Hatikvah* mit, während aus einem dritten die *Internationale* zu hören ist. Die Musik hat etwas unweigerlich Gebrochenes, wie bei einer Fuge, und wird immer leiser, je weiter die Lastwagen sich entfernen. Die Stimmen werden immer

schwächer, bis sie nicht mehr zu hören sind. In dieser Nacht wird man Tausende von Stimmen zum Verstummen bringen.

In der Nacht zum 9. März 1944 wurden dreitausendsiebenhundertzweiundneunzig Gefangene aus dem Familienlager Bllb vergast und anschliessend im Krematorium III von Auschwitz-Birkenau verbrannt.



## Kapitel 20

**A**m nächsten Morgen muss Dita nicht darauf warten, dass das Geschrei der Kapo sie weckt, denn sie hat die ganze Nacht nicht schlafen können. Ihre Mutter gibt ihr einen Kuss, und dann springt Dita von der Pritsche herunter und macht sich auf den Weg zum Morgenappell in Block 31, wie an jedem Tag. Nur dass es kein Tag wie jeder andere ist; die Hälfte der Menschen, die mit ihr zusammen waren, ist fort und wird nicht mehr wiederkommen.

Obwohl sie damit riskiert, die Aufmerksamkeit eines Kapos oder Wachmanns zu erregen, verlässt Dita die Lagerstrasse und geht zur Rückseite der Baracken, die dem Zaun am nächsten sind. Sie schaut hinüber ins Quarantänelager, in der schwachen Hoffnung, dort Menschen zu sehen, die noch am Leben sind. Aber zwischen den Baracken von Lager Blla rührt sich nichts.

Das Geschrei der vergangenen Nacht ist vorbei, es herrscht drückende Stille. Das Lager ist verlassen. Es ist so ruhig wie auf einem Friedhof. Der Boden ist übersät mit zertrampelten Hüten, einem weggeworfenen Mantel und leeren Blechnäpfen.

Im Schlamm entdeckt Dita etwas Weisses: ein zusammengeknülltes Stück Papier. Sie schliesst die Augen, um es nicht mehr sehen zu müssen, denn es ist einer von Professor Morgensterns Papier-

vögeln, der zerknittert und plattgetrampelt im Schlamm liegt. Dita fühlt sich exakt genauso.

Nach dem Morgenappell entspannen sich alle ein wenig. Die Kinder haben sich die ganze Zeit umgesehen, um herauszufinden, wer alles fehlt. So sehr der tägliche Appell ihnen normalerweise verhasst ist, so sehr verstört er sie heute durch seine Kürze. Dita verlässt die Baracke, um der bedrückten Stimmung zu entfliehen. Aber obwohl es gerade erst gedämmt hat, wird der Himmel von etwas verdunkelt, ein trockener Regen, den die Brise mitbringt, macht alles schmutzig. Asche. Ein schwarzer Schneefall, wie ihn Dita noch nie zuvor gesehen hat. Die Leute, die in den Gräben arbeiten, blicken hinauf zum Himmel. Wer Steine schleppt, lässt sie liegen und bleibt stehen. Die Menschen in den Werkstätten hören auf zu arbeiten, trotz des Geschreis der Kapos, und gehen nach draussen, um nachzusehen, was los ist. Es ist vielleicht ihr erster Akt der Rebellion: Sie schauen in den schwarzen Himmel, ohne auf die Befehle und Drohungen zu achten. Es ist, als wäre die Nacht plötzlich zurückgekehrt.

«Mein Gott! Was ist das?», fragt jemand.

«Das ist Gottes Fluch!», ruft ein anderer.

Dita schaut nach oben, und ihr Gesicht, ihre Hände und ihr Kleid sind voller winziger grauer Flocken, die sich zwischen ihren Fingern auflösen. Die Insassen von Block 31 kommen nach draussen.

«Was ist los?», fragt ängstlich ein kleines Mädchen.

«Habt keine Angst», sagt Mirjam Edelstein zu den Kindern. «Das sind unsere Freunde vom Septembertransport. Sie kehren zurück.»

Kinder und Lehrer drängen sich schweigend zusammen. Viele beten stumm. Dita legt die gewölbten Hände zusammen, um etwas von diesem Regen aus Seelen aufzufangen, unfähig, ihre Tränen zurückzuhalten, die ihr als weisse Furchen über das schwarze Gesicht

laufen. Mirjam Edelstein umarmt ihren Sohn Arjeh, und Dita geht zu ihnen.

«Sie sind zurück, Dita. Sie sind zurückgekehrt.» Sie werden Auschwitz nie wieder verlassen.

Einige Lehrer haben sich geweigert zu unterrichten. Für ein paar von ihnen ist es eine Form des Protests, während andere schlicht nicht in der Lage sind weiterzumachen. Lichtenstern versucht die Moral der Menschen zu heben, aber er hat nicht das Charisma und das Selbstbewusstsein von Fredy Hirsch. Und man merkt ihm deutlich an, dass auch er demoralisiert ist.

Eine Lehrerin will wissen, was mit Hirsch passiert ist. Andere versammeln sich und lassen die Köpfe hängen, wie bei einem Begräbnis. Jemand sagt, er habe gehört, Hirsch sei auf einer Bahre in einen der Lastwagen gekommen, entweder sterbend oder bereits tot.

«Ich glaube, er hat sich aus Stolz umgebracht. Er war zu stolz, um sich von den Nazis töten zu lassen. Dieses Vergnügen wollte er ihnen nicht gönnen.»

«Ich glaube, er hat es nicht ertragen, dass seine eigenen Landsleute ihn verraten haben.»

«Es war das Leid der Kinder, das er nicht ertragen konnte.»

Dita hört zu, und etwas regt sich in ihr, so, als würde sie spüren, dass etwas in Hirschs Ende sich den gängigen Erklärungen entzieht. Sie ist nicht nur untröstlich, sondern auch verstört. Was soll nun aus der Schule werden, nachdem Hirsch nicht mehr da ist, um alles in Ordnung zu bringen? Sie hat sich einen Platz auf einem Schemel gesucht, der so weit wie möglich von den anderen entfernt ist, aber jetzt sieht sie Seppi Lichtensterns dürre, linkische Gestalt auf sich zukommen. Er ist nervös, und er würde zehn Jahre seines Lebens für eine Zigarette geben.

«Die Kinder haben Angst, Edita. Sieh sie dir an, sie bewegen sich

nicht, sie reden nicht. Wir müssen irgendetwas tun.»

«Wir sind alle am Ende, Seppi. Was können wir denn schon tun?»

«Die einzige Option ist, weiterzumachen. Wir müssen die Kinder zu einer Reaktion bewegen. Lies ihnen etwas vor.»

Dita schaut sich um und sieht, dass die Kinder sich in stummen Grüppchen auf den Fussboden gesetzt haben. Noch nie waren sie so bedrückt, so still. Dita fühlt sich schwach, und sie hat einen bitteren Geschmack im Mund. Am liebsten würde sie weiter auf ihrem Schemel sitzen, ohne sich zu rühren oder zu sprechen und ohne dass jemand sie anspricht, und nie wieder aufstehen.

«Was soll ich ihnen denn vorlesen?»

Seppi Lichtenstern macht den Mund auf, aber es kommt kein Wort heraus, also macht er ihn wieder zu und blickt ein wenig verlegen zu Boden. Mit Büchern kennt er sich nicht aus, gibt er zu. «Du bist die Bibliothekarin von Block 31», erinnert Lichtenstern Dita barsch.

Dita nickt. Sie muss ihrer Verantwortung nachkommen. Daran muss niemand sie erinnern. Auf dem Weg zur Kammer des Blockältesten wünscht sie sich, sie könnte Herrn Utitz, den Chefbibliothekar in Theresienstadt, fragen, welches Buch er unter diesen tragischen Umständen für Kinder empfiehlt. Sie hat einen ernsten Roman und ausserdem ein paar Bücher über Mathematik und die Welt zur Verfügung. Aber noch ehe sie die Lumpen aufhebt, die auf der Bodenklappe über dem Versteck liegen, hat sie sich entschieden.

Sie nimmt das ramponierteste der Bücher heraus – es ist kaum mehr als ein Stapel loser Seiten. Es ist möglicherweise das unpassendste, das am wenigsten pädagogische und das respektloseste Buch von allen. Es gibt hier sogar ein paar Lehrer, die es missbilli-

gen, die es für plump, anstössig und geschmacklos halten. Aber Menschen, die glauben, dass Blumen in Vasen wachsen, verstehen nichts von Literatur. Mittlerweile ist die Bibliothek für Dita zu einem Erste-Hilfe-Kasten geworden, und jetzt wird sie den Kindern etwas von der Medizin verabreichen, die ihr das Lächeln wiedergeschenkt hat, als sie glaubte, sie hätte es für immer verloren.

Lichtenstern winkt einem der Gehilfen, damit er an der Tür Wache steht, und Dita setzt sich mitten in der Baracke auf einen Schemel. Ein paar wenige Kinder sehen sie mit lustloser Neugierde an, aber die meisten starren weiter auf ihre Holzpantinen. Dita schlägt das Buch auf, sucht die richtige Stelle und beginnt zu lesen. Die Kinder können sie zwar hören, aber keines achtet auf sie. Sie sind apathisch, viele von ihnen liegen auf dem Fussboden. Die Lehrertuscheln immer noch miteinander und sprechen über das, was sie über den Tod der Septembergruppe wissen. Selbst Lichtenstern sitzt auf einem Schemel, die Augen geschlossen, in einem Versuch, innerlich Abstand zu gewinnen.

Dita liest für niemanden. Sie beginnt mit einer Szene, in der die tschechischen Soldaten, die dem österreichischen Kommando unterstellt sind, mit dem Zug zur Front fahren. Dort schafft es Svejk mit seinen verschrobenen Ansichten, einen arroganten Leutnant namens Dub gegen sich aufzubringen, der alle Soldaten kontrolliert, die im Zielbahnhof einlaufen. Er läuft dort auf und ab und hält immer wieder die gleiche Ansprache: *«Kennen Sie mich? Sie kennen mich vielleicht von meiner guten Seite, aber warten Sie nur, wenn Sie mich von meiner schlechten Seite kennenlernen. Ich bin böse, Sie werden sich noch wundern, ich bringe jeden zum Weinen.»*

Anschliessend fragt der Leutnant, ob die Betreffenden Geschwister haben, und wenn sie die Frage bejahen, brüllt er sie an, dass diese dann wohl so dumm sein müssen wie sie selbst.

Die Kinder wirken immer noch sehr bedrückt, auch wenn ein

paar sogar aufgehört haben, an die Decke zu starren, und zu Dita hinübersehen, während diese weiter Worte in die Luft pflanzt. Auch ein paar Lehrer haben die Köpfe gedreht, allerdings ohne ihre Gespräche wirklich zu unterbrechen. Sie verstehen noch nicht ganz, was sie da genau tut. Dita liest weiter bis zu der Stelle, wo der übel-launige Leutnant zu Svejek kommt, der gerade ein Plakat kritisiert, auf dem ein österreichischer Soldat mit seinem Bajonett einen russischen Kosaken an der Wand aufspießt.

Jetzt hören einige Kinder zu, während andere, die vorher weiter hinten sassen, nach vorne gekommen sind, um besser hören zu können. Ein paar der Lehrer reden noch, aber andere bitten sie um Ruhe. Dita liest mit sanfter Beharrlichkeit weiter. Die Melodie ihrer Worte und Svejks Einfälle haben das Gemurmel zum Erliegen gebracht. Einige Kinder lachen. Hinten in der Baracke späht Mirjam Edelstein durch ihre Finger. Dita liest noch mehr unerwartete Ereignisse und Abenteuer dieses Soldaten vor, der, indem er den Dummkopf spielt, den Krieg und überhaupt jeden Krieg lächerlich macht. Mirjam sieht zu ihrer Bibliothekarin auf. Das kleine Buch mit seinen Geschichten hat es geschafft, die ganze Baracke zu vereinen.

Als Dita das Buch zuklappt, stehen die Kinder auf und beginnen sich wieder zu bewegen, sie rennen sogar in der Baracke herum. Das Leben ist wieder in Gang gekommen, nachdem es zuvor kurz ausgesetzt hatte. Dita streichelt den alten Rücken des Buchs, das sie mit Nadel und Faden zusammengenäht hat, und ist glücklich, denn sie weiss, dass Fredy stolz auf sie wäre. Sie hat das Versprechen gehalten, das sie ihm gegeben hat: weiterzumachen und niemals aufzugeben. Trotzdem senkt sich ein Schleier der Traurigkeit über sie. *Warum hat er aufgegeben ?*

## Kapitel 21

**M**engele passiert den Eingang zum Familienlager, er bringt einen kalten Windstoss und die Klänge von Wagners *Walkürenritt* mit. Sein Röntgenblick scheint nach etwas Ausschau zu halten oder nach jemandem, aber Dita befindet sich in Block 31. Hier ist sie in Sicherheit... zumindest fürs Erste.

Es heisst, eine der von Lagerkommandant Rudolf Höss gefeierten Heldentaten sei Mengeles Vorgehen bei einem schlimmen Typhusausbruch in Birkenau gewesen, von dem bereits siebentaused Frauen betroffen waren. Die Krankheit geriet ausser Kontrolle, weil die Baracken verlaust waren. Aber Mengele fand eine Lösung. Er schickte eine ganze Baracke von sechshundert Frauen in die Gaskammer und liess anschliessend ihre Baracke gründlich desinfizieren. Vor der Baracke wurden Badewannen mit Desinfektionskits aufgestellt, und die Frauen der benachbarten Baracke mussten sich desinfizieren lassen, bevor sie die gereinigte Baracke betreten durften. Anschliessend desinfizierte man die Baracke, in der die Frauen zuvor gelebt hatten, und wiederholte diese Prozedur mit sämtlichen Frauen im Lager. So machte Mengele der Epidemie ein Ende.

Die Kommandantur beglückwünschte den Arzt. Man wollte ihm sogar eine Medaille für sein energisches Einschreiten verleihen, bei

dem er so tatkräftig war, dass er sich am Ende sogar selbst mit Typhus ansteckte. Dieser Persönlichkeitszug beherrschte sein Handeln: Für ihn zählten die übergeordneten Ergebnisse oder der wissenschaftliche Fortschritt; die Menschenleben, die dabei geopfert wurden, hatten für ihn keine grosse Bedeutung.

Ein SS-Oberscharführer bringt ihm seine Zwillingspaare. Ein wenig schüchtern kommen die Kinder herein und begrüssen ihn im Chor mit «Guten Tag, Onkel Pepi». Er lächelt sie an und wuschelt der kleinen Irene durch die Haare. Dann gehen sie alle in seine Räume in Lager F, das die Leute den «Zoo» nennen, wenn Mengele gerade nicht da ist. Hier gibt es mehrere Pathologen, die für Mengele arbeiten. Die Kinder werden gut ernährt, haben saubere Bettwäsche und sogar Spielsachen und Süssigkeiten. Aber wann immer sie diesen Ort zusammen mit dem Arzt betreten, halten ihre Eltern den Atem an, bis sie wieder zurück sind. Bisher sind die Kinder immer wohlbehalten zurückgekehrt, in der Tasche ein Brötchen als Belohnung, und mit Schilderungen, wie man sie von Kopf bis Fuss vermessen hat, mit Berichten über Blutproben und ab und zu einer Spritze, nach der der Doktor ihnen immer ein Stück Schokolade schenkt.

Andere Kinder hatten weniger Glück. Mengele interessiert, wie sich Krankheiten bei Zwillingen auswirken; im Zigeunerlager hat er bei mehreren Zwillingspaaren Typhusbakterien injiziert, um zu sehen, wie ihr Organismus reagiert. Anschliessend hat er sie getötet, um sie obduzieren und die Veränderungen in ihrem Organismus studieren zu können.

Heute jedoch tätschelt Mengele seinen Zwillingen die Köpfe und lächelt sogar freundlich, als er ihnen Gute Nacht sagt. «Vergesst Onkel Pepi nicht», sagt er, denn er hat nicht vor, sie zu vergessen.



Vergessen ist keine Option. In Auschwitz sind ein paar Tage in einer Art Friedhofsroutine vergangen, aber Dita kann nicht vergessen. Im Grunde will sie nicht vergessen. Fredy Hirsch hat seinem Leben ein Ende gesetzt, aber eine Frage geht Dita beständig im Kopf herum: Wieso?

Sie erfüllt weiter ihre Pflichten als Bibliothekarin, aber sie hat sich in sich selbst verkrochen. Zwar ist sie froh, dass es in Block 31 trotz allem weitergeht. Aber seit Hirsch nicht mehr da ist, wirkt alles kleiner – vielleicht weil es jetzt weniger Klinder sind – und sogar gewöhnlicher.

Ihr heutiger Gehilfe ist ein sehr netter Junge und sogar hübsch, mit goldenen Sommersprossen im Gesicht. Unter anderen Umständen würde sie sich vielleicht bemühen, freundlicher zu ihm zu sein, schliesslich gibt es hier nicht allzu viele gut aussehende Jungen, aber als er ein Gespräch in Gang bringen will, antwortet sie nur einsilbig. Sie ist mit den Gedanken nicht bei der Sache.

Sie kann einfach nicht begreifen, wieso Hirsch sich das Leben genommen hat. Es passt nicht zu ihm. Nach allem, was er erduldet hat, und unter Berücksichtigung seiner Disziplin, erscheint es ihr abwegig, dass er vor der Verantwortung geflohen sein soll. Dita schüttelt den Kopf, und ihr Haar, das vor und zurück schwingt, bekräftigt ihr Nein. Es fehlt ein Teil des Puzzles. Fredy hat zu ihr gesagt, sie seien Soldaten und müssten bis zum Schluss kämpfen. Wie kann es da sein, dass er seinen Posten verlassen hat? Nein, das ist nicht Fredy Hirschs Art. Er war Soldat. Er hatte eine Mission. Gut, er war melancholischer als sonst, als sie ihn an jenem letzten Nachmittag gesehen hat, müder vielleicht. Wahrscheinlich war ihm klar, dass die Zeichen für die Verlegung schlecht standen. Aber sie begreift einfach nicht, wieso er sich umgebracht hat. Und Dita hält es nicht aus, wenn sie etwas nicht versteht. Sie ist dickköpfig, das sagt ihre Mut-

ter auch immer. Und damit hat sie recht: Dita gehört zu den Menschen, die es nicht ertragen, wenn ein Puzzle unvollendet bleibt.

Als sie ihren Pflichten in Block 31 nachgekommen ist, geht sie deshalb schnurstracks zu ihrer Baracke. Sie hat Glück, ihre Mutter ist gerade mit Frau Turnovska allein.

«Bitte entschuldigen Sie die Unterbrechung, Frau Turnovska, aber ich würde Sie gern etwas fragen.»

«Edita, musst du immer so mit der Tür ins Haus fallen?», fragt ihre Mutter vorwurfsvoll.

Frau Turnovska lächelt. Sie mag es, wenn junge Frauen sie um Rat fragen. «Lass sie doch. Mit jungen Leuten zu sprechen hält mich jung, liebe Liesl.» Sie kichert.

«Es geht um Fredy Hirsch. Sie wissen doch, wie er war, oder nicht?»

Frau Turnovska sieht ein wenig verschnupft aus. In ihren Augen grenzt Ditas Frage an eine Beleidigung.

«Ich wüsste gerne, was man sich über seinen Tod erzählt.»

«Es heisst, dass er sich mit diesen schrecklichen Pillen vergiftet hat. Angeblich sollen Tabletten ja alles heilen, aber ich glaube nicht daran. Ich nehme nie die Pillen, die mir der Arzt gegen meine Erkältungen verschreibt. Ich habe schon immer lieber mit Eukalyptusöl inhaliert.»

«Sie haben ja so recht! Ich mache das auch immer so. Haben Sie es schon einmal mit einem Aufguss aus Pfefferminz versucht?», fragt Ditas Mutter.

«Nein, das habe ich nicht – meinen Sie pur oder mit Eukalyptus gemischt?»

Dita stöhnt ungeduldig. «Das mit den Tabletten wusste ich schon, aber ich will wissen, wieso er es getan hat! Was erzählen sich die Leute darüber, Frau Turnovska?»

«Ach, Liebes, die erzählen sich alles Mögliche! Der Tod dieses Mannes hat schon für viel Gesprächsstoff gesorgt.»

«Edita meinte, er sei ein guter Mensch gewesen», wirft ihre Mutter ein.

«Natürlich. Allerdings genügt es nicht, ein guter Mensch zu sein. Mein armer Mann, möge er in Frieden ruhen, war ein sehr guter Mensch, aber er war gleichzeitig so schüchtern, dass aus seiner Obsthandlung nichts werden konnte. Die Bauern haben ihm immer die überreifen Früchte angedreht, die keiner haben wollte.»

«In Ordnung», unterbricht Dita sie, die drauf und dran ist zu schreien, «aber was sagen die Leute über Hirsch?»

«Ich habe die verschiedensten Theorien gehört, mein Kind. Einige sagen, er habe Angst vor der Gaskammer gehabt; andere behaupten, er sei tablettenabhängig gewesen und habe eine Überdosis genommen. Einer ist der Meinung, er habe es aus Traurigkeit getan, als er sah, dass sie die Kinder umbringen würden. Eine Frau sagte mir, die Nazis hätten ihn mit dem bösen Blick verhext, schliesslich würden sie schwarze Magie praktizieren.»

«Ich glaube, ich weiss, wen Sie meinen ...»

«Etwas sehr Schönes habe ich auch gehört: Ein Mann meinte, es sei ein Akt der Auflehnung gewesen. Fredy habe sich das Leben genommen, um den Nazis diese Möglichkeit zu nehmen.»

«Und Sie glauben, das stimmt?»

«Ich kann dir versichern, dass jede Theorie in dem betreffenden Moment überzeugend klang.»

Dita nickt und sagt den beiden Frauen Gute Nacht. Die Wahrheit nimmt in einem Krieg als Erstes Schaden. Aber Dita ist fest entschlossen, sie zu finden, und wenn sie noch so tief unter dem Schlamm begraben liegt. Deshalb huscht Dita noch am selben Abend, als ihre Mutter bereits in ihr Bett geklettert ist, zur Pritsche von Radio Birkenau hinüber.

«Frau Turnovská ...»

«Was gibt es denn, Edita?»

«Ich würde Sie gern etwas fragen ... und ich bin mir auch sicher, dass Sie die Antwort kennen.»

«Schon möglich», erwidert die Frau ein wenig eitel. «Du kannst mich alles fragen, ich habe keine Geheimnisse vor dir.»

«Können Sie mir jemanden beim Widerstand nennen, mit dem ich sprechen könnte?»

«Aber mein liebes Kind ...» Jetzt bereut Frau Turnovska ihre Versicherung, es gebe keine Geheimnisse zwischen ihnen. «Das ist nichts für junge Mädchen. Es ist sehr gefährlich. Wenn ich dich mit dem Widerstand in Kontakt brächte, würde deine Mutter nie wieder ein Wort mit mir reden.»

«Ich will ja gar nicht beitreten, auch wenn das vielleicht gar keine so schlechte Idee wäre, jetzt, wo Sie es sagen. Aber so jung, wie ich noch bin, wollen die mich bestimmt nicht. Ich will nur mit jemandem über Fredy Hirsch reden. Die wissen doch vermutlich besser als alle anderen, was ihm zugestossen ist.»

«Du weisst ja, der Letzte, der ihn gesehen hat, war der Schreiber des Quarantänelagers, Rosenberg ...»

«Ich weiss, aber den zu sprechen ist schwierig. Ich könnte doch vielleicht mit jemandem aus diesem Lager hier reden? Bitte!»

Frau Turnovska murren ein wenig. «Na schön, aber du hast das nicht von mir. Es gibt da einen Mann aus Prag, er wird Anders genannt. Er arbeitet in Werkstatt Nummer 3, und du erkennst ihn mit Leichtigkeit, sein Kopf ist nämlich so glatt wie eine Billardkugel, und er hat eine riesige Nase, die aussieht wie eine Kartoffel. Aber ich weiss von nichts.»

«Vielen Dank. Ich stehe in Ihrer Schuld.»

«Du schuldest mir überhaupt nichts, mein Kind, mir nicht und auch sonst niemandem. Wir alle in diesem Lager haben unsere Schuld mehr als beglichen.»

Dita lässt den folgenden Tag in Block 31 verstreichen. Am nächsten Tag sind die Gruppen nicht mehr ganz so unruhig, aber weiter dominieren der Hunger und die Furcht, dass es für alle der letzte Tag sein könnte. Sobald sie mit der Arbeit fertig ist, wird Dita nach diesem Anders suchen.

Heute ist einer der Tage, an denen sie Mirjam Edelstein mit dem Schreibunterricht der Siebenjährigen helfen muss. Draussen regnet es, weshalb kein Sport und auch keine Spiele im Freien stattfinden. Die Kinder sind missmutig, weil sie weder «Himmel und Hölle» noch «Räuber und Gendarm» spielen können, und Dita hat schlechte Laune, weil es schon seit Tagen regnet und die Leute sich in ihren Baracken verkriechen. Deswegen hat sie auch den Glatzköpfigen nicht ausfindig machen können.

Mirjam Edelstein verbirgt ihre Angst vor den Kindern, aber seit Hirschs Tod ist sie sehr einsam. Ausserdem hat sie immer noch keine Nachricht von ihrem Mann Jakub, nachdem sie bei Eichmanns Besuch im Familienlager von diesem erfahren hat, dass Jakub nach Deutschland geschickt worden sei und es ihm gut gehe. Aber Eichmann hat sie angelogen. Die Wirklichkeit ist ganz anders: Jakub befindet sich immer noch in dem entsetzlichen Gefängnis von Auschwitz I, das nur drei Kilometer von Birkenau entfernt liegt. In diesem Gefängnis gibt es Zellen, die aussehen wie Schränke aus Zement. Die Gefangenen können sich darin nicht hinsetzen und müssen im Stehen schlafen. Sie werden systematisch gefoltert: Elektroschocks, Schläge, Injektionen. Eine der beliebtesten Foltermethoden bei den Wachen sind die Scheinhinrichtungen. Dazu bringt man die Gefangenen in den Hof, verbindet ihnen die Augen, legt die Gewehre an, und wenn die Häftlinge zu zittern beginnen und die Kontrolle über den Schliessmuskel verlieren, kommt das metallische Klicken der nicht geladenen Gewehre. Anschliessend bringen die

Wachen die Häftlinge in ihre Zellen zurück. Die echten Hinrichtungen sind so häufig, dass nicht einmal die Wand gereinigt wird, vor der sich die Häftlinge aufstellen müssen, und in der Höhe, die der durchschnittlichen Körpergrösse der Opfer entspricht, zieht sich eine rötliche Linie aus Haaren und Hirnmasse über die Mauer.

Dita müht sich mit den Löffeln der Mädchen ab, deren Ende sie mit einem Stein ansplitzt. Mit diesen Löffeln stellen die Kinder dann mit Mirjams Hilfe ihre provisorischen Bleistifte her, mit denen man jeweils drei bis vier Worte schreiben kann. Auch Papier ist ein rares Gut, und Lichtenstern beschafft sich die Bögen einzeln, indem er den Nazis die Ausrede auftischt, dass er Listen führen muss.

Die Bibliothekarin nimmt sich einen der behelfsmässigen Stifte und ein Stück Papier. Sie hat schon lange nicht mehr gezeichnet, und ihre Finger fliegen über das Papier, aber die russige Holzspitze lässt rasch nach. Mirjam Edelstein nähert sich von hinten und wirft einen Blick über Ditas Schulter. Sie sieht ein paar gerade Linien und einen Kreis – mehr hat Dita dem Stift nicht abringen können – und macht grosse Augen.

«Die astronomische Uhr in Prag», sagt sie wehmütig.

«Sie haben sie erkannt!»

«Die würde ich auch auf dem Meeresgrund erkennen. Für mich ist sie das Sinnbild des Prags der Uhrmacher und Handwerker.»

«Ein Symbol des ganz normalen Lebens.»

«Des Lebens, ja.»

Dita spürt, wie die stellvertretende Blockälteste ihr etwas in ihren Wollstrumpf steckt, und dann korrigiert sie weiter die Arbeit der Mädchen, so, als wäre nichts geschehen. Als Dita ihr Bein berührt, spürt sie eine kleine Erhebung. Es ist ein echter Bleistift, das beste

Geschenk, das sie seit Jahren bekommen hat. Vorfälle wie dieser sind der Grund, weshalb Mirjam Edelstein bei allen Tante Mirjam heisst.

Während des restlichen Vormittags arbeitet Dita mit Feuereifer an ihrer Zeichnung von der astronomischen Uhr in Prag, mit dem Sensenmann, dem Hahn, den Tierkreiszeichen und den zwölf Aposteln. Ein paar Kinder haben mitbekommen, dass sie zeichnet, und kommen zu ihr, um zuzusehen. Geduldig erklärt Dita, dass der Sensenmann stündlich die Glocke schlägt und die Figuren dann von der einen Tür zur nächsten ziehen. Als die Zeichnung fertig ist, faltet sie sie sorgfältig zusammen und geht hinüber zu Arjeh, Mirjams Sohn, der einen der anderen Jungen bei der Hand hält und Telegraf spielt. Sie steckt ihm das Blatt in die Tasche und sagt ihm, es sei ein Geschenk für seine Mutter.

Um sich zu beschäftigen, nimmt sie sich die Zeit, Freuds Essay zu kleben, bei dem sich nach dem Ausleihen der Buchrücken gelöst hat. Ausserdem streichelt sie die Seiten und glättet eine nach der anderen, nach dem harten Tag, den sie hinter sich haben.

SS-Offizier Viktor Pestek ist ebenfalls glücklich, während er Renée Neumanns Locken bürstet und anschliessend durcheinanderbringt.

Renée lässt ihn gewähren. Sie erlaubt weder Küsse noch andere Annäherungsversuche. Aber als Viktor gefragt hat, ob er ihr die Haare bürsten darf, konnte oder wollte sie es ihm nicht verweigern. Er ist ein Nazi, ein Unterdrücker, ein Verbrecher ... aber er behandelt sie mit einem Respekt, den sie bei ihren eigenen Gefährten im Lager nur schwer findet. Renée muss wegen der häufigen Diebstähle mit ihrem Blechnapf unter dem Arm schlafen oder sich das Gefäss ans Bein binden. Manche Frauen verkaufen ihren Körper, und Verräter gibt es auch. Andere, die besonders rechtschaffen und religiös sind,

beschimpfen Renée und bezeichnen sie als Schlampe, weil sie ihrer Mutter ein Stück Obst mitbringt, das ihr ein SS-Offizier geschenkt hat.

Damit verglichen ist die Zeit mit Viktor ein Labsal. Viktor – meistens redet er, während sie zuhört – hat ihr erzählt, dass er vor dem Krieg auf einem Bauernhof gearbeitet hat. Wenn dieser verdammte Krieg nicht ausgebrochen wäre, wäre er wahrscheinlich ein ganz normaler, ehrlicher, fleissiger junger Mann wie alle anderen. Wer weiss, womöglich hätte sie sich sogar in ihn verliebt.

An diesem Nachmittag jedoch ist Viktor nervöser als sonst. Wie immer bringt er ihr ein Geschenk mit. Er hat seine Lektion gelernt – diesmal ist es eine Wurst, die in Papier eingewickelt ist. Aber das Geschenk, das er ihr geben möchte, ist etwas anderes.

«Ein Plan, Renée.»

Sie sieht ihn fragend an.

«Ich will mit dir von hier Weggehen, heiraten und ein neues Leben beginnen.»

Renée sagt kein Wort.

«Ich habe mir alles genau überlegt. Wir werden durch das Tor gehen, ohne Verdacht zu erregen.»

«Du bist wahnsinnig ...»

«Nein, nein. Du wirst eine SS-Uniform tragen. Es wird Nacht sein. Dann sage ich das Losungswort, und anschliessend spazieren wir seelenruhig aus dem Lager. Du darfst natürlich kein Wort sagen. Danach fahren wir mit dem Zug nach Prag. In dieser Stadt habe ich eine Kontaktperson. Ein paar Gefangene sind meine Freunde; sie wissen, dass ich nicht so bin wie die anderen SS-Männer. Wir besorgen uns gefälschte Ausweise und gehen von dort aus nach Rumänien. Dort warten wir dann, bis der Krieg vorbei ist.»

Renée sieht diesen dünnen, etwas kurz gewachsenen, etwas linki-



schen Wachmann mit dem schwarzen Haar und den blauen Augen aufmerksam an. «Das würdest du für mich tun?»

«Ich würde alles für dich tun, Renée. Kommst du mit?»

Kein Zweifel, Liebe und Wahnsinn haben einiges gemeinsam.

Renée seufzt. Aus Auschwitz zu entkommen ist der Traum jedes Einzelnen der mehreren Tausend Häftlinge, die zwischen den Zäunen und den Krematorien gefangen gehalten werden. Sie sieht auf, zupft an einer ihrer Locken und knabbert daran.

«Nein.»

«Du brauchst keine Angst zu haben, es klappt bestimmt. Wir machen es an einem Tag, an dem einer von meinen Freunden Dienst hat. Es wird keinerlei Schwierigkeiten geben – es wird ganz leicht sein. Hier erwartet dich nur der Tod, wenn du bleibst.»

«Ich kann aber meine Mutter nicht hier allein lassen.»

«Aber Renée, wir sind jung – sie wird das verstehen. Wir haben unser Leben noch vor uns.»

«Ich lasse meine Mutter nicht allein. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.»

«Renée ...»

«Ich habe dir doch schon gesagt, dass das mein letztes Wort ist. Es ist mir egal, was du sagst, ich werde meine Meinung nicht ändern.»

Pestek überlegt kurz. Ein Pessimist war er noch nie. «Dann kommt deine Mutter eben mit.»

Renée beginnt sich zu ärgern. Die ganze Sache klingt nach heisser Luft, nach einem Zeitvertreib, den sie kein bisschen amüsant findet. Pestek geht kein Risiko ein, sie und ihre Mutter dagegen sehr wohl. Sie sind nicht in der Position, Spiele zu spielen und über eine Flucht aus Auschwitz herumzualbern.

«Für uns ist das alles kein Spiel. Mein Vater ist an Typhus gestorben, und mein Cousin und seine Frau sind mit dem Rest des September-transportes ermordet worden. Das ist nicht lustig – »

«Glaubst du etwa, ich scherze? Du kennst mich immer noch nicht richtig. Wenn ich dir sage, dass ich dich und deine Mutter hier raus-hole, dann tue ich das auch.»

«Es ist unmöglich, und das weißt du! Sie ist zweiundfünfzig Jahre alt, sie ist winzig, und sie hat Rheuma. Willst du sie vielleicht auch als Wachmann verkleiden?»

«Wir werden den Plan abändern. Lass mich nur machen.»

Renée mustert ihn, wieder einmal weiss sie nicht, was sie von all dem halten soll. Gibt es wirklich eine Chance, und sei sie auch noch so klein, dass er sie beide lebendig hier herausholt? Und angenommen, sie schaffen es ... Wie geht es danach weiter? Könnten sich zwei Jüdinnen, die aus Auschwitz geflohen sind, und ein Verräter vor den Nazis verstecken? Und danach ... würde sie sich an einen Nazi binden wollen, selbst wenn er ein Deserteur ist? Würde sie den Rest ihres Lebens mit jemandem verbringen wollen, der bis heute kein Problem damit zu haben scheint, Hunderte unschuldiger Menschen in den Tod zu schicken? So viele Fragen.

Wieder einmal schweigt sie. Sie begnügt sich damit, nichts zu sagen, und Pestek fasst ihr Schweigen als Zustimmung auf, weil er es so verstehen will.

Es hat endlich aufgehört zu regnen, weshalb Dita ihre Mittagspause nutzt, um den Mann vom Widerstand ausfindig zu machen. Aber die Erde, die sich in dicken Schlamm verwandelt hat, scheint ihn verschluckt zu haben. Während die Häftlinge ihre Pause hatten, hat sie sich in der Nähe der Werkstatt herumgedrückt, aber sie hat ihn nirgendwo gesehen.

Jetzt sitzt sie auf ihrer Bank, glättet sorgsam die zerknitterten

Seiten des französischen Romans, bei dem die Vorder- und Rückseite des Einbands fehlen, und trägt Klebstoff auf den Buchrücken auf. Der Klebstoff ist ein Geschenk von Margit, die ihn heimlich aus ihrer Werkstatt geschmuggelt hat, in der Militärstiefel hergestellt werden. Dita will das Buch gründlich verarzten, bevor sie es an den einzigen Menschen verleiht, der je danach gefragt hat: eine etwas säuerliche Lehrerin namens Markéta. Ihr glattes Haar ist für ihr Alter ein wenig zu grau, und ihre Arme sind dünn wie Besenstiele. Angeblich war sie vor dem Krieg bei einem Regierungsminister als Gouvernante angestellt. Sie unterrichtet eine Gruppe von Neunjährigen, und manchmal hört Dita, wie sie ihren Schülern ein paar Worte auf Französisch beibringt. Ihre Schüler sind immer sehr aufmerksam, denn Französisch ist die Sprache, die von vornehmen jungen Damen gesprochen wird. In Ditas Ohren klingen die musikalischen Worte, als seien sie von Spielleuten erfunden worden.

Auch wenn Dita Markéta etwas zurückhaltend findet und den Eindruck hat, dass sie an Gesprächen nicht interessiert ist, hat die Lehrerin den Roman schon so oft ausgeliehen, dass Dita sie irgendwann gefragt hat, ob sie das Buch kennt. Markéta hat sie verblüfft gemustert.

Dank Markéta konnte Dita das Buch endlich korrekt katalogisieren: Es handelt sich um *Der Graf von Monte Christo* von Alexandre Dumas. Ausserdem hat ihr die Lehrerin erzählt, dass das Buch in Frankreich sehr berühmt ist.

Heute wollte Markéta das Buch für eine Weile ausleihen; nachdem Dita es repariert hat, geht sie daher zu dem Schemel hinüber, auf dem die Lehrerin, tief in Gedanken versunken, sitzt. Markéta spricht nur selten mit jemandem, aber Dita überlegt schon länger, wie sie sich ihr nähern könnte, und jetzt ist der richtige Zeitpunkt gekommen. Die Baracke ist leer, weil weiter hinten Avi Ofirs Chor

probt und mit seinem Geträller alle anderen vertrieben hat. Ohne darauf zu warten, dass Markéta sie auffordert, sich zu setzen, lässt sich Dita auf den Nachbarschemel fallen.

«Ich würde gerne wissen, worum es in diesem Buch geht. Würden Sie es mir erzählen?»

Wenn die Lehrerin jetzt sagt, dass sie verschwinden soll, wird sie aufstehen und gehen. Aber Markéta sieht sie nur an und schickt sie gegen alle Wahrscheinlichkeit nicht weg, sie scheint sich sogar über Ditas Gesellschaft zu freuen. Noch überraschender ist, dass diese wortkarge Frau beginnt, ihr die Geschichte mit unerwarteter Herzlichkeit zu erzählen.

Sie berichtet, dass die Geschichte von einem jungen Mann namens Edmond Dantès handelt, dessen Namen Markéta französisch ausspricht, mit offenen, harten Vokalen, was der Figur eine unmittelbar literarische Qualität verleiht. Edmond sei ein ehrlicher, bodenständiger junger Mann, der als Kapitän der *Pharao* nach Marseille zurücksegle, voller Vorfreude auf das Wiedersehen mit seinem Vater und seiner katalanischen Verlobten.

«Nachdem der Kapitän auf der Überfahrt gestorben ist, hat Edmond das Kommando über das Schiff übernehmen müssen. Das Leben meint es gut mit ihm: Der Eigentümer des Schiffs macht ihn zum Kapitän, und seine Verlobte, die schöne Mercedes, liebt ihn über alle Massen. Sie wollen in Kürze heiraten. Aber ein Cousin von Mercedes, der sie ebenfalls umwirbt, ist voller Groll, weil man nicht ihn zum neuen Kapitän gemacht hat. Er denunziert Dantès wegen Verrats. Es ist schlimm. So stürzt Dantès an seinem Hochzeitstag vom Gipfel der Glückseligkeit in einen Abgrund aus Verzweiflung. Noch während der Hochzeitszeremonie wird er verhaftet und als Gefangener auf die berüchtigte Sträflingsinsel Ile d'If gebracht.»

«Wo ist das?»

«Es ist eine kleine Insel, die gegenüber vom Hafen von Marseille liegt. Dort verbringt er viele Jahre in einer Zelle. Aber der unglückliche Dantès lernt in einer Nachbarzelle einen Gefährten kennen, den Abbé Faria. Faria ist ein Abt, den alle für verrückt halten, weil er den Wachen ständig von einem wunderbaren Schatz erzählt, den er gewillt ist, mit ihnen zu teilen, wenn sie ihn freilassen.»

Dita hört gespannt zu. Sie identifiziert sich mit Edmond Dantès, einem Mann, der durch Heimtücke unschuldig ins Gefängnis kommt, genau wie es ihr und ihrer Familie passiert ist.

«Wie sieht Dantès aus?»

«Stark und gut aussehend, sehr gut aussehend. Aber vor allem hat er ein gutes Herz, ist gütig und grosszügig.»

«Wie geht es mit ihm weiter? Kommt er wieder frei, so, wie er es verdient?»

«Er und Faria planen gemeinsam die Flucht. Mehrere Jahre lang graben sie einen Tunnel, und in dieser Zeit wird Abbé Faria für Dantès zum Vater und Mentor. Aber als der Tunnel fast fertig ist, stirbt Abbé Faria.»

Als hätte sie nicht schon genug an ihrem eigenen Unglück zu tragen, schiebt Dita die Unterlippe vor, voll Trauer über das Unglück des armen Dantès. Markéta lächelt.

«Dantès ist tapfer und einfallsreich. Nachdem die Wärter den Tod des Abbé festgestellt haben, näht er sich selbst in den Leichensack des Toten ein. Als die Männer kommen, die den Leichnam abholen sollen, nehmen sie Dantès mit. Sein Plan sieht vor, dass er sich aus dem Sack befreit und flieht, sobald er in der Leichenhalle allein ist. Aber er weiss nicht, dass es in dem düsteren Gefängnis von If keine Leichenhalle gibt und auch keine Begräbnisse, denn die Leichen der Gefangenen landen dort im Meer. Dantès, der noch in dem Sack steckt, wird aus grosser Höhe in den Ozean geworfen.»

«Und, stirbt er?», fragt Dita ängstlich.

«Nein, Dantès kann sich aus dem Sack befreien, und trotz seiner Erschöpfung gelingt es ihm, das Ufer zu erreichen. Aber weisst du, was das Beste ist? Abbé Faria war gar nicht verrückt; er hatte tatsächlich einen Schatz gefunden. Edmond Dantès macht sich auf die Suche, und die Reichtümer, die er findet, ermöglichen es ihm, eine neue Identität anzunehmen: Er wird der Graf von Monte Christo.»

«Und dann lebt er glücklich bis zu seinem Ende?», fragt Dita naiv.

«Nein! Wie könnte er so tun, als ob nichts geschehen wäre? Er tut das, was getan werden muss: Er rächt sich an denen, die ihn verraten haben.» Sie schildert kurz den raffinierten Plan, mit dem Dantès, jetzt als Graf von Monte Christo, an den Menschen, die sein Leben ruiniert haben, furchtbare Rache nimmt. Es ist ein komplizierter, machiavellistischer Plan, der nicht einmal Mercedes verschont, die nach Dantès' vermeintlichem Tod schliesslich ihren Cousin geheiratet hat, ohne jede Ahnung von den betrügerischen Machenschaften ihres künftigen Ehemanns. Dantès hat auch mit ihr kein Mitleid. In seiner Rolle als reicher, weltgewandter Graf gewinnt er das Vertrauen und die Freundschaft dieser Menschen, und dann zermalmt er sie.

Beide schweigen, als Markéta die Geschichte der unerbittlichen Rache des Grafen von Monte Christo beendet hat. Dita steht auf und will gehen, aber dann dreht sie sich noch einmal zu der Lehrerin um und sagt: «Markéta ... Sie haben diese Geschichte so gut erzählt, dass es sich fast so angefühlt hat, als würde ich sie lesen. Möchten Sie nicht eines unserer «lebendigen Büchen sein? Dann hätten wir *Die wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen*, die Geschichten über die amerikanischen Indianer, die Geschichte der Juden und nun auch noch *Der Graf von Monte Christo*.»

Markéta wendet den Blick ab und blickt auf den Fussboden aus gestampfter Erde. Jetzt ist sie wieder so scheu und ausweichend wie immer. «Es tut mir leid, aber das ist unmöglich. Der Unterricht stellt kein Problem für mich dar, aber mich mitten in die Baracke zu stellen ... auf keinen Fall.»

Dita sieht, dass Markéta allein schon bei dem Gedanken daran errötet. Aber sie können es sich nicht leisten, auf ein Buch zu verzichten, und Dita ruft sich rasch ins Gedächtnis, was Fredy in einer Situation wie dieser gesagt hätte. «Ich weiss, dass es ein grosses Opfer für Sie wäre, aber ... solange die Geschichte andauert, sind die Kinder nicht mehr in einem Stall voller Flöhe, sie riechen das verbrannte Fleisch nicht mehr, sie hören auf, Angst zu haben. In diesen Minuten sind sie glücklich. Wir dürfen den Kindern das nicht wegnehmen.»

Ein wenig widerstrebend stimmt die Frau ihr zu. «Das ist wahr...»

«Die Wirklichkeit flösst uns Zorn und Widerwillen ein. Uns bleibt nur die Fantasie, Markéta.»

Endlich hört die Lehrerin auf, auf den Fussboden zu starren, und hebt das kantige Gesicht. «Setz mich auf deine Liste der Bücher.»

«Danke, Markéta. Vielen Dank. Willkommen in der Bibliothek.»

Die Lehrerin sagt, dass es jetzt schon zu spät für sie zum Lesen ist, weshalb sie das Buch morgen ausleihen wird. Ein Hauch von Freude liegt in ihrer Stimme, und ihre Schritte federn etwas mehr als sonst, als sie sich entfernt. Vielleicht findet sie langsam Gefallen daran, ein «lebendiges» Buch zu sein. Dita bleibt noch ein wenig sitzen, blättert in dem Buch, flüstert den Namen Edmond Dantès vor sich hin und versucht, ihn französisch klingen zu lassen. Sie fragt sich, ob sie wohl von hier fliehen könnte, so wie der Held des Buches. Sie glaubt zwar nicht, dass sie so tapfer wie er ist, aber wenn

sie die Chance hätte, auf den Wald zuzurennen, würde sie nicht zögern.

Ausserdem stellt sie sich die Frage, ob sie ihr Leben danach der Aufgabe widmen würde, sich an sämtlichen SS-Wachen und Offizieren zu rächen, und ob sie dabei ebenso methodisch, unerbittlich und, ja, sogar schonungslos vorgehen würde wie der Graf von Monte Christo. Natürlich wäre es schön, wenn ihre Peiniger denselben Schmerz erleiden müssten, den sie so vielen unschuldigen Menschen zugefügt haben. Aber der Gedanke, dass sie den fröhlichen, selbstbewussten Edmond Dantès zu Beginn der Geschichte viel lieber mochte als den berechnenden, hasserfüllten Mann, in den er sich verwandelt, macht Dita ein wenig traurig. *Hat man denn eine Wahl?, fragt sie sich. Oder verändern einen Schicksalsschläge, auch ohne dass man es will, so wie die Axt einen lebendigen Baum in Feuerholz verwandelt?*

Sie erinnert sich an die letzten Tage ihres Vaters, als er auf seiner schmutzigen Pritsche im Sterben lag, ohne Medikamente, die ihm Erleichterung gebracht hätten, während er langsam an der Krankheit zugrunde ging, mit der die Nazis sich verbündet haben, besessen vom Tod, wie sie sind. Bei diesem Gedanken beginnen ihre Schläfen schmerzhaft zu pochen, und ein unstillbarer Wunsch nach Rache steigt in ihr auf.

Aber dann erinnert Dita sich an das, was Professor Morgenstern sie gelehrt hat: *Unser Hass ist ihr Sieg.* Und sie nickt. *Wenn Professor Morgenstern verrückt war, dann sperrt mich mit ihm zusammen ein.*



## Kapitel 22

Zwei Lager weiter spielt sich eine Szene ab, die kein Häftling mit ansehen möchte, aber sie haben keine Wahl. Rudi Rosenberg, der mit ein paar Listen nach Bild gekommen ist, geht die Lagerstrasse entlang, während eine SS-Streife das Lager betritt. Sie bringen vier ausgemergelte Russen, die immer noch forsch wirken, trotz der Blessuren in ihren Gesichtern, trotz ihrer Dreitagebärte und trotz der abgerissenen Kleider. Rudis Freund Wetzler, ein Häftling, der in der Leichenhalle des Lagers tätig ist, hat ihm erzählt, dass die russischen Kriegsgefangenen neben Birkenau gearbeitet haben, ausserhalb der Lagergrenze. Während ihrer harten Arbeitstage mussten sie dort schwere Platten und Holzpflocke aufeinanderstapeln.

An einem der Vormittage, an denen der diensthabende Kapo sich für ein paar Stunden davonmachte, um mit der Frau zu turteln, die die Arbeiterinnen auf dem angrenzenden Gelände beaufsichtigte, gelang es den Russen, ein kleines Versteck zu bauen. Die Wände bestanden aus vier Holzplatten, auf die sie eine weitere als Dach legten. Darüber legten sie weitere Bretter, um den Schlupfwinkel zu verbergen. Ihr Plan sah vor, das Dach beiseitezuschieben und sich darunter zu verstecken, wenn der Kapo gerade nicht hinsah. Erst beim Appell würde man bemerken, dass sie fehlten. Die Deutschen

würden denken, sie wären geflohen, und zunächst den Wald und die Umgebung absuchen und gar nicht auf die Idee kommen, dass sie sich in Wirklichkeit zwar hinter dem elektrischen Zaun versteckten, aber nur wenige Meter vom eigentlichen Lager entfernt.

Die Deutschen gehen methodisch vor. Bei jedem Fluchtversuch werden sofort Suchtrupps aus SS-Soldaten mobilisiert, die das Gelände abkämmen, und auch in den umliegenden Dörfern bekommen die Wachposten für genau drei Tage Verstärkung. Nach dieser Zeitspanne enden die besonderen Massnahmen, und die SS-Leute kehren auf ihre früheren Posten zurück. Die Russen mussten also genau drei Tage lang in ihrem Versteck bleiben, um dann im Schutz der Dunkelheit zum Wald zu laufen, ohne den zusätzlichen Druck durch die Suchtrupps und Kesseljagden fürchten zu müssen.

Der Wunsch zu fliehen hat sich im Kopf des Schreibers festgesetzt und ist schon beinahe zur Obsession geworden. Einige Lager-veteranen sprechen vom Fluchtfieber, als wäre es eine Krankheit, die die Menschen befällt wie eine ansteckende Seuche. Die Leidenden verspüren mit einem Mal den unwiderstehlichen Drang zu fliehen. Zuerst denkt man nur hin und wieder daran, dann immer häufiger, und irgendwann kann man kaum mehr an etwas anderes denken. Dann grübelt man Tag und Nacht über Mittel und Wege zur Flucht.

Seit die Russen ihr Versteck verlassen und die Flucht gewagt haben, sind erst ein paar Tage vergangen, und Rosenberg beobachtet niedergeschlagen, wie eine Gruppe von SS-Leuten die aneinandergeketteten Flüchtlinge ins Lager bringt. Der Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber bildet die Nachhut. Die Häftlinge können kaum noch gehen, ihre Kleider hängen in Fetzen, und ihre Augen sind so geschwollen, dass ihnen zum Sehen kaum mehr als Schlitzbleiben. Die Wachen blasen ihre Trillerpfeifen, zum Signal, dass alle Häft-

linge aus den Baracken kommen sollen, und wer sich gerade auf der Strasse befindet, ist gezwungen, das Schauspiel mit anzusehen. Drückeberger werden von den Deutschen verprügelt, alle sollen es sehen, denn Strafe und Hinrichtung sind für die Nazis Erziehung pur. Es gibt kaum etwas so Wirkungsvolles, um die Häftlinge von der Flucht abzuhalten, als ihnen direkt zu zeigen, was in diesem Fall bevorsteht.

Der Kommandant befiehlt dem Trupp, sich vor der Baracke aufzustellen, an deren Dach sich ein Flaschenzug befindet. Fast könnte man glauben, dass er dazu dient, Strohballen oder Getreidesäcke hochzuheben, aber in Wirklichkeit wird er für den Tod am Strang genutzt. Schwarzhuber, der ganz in seinem Element ist, hält eine lange, von Pausen unterbrochene Rede, in der er hervorhebt, wie effizient das Reich gegen Befehlsverweigerung vorgeht, und verkündet jubelnd die unversöhnliche Bestrafung, die sie erwartet.

Vor der Hinrichtung erhalten die Männer noch fünfzig Peitschenhiebe – eine makabre Dreingabe. Dann wird jedem von ihnen ein Seil um den Hals gelegt. Ein Unterscharführer zeigt auf ein halbes Dutzend Männer, die zusehen, und befiehlt ihnen, das Seil hochzuziehen. Als sie kurz zögern, tut er so, als wollte er seine Pistole aus dem Halfter ziehen, und die sechs Männer beeilen sich, der Aufforderung Folge zu leisten. Das Seil mit dem ersten Mann wird hochgezogen, und keuchend und strampelnd löst er sich vom Boden und von seinem Leben.

Voller Grauen sieht Rudi Rosenberg das entstellte Gesicht des Mannes: seine Augen, die wie hart gekochte Eier aussehen und sich durch die geschwollenen Lider drücken, die vergrößerte Zunge, die tonlosen Schreie, die aus seinem verzerrten Mund dringen, wie er schliesslich aufhört, panisch zu strampeln, wie jede erdenkliche Flüssigkeit sich auf den Boden entleert. Im Gehen erhascht Rudi einen Blick auf die Gesichter der anderen Flüchtlinge, die sich kaum

noch aufrecht halten können und sich gegeneinander lehnen, während sie darauf warten, dass sie an die Reihe kommen. Ihre Gesichter sind schon nicht mehr von dieser Welt; die Schläge mit der Reitgerte haben sie so übel zugerichtet, dass sie den Tod als Erlösung ansehen. Deshalb sind sie so fügsam, als man ihnen den Strick um den Hals legt – sie wollen, dass das alles so schnell wie möglich ein Ende hat.

Die Szene hat Rosenberg erschüttert, aber er bleibt bei seinem Entschluss: Er will um jeden Preis aus Auschwitz fliehen. Alice hat in ihm eine verschwommene, bittersüße Erinnerung hinterlassen, und vor allem hat sie ihm gezeigt, dass in dieser Hölle nichts Schönes blühen kann. Mit einem Mal bekommt er keine Luft mehr im Lager, er fühlt sich nicht imstande, die Nähe des Todes noch länger zu ertragen. Er muss versuchen zu fliehen, selbst wenn er strampelnd und keuchend am Galgen enden sollte.

Er hat im Lager Bllb die Fühler ausgestreckt – dort kennt er Leute, die das Lager wie ihre Westentasche kennen. Eines Nachmittags begegnet er Frantisek, der als Sekretär in einer der Baracken arbeitet, mit denen Rosenberg zu tun hat, und der ausserdem ein prominentes Mitglied des Widerstands ist. Rudi erzählt ihm von seiner Sehnsucht, dem Lager zu entkommen, und Frantisek lädt ihn für den nächsten Tag auf einen Kaffee zu sich ein.

Kaffee? Kaffee ist ein Luxus, den nur die geniessen, die gute Verbindungen zum Schwarzmarkt haben, denn man braucht nicht nur Kaffee, sondern auch eine Mühle, eine Kaffeekanne, Wasser und die Möglichkeit, es zu erhitzen. Natürlich geht Rudi zu dem Treffen. Er mag Kaffee, und noch lieber mag er Leute, die Beziehungen haben. Er betritt die Baracke, die um diese Zeit leer ist, weil in diesem Lager alle draussen in der Umgebung von Auschwitz arbeiten, und

geht zu Frantiseks Kammer. Er tritt ein, ohne anzuklopfen, aber er ist es, der eine Überraschung erlebt. Sein Herz setzt kurz aus, als er sieht, dass ausser dem Sekretär ein SS-Mann in Uniform anwesend ist. Sofort kommt ihm das Wort Verrat in den Sinn.

«Komm herein, Rudi. Keine Sorge, du bist hier unter Freunden.»

Zögernd bleibt er kurz in der Tür stehen, aber Frantisek ist vertrauenswürdig, zumindest glaubt er das. Der SS-Mann beeilt sich, sich vorzustellen, und streckt ihm freundlich die Hand entgegen. «Mein Name ist Viktor, Viktor Pestek.»

Rudi hat bei seiner Arbeit als Schreiber schon vieles erlebt, aber noch nie etwas so Verblüffendes wie den Vorschlag, den ihm jetzt der SS-Mann macht.

«Willst du mit mir fliehen?»

Viktor setzt ihm seinen Plan genau auseinander, und eigentlich ist er gar nicht so hirnerkrank, zumindest nicht der erste Teil: Sie werden das Lager in SS-Uniformen und durch den Haupteingang verlassen, ohne Verdacht zu erregen, und anschliessend den Zug nach Prag nehmen. Wenn die Deutschen am nächsten Morgen merken, dass sie fort sind, werden sie bereits in Prag sein. Der zweite Teil des Plans kommt Rudi schon verrückter vor: Es geht darum, Ausweise für sie beide und für zwei Frauen zu besorgen und anschliessend nach Auschwitz zurückzukehren, um die Frauen zu holen.

Rudi hört aufmerksam zu, und in der Tat könnte man wohl kaum eine bessere Fluchtmöglichkeit finden, als das Lager zusammen mit einem SS-Offizier zu verlassen, aber irgendetwas sagt ihm, dass es nicht funktionieren wird. Vielleicht ist es sein tiefer Argwohn gegenüber der SS, der seine instinktive Ablehnung verursacht. Aber was auch immer der Grund ist, er entscheidet sich dafür, höflich Nein zu sagen, wobei er den beiden Männern seine absolute Ver-

schwiegenheit zusichert. Rudi verlässt die Baracke mit dem Gedanken, dass der SS-Mann allzu offen über seine Pläne spricht.

Tatsächlich verbreitet sich durch Viktor Pestek auf gefährliche Weise das Gerücht, dass ein SS-Mann jemanden sucht, der mit ihm aus Auschwitz fliehen will. Auch wenn viele nicht daran glauben und das Ganze für einen Mythos halten, wie den Topf voll Gold am Ende des Regenbogens, existiert Viktor Pestek doch wirklich, und er ist hartnäckig bei seinem Vorhaben. Er könnte auch alleine gehen, aber er braucht jemanden, der Beziehungen zu den geheimen Zirkeln in Prag hat, damit er sich so schnell wie möglich gefälschte Dokumente besorgen kann. Die braucht er, um Renée und ihre Mutter aus dem Lager zu holen.

Er ist derart beharrlich, dass er schliesslich jemanden trifft, der gewillt ist, bei seinem Plan mitzumachen. Der Mann heisst Siegfried Lederer, gehört zu den Insassen des Familienlagers und ist Mitglied des Widerstands. Auch er ist besessen vom Gedanken an die Flucht; er wird alles tun, um Auschwitz zu verlassen.

An diesem Nachmittag trifft sich Pestek mit Renée. Wie immer ist sie sehr ernst, als sie kommt, und ein bisschen schamhaft. Sie hat die Hände im Schoss gefaltet und hält den Kopf gesenkt.

«Das ist das letzte Mal, dass wir in Auschwitz zusammen sind.» Viktor spricht schon seit Tagen von der Flucht, aber sie hat bisher nicht daran geglaubt. «Der grosse Tag ist da», sagt er. «Oder zumindest der erste Teil. Erst gehe ich, und danach komme ich zurück und hole dich und deine Mutter.»

«Aber wie?»

«Es ist besser, wenn du die Einzelheiten nicht kennst. Jeder kleine Fehler könnte tödlich sein, und wenn die Dinge nicht so laufen, wie ich es erwarte, könnte es sogar sein, dass ich meine Pläne unterwegs ändern muss. Aber du musst dir keine Sorgen machen.

Eines Tages wirst du über die Schwelle zum Lager treten, und wir werden frei sein.»

Renée sieht ihn mit ihren blassblauen Augen an und zieht kokett eine ihrer Locken zum Mund, auf die Art, die er so sehr liebt.

«Ich muss jetzt gehen.»

Renée nickt. Im letzten Augenblick fasst sie ihn am Jackenärmel und hält ihn fest. «Viktor ...»

«Was ist?»

«Sei vorsichtig.»

Und Viktor seufzt glücklich. Jetzt wird ihn nichts mehr aufhalten.

Auch Dita lässt nicht nach, sie will herausbekommen, was Hirsch zum Selbstmord getrieben hat. Sie hat mehrere Tage in der Werkstatt verbracht, um Anders zu finden, ohne Erfolg.

Aber manchmal muss man das Glück bei der Kehle packen.

Vorsichtig nähert sich Dita der, wie es aussieht, letzten Männergruppe, die am Abend nach der Arbeit die Werkstatt verlässt. «Entschuldigen Sie ...»

Die müden Männer sehen sie freundlich an.

«Ich suche einen Mann ... einen ohne Haare.»

Die Blicke, die die Männer wechseln, lassen darauf schliessen, dass ihre Gehirne zu dieser späten Stunde nur noch langsam arbeiten. Offensichtlich verstehen sie nicht, worum es diesem jungen Mädchen geht.

«Ohne Haare?»

«Na klar!», wirft der eine ein. «Sie meint bestimmt Kurt.»

«Vermutlich ja», stimmt Dita zu. «Und wo finde ich ihn?»

«Dort», sagen die Männer und zeigen auf die Werkstatt. «Er geht immer als Letzter. Er muss fegen, sauber machen und alles in Ordnung bringen.»

Dita wartet lange vor der Werkstatt, und schliesslich kommt der

Mann ohne Haare heraus. Und Frau Turnovska hatte recht, als sie sagte, sie würde ihn an seiner Nase erkennen. Dita fällt neben ihm in Gleichschritt. «Entschuldigen Sie, aber ich möchte Sie etwas fragen.»

Der Mann wirft ihr einen feindseligen Blick zu und beschleunigt seine Schritte. Dita beginnt zu traben und holt ihn ein.

«Wissen Sie, ich will etwas über Fredy Hirsch herausfinden.»

«Wieso verfolgst du mich? Ich weiss nichts – lass mich in Ruhe.»

«Ich will Sie nicht weiter aufhalten, aber ich würde gerne wissen...»

«Wieso fragst du mich? Ich fege doch nur die Werkstatt.»

«Man hat mir gesagt, dass Sie ausserdem noch etwas anderes sind ...»

Der Mann bleibt stehen und starrt sie böse an. Er blickt nach rechts und links, und Dita begreift mit einem Mal, dass es aus ist, wenn Mengele sie hier trifft.

«Da hat man dir etwas Falsches gesagt.» Der Mann macht Anstalten, weiterzugehen.

«Warten Sie!», ruft Dita verärgert. «Ich muss mit Ihnen reden! Wäre es Ihnen denn lieber, dass wir schreien?»

Ein paar Leute drehen neugierig die Köpfe, und der Mann flucht unterdrückt. Dann packt er Dita am Arm und zieht sie in den schmalen Spalt zwischen zwei Baracken, wo es weniger hell ist. «Wer bist du? Und was willst du von mir?»

«Ich bin eine der Gehilfinnen aus Block 31. Ich bin vertrauenswürdig. Sie können sich bei Mirjam Edelstein nach mir erkundigen.»

«Na schön. Schiess los.»

«Ich würde gern verstehen, wieso Fredy Hirsch sich umgebracht hat.»



«Wieso? Das ist einfach: Er hat Angst bekommen.»

«Was meinen Sie damit?»

«Genau das, was ich gesagt habe. Er hat einen Rückzieher gemacht. Er hätte einen Aufstand anführen sollen, und er hatte nicht den Mumm dazu. Ende der Geschichte.»

«Das glaube ich nicht.»

«Ist mir egal, ob du das glaubst. So ist es jedenfalls gewesen.»

«Sie haben Fredy Hirsch gar nicht gekannt, oder?»

Der Mann hält unvermittelt inne, als hätte man ihn bei einer Missetat erwischt. Dita kann nur mit Mühe ihre Tränen zurückhalten, als sie weiterspricht. «Sie kannten ihn nicht. Sie wissen nichts über ihn. Er ist nie vor etwas weggelaufen. Sie glauben, Sie wüssten viel, Sie glauben, der Widerstand wüsste alles ... Aber Sie haben keine Ahnung.»

«Hör zu, Mädchen, ich weiss, dass er diese Anweisung vom Widerstand bekam und daraufhin all die Pillen geschluckt hat, um sich vom Acker zu machen», erwidert der Kahlköpfige verärgert. «Ich weiss wirklich nicht, wieso sich alle so sehr für ihn interessieren. Block 31 ist doch sowieso nur eine Charade. Das ganze Familienlager ist eine. Hirsch und wir anderen haben das Nazispiel mitgespielt. Wir waren ihre Helfer.»

«Was meinen Sie damit?»

«Dieses Lager ist ein Deckmantel, eine Tarnung. Es dient nur dazu, die Wahrheit zu verschleiern – falls Beobachter aus dem Ausland überprüfen wollen, ob etwas dran ist an den Gerüchten, die in einigen Ländern durchgesickert sind: dass die deutschen Lager Schlachthäuser sind. Das Familienlager und Block 31 sind eine Kulisserie, und wir sind die Schauspieler in diesem Stück.»

Dita schweigt. Der Mann schüttelt den Kopf. «Hör auf, dir deswegen den Kopf zu zerbrechen. Dein Freund Hirsch hat es mit der

zu tun bekommen. Das ist nur menschlich.»

Mit einem Mal begreift Dita, dass Angst eine Art Rost ist, die selbst die stärksten Überzeugungen zersetzen kann. Sie verzehrt alles, sie zerstört alles.

Der Glatzköpfige entfernt sich, wobei er nervös nach rechts und links schaut. Dita bleibt in der Gasse stehen. Die Worte dröhnen ihr in den Ohren und blenden alles in ihrer Umgebung aus. Ein Bühnenbild? Schauspieler in einem Stück? Nazimarionetten? All ihre Anstrengungen in Block 31 haben nur den Deutschen genutzt? Sie muss sich an die Barackenwand lehnen, weil ihr schwindlig ist. Das gesamte Familienlager ist eine Lüge? Nichts von alledem ist echt?

Langsam reift in ihr der Gedanke, dass es tatsächlich stimmen könnte. Die Wahrheit wird vom Schicksal hervorgebracht, sie ist nur ein Einfall der Fügung. Die Lüge dagegen ist menschlicher, der Mensch erschafft sie und formt sie zu seinem Zweck.

Dita macht sich auf die Suche nach Mirjam Edelstein. Sie findet sie in ihrer Baracke, wo sie auf ihrer Pritsche sitzt. Ihr Sohn Arjeh will gerade nach draussen, um mit ein paar Jungen über die Lagerstrasse zu laufen, bevor die abendliche Brotration ausgeteilt wird.

«Störe ich, Tante Mirjam?»

«Natürlich nicht!»

«Wissen Sie ...» Ditas Stimme klingt zögerlich, Dita selbst zögert. Ihre Beine zittern wieder einmal wie Espenlaub. «Ich habe mit einem Mann aus dem Widerstand gesprochen. Er hat mir etwas völlig Unglaubliches erzählt: Das ganze Familienlager ist nur eine Tarnung für die Nazis, sagt er, für den Fall, dass Beobachter aus anderen Ländern kommen, um Nachforschungen anzustellen ...»

Mirjam nickt stumm.

«Dann stimmt es also! Und sie wussten es!», flüstert Dita. «Dann haben wir also die ganze Zeit nur den Nazis in die Hände gespielt.»

«Ganz und gar nicht! Sie hatten zwar einen Plan, aber wir haben unseren eigenen Plan verfolgt. Sie wollten ein Lager, um die Kinder abzuschicken wie Gerümpel in eine Lagerhalle, aber wir haben eine Schule eröffnet. Sie wollten, dass die Kinder sich wie Vieh im Stall fühlen, aber wir haben ihnen das Gefühl vermittelt, Menschen zu sein.»

«Und wozu das Ganze? Alle Kinder aus dem Septembertransport sind tot.»

«Es hat sich durchaus gelohnt. Nichts von alledem war umsonst. Weisst du noch, wie die Kinder gelacht haben? Weisst du noch, wie ihre Augen gestrahlt haben, wenn *sie Alouette* gesungen oder die Geschichten der lebendigen Bücher gehört haben? Kannst du dich noch erinnern, was sie für Luftsprünge gemacht haben, als wir jedem ein halbes Plätzchen in die Schüssel gelegt haben?»

«Und der Feuereifer, mit dem sie ihre Stücke geprobt haben ...»

«Sie waren glücklich, Edita.»

«Aber das war so kurz!»

«Das Leben, jedes Leben, ist kurz. Aber wenn es dir gelingt, auch nur für einen Augenblick glücklich zu sein, dann hat es sich gelohnt.»

«Ein Augenblick! Das ist wenig.»

«Sehr wenig. Es reicht, wenn man für die Zeitspanne glücklich ist, die ein Streichholz braucht, um auszugehen.»

Dita schweigt und überlegt, wie viele Streichhölzer sie in ihrem Leben schon angezündet hat – es waren viele. Viele kurze Momente, in denen eine Flamme geleuchtet hat, selbst in der tiefsten Dunkelheit. Einige dieser Augenblicke hatten mit Büchern zu tun, die sie

inmitten einer Katastrophe aufgeschlagen hat, um darin zu versinken. Ihre kleine Bibliothek ist wie eine Schachtel Streichhölzer. Bei diesem Gedanken huscht ein trauriges Lächeln über ihr Gesicht.

«Aber was wird jetzt aus den Kindern werden? Was wird aus uns allen werden? Ich habe Angst, Tante Mirjam.»

«Die Nazis können uns unser Zuhause, unsere Besitztümer, unsere Kleider und sogar unsere Haare nehmen, aber wie viel sie uns auch wegnehmen, unsere Hoffnung können sie uns nicht nehmen. Die gehört uns. Wir dürfen sie nicht verlieren. Es gibt jetzt jeden Tag Bombenangriffe der Alliierten, und sie kommen jeden Tag näher. Der Krieg wird nicht ewig dauern, und auch wir müssen uns auf den Frieden vorbereiten. Die Kinder müssen weiterlernen, denn sie werden ein Land und eine Welt vorfinden, die in Trümmern liegt, und sie und ihr, die Jugendlichen, werden es sein, die alles wieder aufbauen müssen.»

«Aber es ist doch furchtbar, dass das Familienlager ein Nazi trick sein soll. Die internationalen Beobachter werden herkommen, die Deutschen werden ihnen das hier zeigen, die Gaskammern werden versteckt, und die Beobachter werden sehen, dass die Kinder in Auschwitz weiterleben, und sich täuschen lassen.»

«Oder auch nicht.»

«Was meinen Sie damit?»

«Das wird unsere Chance sein. Wir werden sie nicht gehen lassen, ohne dass sie die Wahrheit erfahren.»

Dita muss an den Nachmittag denken, bevor der Septembertransport gegangen ist – als sie Fredy auf der Lagerstrasse traf. «Mir ist gerade etwas eingefallen, das Fredy gesagt hat, als ich das letzte Mal mit ihm gesprochen habe. Er sagte etwas von einem Augenblick, in dem ein Riss entsteht. Es werde ein Moment der Wahrheit sein, hat er gesagt. Und dass wir das Risiko eingehen müssen. Er sagte, um zu gewinnen, müsse

man in der letzten Sekunde, wenn sie es am wenigsten erwarten, einen Korb werfen.»

Mirjam nickt zustimmend. «Das war der Plan. Bevor er gegangen ist, hat er mir ein paar Dokumente übergeben. Er hat viel mehr geschrieben als nur Berichte für die Lagerleitung. Er hat Fakten, Daten, Namen zusammengestellt, ein ganzes Dossier über das, was in Auschwitz vor sich geht, um es einem neutralen Beobachter auszuhandigen.»

«Fredy wird es nicht mehr weitergeben können.»

«Nein, er ist nicht mehr da. Aber wir werden nicht aufgeben, oder?»

«Aufgeben? Auf keinen Fall. Sie können auf mich zählen, bei allem. Was auch immer der Preis ist.»

Die stellvertretende Blockälteste von Block 31 lächelt.

«Aber wieso hat er dann im letzten Moment aufgegeben und Selbstmord begangen?», forscht Dita. «Die vom Widerstand sagen, er hätte Angst bekommen.»

Mirjam Edelsteins Lächeln friert vorübergehend ein.

«Der Mann vom Widerstand hat gesagt, sie hätten ihn aufgefordert, einen Aufstand anzuführen, und er hätte nicht den nötigen Mut gehabt. Ich habe dem Mann gesagt, dass er keine Ahnung hat, wovon er spricht, aber er schien sich so sicher zu sein ...»

«Man hat Fredy tatsächlich angetragen, eine Revolte anzuführen, als schon beinahe feststand, dass sie den gesamten Septembertransport in die Gaskammern schicken würden. Das weiss ich von einer vertrauenswürdigen Quelle.»

«Und er hat abgelehnt?»

«Eine Revolte mit einer Reihe von Familien, zu denen auch alte Menschen und Kinder gehörten, gegen bewaffnete SS-Soldaten, war nicht unbedingt ein brillanter Plan. Er hat sich Zeit zum Nachdenken erbeten.»

«Und dann hat er Selbstmord begangen.»

«Ja.»

«Warum?»

Mirjam Edelstein seufzt tief. «Es gibt nicht immer auf jede Frage eine Antwort.»

Sie legt Dita den Arm um die Schulter und zieht sie an sich. Für einen langen Augenblick bleiben sie so sitzen, und ihr Schweigen verbindet sie weit mehr als alle Worte. Dann verabschieden sie sich herzlich voneinander, und Dita verlässt die Baracke. Während sie geht, denkt sie, dass es vielleicht nicht auf alles eine Antwort gibt, aber dass Fredy zu ihr gesagt hat, dass sie nicht aufgeben soll. Und sie wird niemals ihren Wunsch aufgeben, diese Antwort zu finden.

Das Gemurmel der Schulklassen in Block 31 holt sie aus ihren Gedanken. Ein paar Meter weiter sitzt die Gruppe von Ota Keller. Die Kinder folgen seinen Erklärungen aufmerksam, und Dita spitzt die Ohren, um nicht den Faden zu verlieren, den die Nazis abgeschnitten haben. Sie vermisst die Schule. Sie hätte gern weiter gelernt, um vielleicht Pilotin zu werden, so wie die Frau, die sie in einer von den Illustrierten ihrer Mutter gesehen hat. Die Frau hiess Amelia Earhart, und auf den Fotos, auf denen sie aus einem Flugzeug stieg, trug sie eine Männerlederjacke, hatte eine Fliegerbrille auf der Stirn und ausserdem einen verträumten Blick. Wahrscheinlich muss man sehr fleissig sein, um Pilotin zu werden, denkt Dita. Das Gemurmel der Lehrer fliesst ineinander, und sie kann keinem von ihnen folgen.

Sie beobachtet Ota Keller. Es heisst, er sei Kommunist. Ota erzählt seiner Gruppe gerade von der Lichtgeschwindigkeit und dass es im Universum nichts Schnelleres gibt; die Sterne, die wir am Himmel sehen, sagt er, sind das Ergebnis der von ihnen ausgestossenen Photonen, die unsere Pupillen erreichen, nachdem sie viele Millionen Kilometer in halsbrecherischer Geschwindigkeit gereist

sind. Keller steckt die Kinder mit seiner Begeisterung an, und sein Zeigefinger wackelt wie die Nadel bei einem Kompass.

Dita kommt mit einem Mal der Gedanke, dass Kompass schwierig zu verstehen sind. Vielleicht wäre sie ja lieber Künstlerin als Pilotin. Das scheint ihr eine gute Idee zu sein. Auf diese Weise könnte sie fliegen, ohne dafür so viele Geräte zu brauchen. Sie würde die Welt aus der Flugperspektive malen.

Als sie an diesem Nachmittag den Block 31 verlässt, wartet Margit auf sie; ihre Schwester Helga ist dabei, die noch dünner geworden ist. Margit flüstert Dita zu, dass sie sich ein bisschen Sorgen macht, weil ihre Schwester so hager geworden ist. Helga hatte das Pech, einer Entwässerungsbrigade zugeteilt zu werden, und wegen der vielen Regenfälle im Frühjahr müssen sie den ganzen Tag den Schlamm wegschaufeln, der sich dort ansammelt.

Es gibt viele Insassen wie Helga, die so viel dünner wirken als die anderen. Es ist, als würden das Stück Brot und die Suppe ihre Körper sofort wieder verlassen. Vielleicht sind sie auch gar nicht dünner als die anderen, aber ihr mutloser Ausdruck und ihre niedergeschlagenen Gesichter lassen sie zerbrechlicher wirken. Von Typhus, Tuberkulose und Lungenentzündung ist viel zu hören, dafür nur wenig von der Depression, die im Lager grassiert wie eine Seuche. Bei Ditas Vater war es genauso, solche Menschen beginnen nach und nach zu erlöschen. Es sind Menschen, die sich aufgegeben haben.

Um Helga aufzuheitern, stürzen sich Dita und Margit in ein möglichst oberflächliches Gespräch. «Na, Helga, hast du hier schon irgendwelche gut aussehenden Jungen gesehen?»

Da Helga nur stumm dasteht und nicht weiss, was sie sagen soll, wirft Dita den Ball ihrer Schwester zu. «Und du, Margit, du hast wohl auch im ganzen Lager noch keinen gesehen, bei dem es sich

lohnt? Wir werden die Lagerleitung bitten müssen, uns welche zu schicken.»

«Warte ... in Baracke 12 habe ich einen Jungen gesehen. Der ist süß!»

«Süß? Hast du das gehört, Helga? Was für eine spiessige Art, sich auszudrücken.»

Die drei lachen.

«Und hast du irgendetwas zu diesem gut aussehenden Jungen gesagt?», fragt Dita, um das Spiel weiterzuspielen.

«Bisher noch nicht. Er muss mindestens fünfundzwanzig sein.»

«Ach du lieber Himmel! Viel zu alt. Wenn du mit ihm ausgehen würdest, würden die Leute dich für seine Enkelin halten.»

«Und was ist mit dir, Dita?» Margit geht zum Gegenangriff über. «Gibt es in deiner Baracke keinen Gehilfen, der unter sechzehn und der Mühe wert ist?»

«Gehilfen? Nee. Wer interessiert sich schon für Jungen, die das Gesicht voller Pickel haben?»

«Na, irgendeinen interessanten Jungen wird es doch wohl geben!»

«Nee.»

«Nicht mal einen?»

«Naja ... es gibt da einen, der anders ist.»

«Was meinst du mit anders?»

«Also, drei Beine hat er nicht. Aber ...» Jetzt lässt Dita die Scherze sein. «Er gehört zu diesen Menschen, die fürchtbar ernst wirken, aber wissen, wie man Geschichten erzählt. Er heisst Ota Keller.»

«Ein Langweiler also.»

«Überhaupt nicht!»

«Hm. Was hältst du davon, Helga? Was Jungs angeht, ist die Lage hier doch ziemlich aussichtslos, nicht wahr?»



Helga lächelt zustimmend. Sie findet es peinlich, mit ihrer sonst so ernstesten Schwester über Jungs zu reden. Aber in Ditas Nähe ist sie anders, Dita nimmt allem die Schwere.

Als Helga, Margit, Dita und die anderen im Lager bereits schlafen, betritt ein SS-Offizier, der einen Rucksack trägt, unbemerkt das Familienlager. Er geht zur Rückseite von einer der Baracken und schiebt den Holzpflöck beiseite, der die Tür verriegelt. Sofort kommt Siegfried Lederer aus dem schattigen Inneren und wechselt stumm die Kleider. Der Bettler verwandelt sich in einen funkelnden SS-Offizier. Pestek hält es für besser, wenn er eine Uniform mit den Abzeichen eines Untersturmführers trägt, weil es dann weniger wahrscheinlich ist, dass er angesprochen wird.

Sie passieren den Kontrollposten, wo die beiden Wachen in ihrem Häuschen respektvoll mit ausgestrecktem Arm grüssen. Danach gehen sie zum Haupteingang des Lagers mit seinem riesigen Wachturm, der wie ein düsteres Schloss aussieht. Weil es dunkel ist, ist der obere Teil des Turms erleuchtet; dort befindet sich die geschlossene Observierungsplattform, wo die SS-Männer Wache halten. Lederer schwitzt in seiner Offiziersuniform, aber Pestek gibt sich selbstbewusst – er ist überzeugt, dass sie den Kontrollpunkt ohne Probleme passieren werden.

Jetzt nähern sie sich dem Posten unter dem imposanten Wachturm. Als die Wachen die beiden kommen schenkenden sie sich ihnen samt ihren Maschinengewehren zu. Pestek flüstert Lederer zu, dass er langsamer gehen soll, damit Pestek ihn überholen kann. Er soll trotzdem weitergehen und vor allem nicht zögern. Wenn er selbstsicher wirkt, werden auch die Wachen keine Zweifel haben. Sie werden es nicht wagen, einen Offizier aufzuhalten.

Ungezwungen geht Pestek ein paar Schritte weiter. Er nähert sich

den Wachen und sagt gedämpft und als würde er guten Freunden etwas anvertrauen, dass er einen kürzlich hierher versetzten Offizier noch auf einen kleinen Ausflug ins Bordell begleitet. Die Wachen haben kaum Zeit, in sein verschwörerisches Lachen einzustimmen, denn der Untersturmführer geht bereits vorbei, wobei er sich kerzengerade hält. Alle stehen stramm, und der falsche Offizier reagiert mit einem knappen Nicken. Pestek holt seinen Vorgesetzten ein, und die beiden verschwinden in der Nacht. In den Augen der Wachposten sind die beiden Offiziere Glückspilze. Und das sind sie tatsächlich.

Pestek und Lederer laufen zum Bahnhof in Oswięcim. Hier steigen sie in den Zug nach Krakau, der in ein paar Minuten abfährt. Wenn alles gut geht, nehmen sie in Krakau einen weiteren Zug nach Prag. Sie gehen stumm und vermeiden es, den Eindruck zu vermitteln, dass sie es eilig haben. Die Freiheit kratzt Siegfried am Rücken, vielleicht ist es aber auch die Offiziersuniform – oder seine Angst. Pestek wirkt selbstsicher, er pfeift sogar. Er ist überzeugt, dass alles gut ausgehen wird. Man wird sie nicht schnappen, weil er genau weiss, wie die SS denkt. Schliesslich ist er vor nicht einmal einer Viertelstunde noch einer von ihnen gewesen.

## Kapitel 23

Heute nimmt der Morgenappell kein Ende. Als er endlich vorbei ist, wird gepfiffen und auf Deutsch herumgeschrien. Ein SS-Mann kommt und befiehlt, den Appell zu wiederholen. Viele der tschechischen Juden sprechen Deutsch, weshalb der Befehl enttäushtes Gemurmel auslöst. Noch eine Stunde herumstehen ... Niemand weiss, was los ist, aber irgendetwas stimmt nicht, denn die Wachen sind spürbar nervös. Ein geflüstertes Wort macht zwischen den Reihen die Runde: *Ausbruch*.

An diesem Morgen erklingt in Block 31 donnernd das Volkslied *Alouette*. Avi Ofir dirigiert den Chor mit seiner gewohnten Heiterkeit, und die Kinder, egal welchen Alters, geniessen es, das Lied zu singen, das zur Hymne von Block 31 geworden ist. Auch Dita singt mit. Die Vibration der Musik erfasst sie alle. So gut wie alle der dreihundertsechzig Kinder befreien ihre Lungen und werden zu einer einzigen, vielteiligen Stimme.

Als das Lied zu Ende ist, verkündet Lichtenstern, dass demnächst der Sederabend vor dem Passahfest stattfindet und dass die Barackenältesten des Kinderblocks daran arbeiten, ihn gebührend zu feiern. Die Kinder klatschen, und einige pfeifen Beifall. Im Lager wird erzählt, dass der Blockälteste sich tagelang bemüht hat, auf dem

Schwarzmarkt ausreichend Zutaten für das Fest zu besorgen. Es sind Nachrichten dieser Art, die Schwung in das tägliche Einerlei bringen und eine Atmosphäre der Normalität für die Kinder schaffen. Bei einem weiteren Gerücht, das sich mit Lichtgeschwindigkeit im Lager verbreitet hat, geht es um die Flucht eines Häftlings namens Lederer. Das war der Grund, weshalb sie zu einem zweiten Appell antreten mussten, und deshalb wurde angeordnet, dass alle männlichen Gefangenen die Köpfe rasieren. Die Kapos haben zwar immer wieder etwas von Hygiene gebrüllt, aber es ging einfach nur um Vergeltung. Zum Glück für Ditas dichten Schopf sind die Frauen verschont geblieben. Aber wen interessiert das schon.

Offenbar sind die Deutschen besonders erbost über Lederers Flucht, weil diese durch einen SS-Mann ermöglicht wurde, der desertiert ist. Nichts könnte die Nazis mehr aufbringen. Jedes Seil wird gut genug sein, um ihn zu hängen, und sei es noch so rau. Margit hat Dita erzählt, dass der fragliche SS-Mann derselbe ist, der sich immer mit Renée getroffen hat, aber Renée redet mit niemandem. Nicht über dieses Thema und auch sonst über nichts. Und bisher sind die Männer zum Glück nicht geschnappt worden.

Zufall ist Zufall. Dita geht gerade die Lagerstrasse entlang, alle Sinne in Alarmbereitschaft für den Fall, dass Mengele auftaucht. Der, den sie beschattet, ist ein hochrangiger Gefangener, den sie schon manchmal hinter dem Zaun gesehen hat. Dita hat sich wochenlang den Kopf zerbrochen, wie sie es einrichten könnte, ihn zu sprechen, und jetzt ist er hier und schlendert allein die Strasse entlang, die Hände in den Hosentaschen. Er trägt eine Hose, die wie eine Reithose aussieht, so, als wäre er ein Kapo. Aber es ist der Schreiber des Quarantänelagers, Rudi Rosenberg.

«Verzeihung...»

Rudi verlangsamt seine Schritte, ohne jedoch stehen zu bleiben.

In Gedanken ist er bei seinem eigenen Plan. Es gibt kein Zurück mehr. Das Jucken ist inzwischen unerträglich geworden. Er muss hier fort, tot oder lebendig. Er kann nicht mehr länger warten. Das Datum steht fest, nur bei der Verpflegung gibt es noch das eine oder andere Detail zu klären. Die Würfel sind gefallen, und er darf sich jetzt keine Unachtsamkeit erlauben.

«Was willst du?», fragt er gereizt. «Ich habe nichts Essbares, was ich dir geben könnte.»

«Darum geht es nicht. Ich habe in Block 31 für Fredy Hirsch gearbeitet.»

Rosenberg nickt, aber er geht weiter, und Dita muss sich beeilen, um mit ihm Schritt zu halten.

«Ich kannte ihn ...»

«Mach dir nichts vor. Niemand kannte diesen Mann. Das hat er nicht zugelassen.»

«Aber er war tapfer. Hat er irgendetwas zu Ihnen gesagt, das erklären würde, wieso er sich umgebracht hat?»

Rosenberg bleibt kurz stehen und sieht sie an. Er sieht müde aus. «Er war ein Mensch. Ihr alle habt einen biblischen Patriarchen aus ihm gemacht, einen legendären Golem oder so etwas.» Er seufzt geringschätzig. «Er hatte diesen Nimbus eines Helden um sich erschaffen. Aber er konnte ihm nicht gerecht werden. Ich habe ihn gesehen, er war ein Mensch wie jeder andere. Um es simpel auszudrücken, er konnte einfach nicht mehr. Er ist zerbrochen, so wie jeder zerbrochen wäre. Ist das so schwer zu verstehen? Vergiss ihn. Seine Zeit ist vorbei. Frag dich lieber, wie du hier lebend herauskommst.»

Rudi, der offensichtlich schlechte Laune hat, beendet das Gespräch und entfernt sich. Dita denkt über seine Worte nach, und auch über seinen feindseligen Tonfall. Natürlich war Hirsch ein Mensch; er hatte seine Schwächen, das ist ihr durchaus bewusst. Er hat nie

behauptet, keine Angst zu haben; natürlich hatte er die. Gesagt hat er vielmehr, dass man seine Angst hinunterschlucken muss. Rosenberg ist jemand, der vieles weiss, das sagen alle. Er hat ihr gerade einen vernünftigen Ratschlag gegeben: Denk nur an dich selbst. Aber Dita mag nicht vernünftig sein.

Der April hat wärmere Temperaturen mitgebracht, und die schneidende Kälte des Winters hat nachgelassen. Der Regen hat die Lagerstrasse in einen Morast voller Pfützen verwandelt, und mit der Feuchtigkeit haben auch die Atemwegsinfekte zugenommen. Der Wagen, mit dem jeden Morgen die Toten im Lager eingesammelt werden, ist voller Menschen, die an Lungenentzündung gestorben sind. Auch die Cholera hat viele dahingerafft, und sogar Typhus ist dabei. Es ist kein plötzlicher Anstieg der Todesfälle wie bei einer Epidemie, sondern ein beständiger Fluss wie aus einem Wasserhahn, der nie zugedreht wird, in diesen feuchten Baracken, die ein Paradies für Bakterien sind.

Der April hat Birkenau nicht nur Regen gebracht, sondern auch einen stetigen Strom von Transporten. An manchen Tagen kommen bis zu drei Züge, in denen sich die Juden drängen, und spülen Wasser und Menschen auf den neuen Bahnsteig. Die Kinder in Block 31 werden langsam unruhig; sie wollen nach draussen und die ankommenden Züge sehen, und sie staunen über die Berge von Koffern und Paketen, die auf dem Boden liegen. Lauter Kartons mit Essen, die die Kinder gierig anstarren, während ihnen das Wasser im Munde zusammenläuft.

«Schaut mal, ein riesiger Käse», ruft ein zehnjähriger Junge namens Wiki.

«Und da auf dem Boden ... sind das etwa Gurken?»

«Mein Gott, eine Kiste Kastanien!»

«Oh, du hast recht. Das sind Kastanien!»

«Wenn der Wind doch nur wenigstens eine Kastanie hierher we-

hen würde! Ich will ja gar nicht so viel – nur eine Kastanie!» Und Wiki beginnt leise zu beten: «Lieber Gott im Himmel, nur eine Kastanie. Sonst nichts!»

Ein fünfjähriges Mädchen mit schmutzigem Gesicht und Haaren wie ein Mopp macht ein paar Schritte nach vorn, und eine Erwachsenenhand packt sie an der Schulter und hindert sie am Weitergehen.

«Was sind Kastanien?»

Die älteren Jungen und Mädchen beginnen zu lachen, aber sie hören gleich wieder damit auf. Das kleine Mädchen hat noch nie eine Kastanie gesehen, sie kennt weder den Geschmack von heißen Maroni noch von Kastanienkuchen im November. Wenn Gott ihn erhört und der Wind eine Kastanie herüberweht, wird er die Hälfte dem kleinen Mädchen schenken, beschliesst Wiki. Man hat nicht richtig gelebt, wenn man nicht weiss, wie eine Kastanie schmeckt.

Die Lehrer schauen weniger auf die Essenspakete, sondern mehr zu den gebrochenen Menschen, die von den SS-Leuten mit Schlägen angetrieben werden, damit sie sich aufstellen, um die übliche, makabre Routine zu durchlaufen, die jeder Transport mitmacht: Die Trennung derer, die man rasieren, tätowieren und hier ins Moor schicken wird, damit sie bis zum Umfallen arbeiten, von denen, die an Ort und Stelle getötet werden. Die sechs- und siebenjährigen Kinder im Familienlager auf der anderen Seite des Zauns machen oft Witze über die Neuankömmlinge. Es lässt sich schwer sagen, ob sie sich tatsächlich lustig über sie machen und ihnen das Leid dieser Fremden egal ist, oder ob sie nur vor ihren Freunden gleichgültig tun, um stark zu wirken und so die eigene Furcht zu bewältigen.

Normalerweise versammelt sich die Familie am Abend vor dem Passahfest um den Tisch, und die *Haggada* wird vorgelesen, die vom Auszug der Israeliten aus Ägypten erzählt. Die Tradition ver-

langt, dass zu Ehren Gottes vier Gläser Wein getrunken werden. Es gibt Keará, eine traditionelle Platte mit den folgenden Speisen: Zeroä (normalerweise eine gebratene Lammkeule); Beitzä (ein braunes Ei, um das harte Herz des Pharaos zu symbolisieren); Maror (bittere Kräuter oder Meerrettich als Symbol für das harte Schicksal der jüdischen Sklaven in Ägypten); Jaroset (eine süsse Paste aus Äpfeln, Honig und getrockneten Früchten, die den Mörtel darstellt, mit dem die Juden in Ägypten ihre Häuser bauten) und Karpäs (ein wenig Petersilie in Salzwasser, als Symbol für das tränenreiche Schicksal der Israeliten). Dazu der wichtigste Bestandteil, Matzä, das ungesäuerte Brot, von dem sich jeder am Tisch nimmt. Das letzte Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern geteilt hat, war ein Sedermahl, und die christliche Eucharistie ist aus diesem jüdischen Ritus entstanden. Ota Keller erzählt das alles seiner Gruppe, und keines der Kinder lässt sich auch nur ein Wort entgehen. Für sie sind religiöse Bräuche und das traditionelle Essen heilig.

Lichtenstern hat sich durchgesetzt: Sie werden das Passahfest feiern können. Obwohl die Erwachsenen nicht alle nötigen Zutaten bekommen haben, die man braucht, um das Fest auf orthodoxe Weise zu feiern, warten die Kinder gespannt, bis der Blockälteste aus seiner Kammer kommt, in den Händen ein Brett, das als Platte dient. Darauf liegen, präzise angeordnet, ein Knochen von etwas, das einmal ein Huhn gewesen sein könnte, ein Ei, ein Stück Rettich und eine Schüssel mit Salzwasser, in der ein paar Kräuter schwimmen.

Tante Mirjam hat Rote-Bete-Marmelade mit dem Morgentee gemischt, um so etwas wie Wein zu produzieren. Sie hat auch den Brotteig geknetet. Einer der Männer, die regelmässig bei den Reparaturarbeiten in den Baracken helfen, hat etwas dicken Draht ergattert und ihn so gebogen, dass man darauf Brot backen kann. Die Kin-



der verfolgen gebannt die Prozedur. Voller Staunen beobachten sie, wie an diesem Ort, wo Nahrung ein so seltenes Gut ist, aus einer Handvoll Mehl und ein bisschen Wasser ein köstlich schmeckendes Brot entsteht, das betörend duftet. Endlich ein Wunder!

Die jüngsten Kinder, die bis jetzt im hinteren Teil der Baracke herumgetobt sind, werden zur Ruhe gebracht, und respektvolles Schweigen mit einem Hauch von Mystizismus breitet sich aus.

Endlich sind fünf Brotfladen fertig, und man legt sie in die Mitte des Tisches. Es ist nicht viel für die mehr als dreihundert Kinder, aber Lichtenstern ordnet an, dass sich jeder nur ein winziges Stück nehmen soll, gerade genug, um die Matza zu schmecken.

«Dieses ungesäuerte Brot haben eure Vorväter gegessen, als sie vor der Sklaverei in die Freiheit flohen», erzählt Lichtenstern den Kindern.

Und einer nach dem anderen tritt vor, um sein geheiligtes Fitzelchen zu empfangen. Anschliessend setzen sich die Kinder wieder zu ihren Gruppen und hören ihren Lehrern zu, die die Geschichte vom Auszug der Juden erzählen, während alle ihr rituelles Brot essen und den falschen Wein trinken. Dita wechselt zwischen den Gruppen hin und her und lauscht den verschiedenen Stimmen. Jede erzählt ihre eigene Version der aussergewöhnlichen Taten, die den langen Marsch durch die Wüste unter der Führung des Propheten Moses ausmachen. Die Kinder lieben diese Geschichten, und sie hören gespannt zu, während Moses die Hänge des Sinai hinaufsteigt, um sich diesem zürnenden Gott zu nähern, und das Rote Meer sich teilt, um die Juden hindurchzulassen. Es ist wahrscheinlich das unorthodoxeste Passahfest in der Menschheitsgeschichte – es ist noch nicht einmal Abend, sondern Mittag. Und natürlich gibt es auch nicht das traditionelle Lamm; hier ist überhaupt nichts, das sie essen können. Immerhin wird jedes Kind als kleines Extra ein halbes Plätzchen be-

kommen. Aber die aufgewendete Mühe und der Glaube, mit dem das Fest gefeiert wird, trotz aller Widrigkeiten, machen das alles zu einer ergreifenden Zeremonie.

Avi Ofir ruft den Chor zusammen, und die Kinder singen Beethovens *Ode an die Freude*, erst scheu, dann immer lebhafter. Da man in dieser Baracke kaum heimlich proben kann, kennen die meisten den Text auswendig und stimmen ebenfalls mit ein, bis ein einziger, gewaltiger Chor aus Hunderten von Stimmen daraus wird. Die Musik dringt durch die Wände und durch die Stacheldrahtzäune. Die Häftlinge, die in den Entwässerungsgräben des Lagers arbeiten, halten kurz inne und stützen sich auf ihre Schaufeln, um besser hören zu können.

«Hört doch! Das sind die Kinder – sie singen!»

Auch in der Kleiderkammer kommt die Arbeit für einen Augenblick zum Stillstand, und die Menschen drehen die Köpfe zu der süßen Melodie, die von einem Ort ausserhalb des Lagers zu kommen scheint.

«Nein, nein», widerspricht jemand, «das sind die Engel im Himmel!»

In den Gräben, wo der Ascheregen niemals aufhört und wo die Kapos die Häftlinge drangsalierten, damit sie graben, bis ihnen die Hände bluten, sind die Musik und die Stimmen, die der Wind zu ihnen weht, wie ein Wunder. In dem Lied geht es darum, dass eines Tages Millionen zusammenkommen, die ganze Welt sich umarmen und alle Menschen Brüder und Schwestern sein werden. Ein Ruf nach Frieden, der in der grössten Todesfabrik der Menschheitsgeschichte aus voller Kehle gesungen wird.

Die Ode erklingt so laut, dass sie sogar bis zum Schreibtisch eines berüchtigten Musikliebhabers dringt. Er hebt den Kopf, als würde er den Duft eines köstlichen Kuchens schnuppern, einen Duft,

der so stark ist, dass er ihm bis zu dem Ofen folgen muss, in dem der Kuchen gebacken wird. Rasch legt er seine Papiere weg, überquert die Lagerstrasse zum Familienlager und bleibt auf der Schwelle von Block 31 stehen.

Die Kinder haben bereits mehrmals die erste Strophe gesungen, die einzige, die sie alle auswendig können, und kommen gerade zum Ende des Refrains, als mit einem Mal die Gestalt, die die Schirmmütze mit dem silbernen Totenschädel trägt, in der Tür steht und einen überlangen, bedrohlichen Schatten wirft. Lichtenstern erstarrt; es ist, als wäre der Winter mit einem Mal zurückgekehrt. Dr. Mengele ...

Lichtenstern singt weiter, aber seine Stimme wird leiser. Es ist den Häftlingen nicht gestattet jüdische Feste zu feiern. Dita hört vorübergehend auf zu singen, aber sie nimmt den Faden gleich wieder auf, denn die Erwachsenen sind zwar verstummt, aber die Kinder singen weiter, als ob nichts geschehen wäre.

Mengele bleibt sekundenlang stehen und hört zu, seine Miene ist neutral, undurchdringlich. Er sieht zu Lichtenstern hinüber, der aufgehört hat zu singen und ihn erschrocken ansieht. Mengele nickt beifällig, als würde es ihm gefallen, was er hört, und ermuntert sie mit einem Wink seiner weiss behandschuhten Hände, weiterzusingen. Der Offizier dreht sich um, und während der Block die Ode beendet, singen alle aus voller Kehle, als wollten sie Mengele eine kraftvolle Botschaft schicken. Alle klatschen, und ein Teil davon gilt ihnen selbst, ihrer Energie und ihrem Mut.

Als sie sich kurz nach dem Ende des Passahfests alle auf den Abendappell vorbereiten, die Klänge der Freude noch im Ohr, kommt von draussen eine andere Art von Musik. Schriller, durchdringender, eintöniger, ohne eine Spur von Freude, auch wenn ein paar Leute lächeln, als sie sie hören. Es ist die Alarmsirene, die im

Lager aufheult. SS-Mitglieder laufen in alle Richtungen. Zwei Soldaten, die auf der Lagerstrasse unterwegs waren, rennen zu ihren Wachtposten. Die Sirenen melden einen Ausbruch. Und bei einem Ausbruch geht es um alles oder nichts – Freiheit oder Tod.

Es ist das zweite Mal in zwei Tagen, dass sie die Sirenen hören. Zuerst war es wegen dieses Lederer, der angeblich beim Widerstand ist und zusammen mit einem SS-Deserteur geflohen sein soll. Seither haben sie nichts mehr von den beiden gehört, und das ist die beste Nachricht, die es geben kann. Anscheinend hat sich Lederer als SS-Mann ausstaffiert, und die beiden sind seelenruhig durch das Haupttor spaziert. Die diensthabenden Wachen waren offenbar so dumm, dass sie die Männer sogar zu ein paar Gläsern Wodka eingeladen haben.

Jetzt heult wieder die Sirene. Fluchtversuche erzürnen die Nazis. Sie sind eine Missachtung ihrer Autorität, aber vor allem verletzen sie die Ordnung, die die Nazis so zwanghaft errichtet haben. Für Schwarzhuber müssen zwei erfolgreiche Fluchtversuche in so kurzem Abstand eine Beleidigung darstellen. Und genauso ist es: Als man ihm die Nachricht überbringt, verpasst er seinen Untergebenen Tritte und fordert, dass Köpfe rollen. Ganz gleich, welche.

Die Häftlinge wissen, dass ihnen eine lange Nacht bevorsteht, und sie irren sich nicht. Die Deutschen ordnen an, dass sich alle, auch die Kinder, auf der Hauptstrasse des Lagers aufstellen sollen. Mehrere Appelle folgen – drei Stunden vergehen, und sie stehen immer noch da. Die Nazis wollen damit sicherstellen, dass nicht noch jemand fehlt, aber es ist auch eine Form der Vergeltung, weil ihr Zorn die Ausbrecher nicht erreichen kann. Zumindest im Moment.

Während die Wachen herumrennen und die Anspannung wächst, verhalten sich Rudi Rosenberg, der Schreiber, und sein Kumpan Fred Wetzler mucksmäuschenstill. Sie sitzen in einem winzigen,

höhlenähnlichen Schlupfwinkel, mehrere Hundert Meter entfernt, in pechschwarzer Finsternis, und nur ihr Keuchen belebt die undurchdringliche Dunkelheit ein wenig. Vor Rudis geistigem Auge erscheint das Bild von vor ein paar Tagen, als die russischen Flüchtlinge mitten im Lager gehängt wurden – ihre blau angeschwollenen Zungen, die Augen, die blutige Tränen weinten, während sie aus den Höhlen traten.

Ein Schweißstropfen rinnt ihm über die Stirn, und er wagt es nicht, ihn wegzuwischen, aus Furcht, sich auch nur einen Millimeter zu bewegen. Jetzt ist er es, der in dem Bunker der Russen sitzt, zusammen mit seinem Freund Fred. Sie haben beschlossen, alles aufs Spiel zu setzen. Jetzt oder nie.

Die Lagersirene heult. Er streckt die Hand aus und berührt Fred am Bein. Fred legt seine Hand auf die von Rudi. Jetzt gibt es kein Zurück mehr. Sie haben ein paar Tage gewartet, ob die Nazis das Versteck der Russen abreissen würden, und als das nicht geschah, sind sie zu dem Schluss gekommen, dass das Versteck sicher ist. Bald werden sie wissen, ob sie damit recht hatten.

Im Familienlager hilft Dita ihrer Mutter nach einem langen Tag, wenige Minuten bevor das Licht ausgeht, die Nissen loszuwerden, bevor sie sich in Läuse verwandeln. Dafür muss sie den kleinen, abgebrochenen Kamm wieder und wieder durch die Haare ziehen. Ihre Mutter kann mangelnde Hygiene nicht ertragen, zumindest früher nicht, als sie Dita immer gescholten hat und ihr sagte, sie solle sich die Hände mit Seife waschen, bevor sie etwas anfasste. Jetzt bleibt Liesl nichts anderes übrig, als sich mit dem Schmutz abzufinden. Dita erinnert sich daran, wie ihre Mutter vor dem Krieg war; sie war eine wunderschöne Frau – viel schöner als ihre Tochter – und äusserst elegant.

Auch ein paar andere Insassinnen nutzen die Zeit vor dem Schlafen, um die unerwünschten Mitbewohner in ihren Haaren loszuwerden. Dabei unterhalten sie sich von Pritsche zu Pritsche über die Ereignisse des Tages, ohne ihre Beschäftigung zu unterbrechen.

«Ich verstehe einfach nicht, wieso jemand, der als Schreiber arbeitet, der nie Hunger leidet, der nicht besonders hart arbeiten muss und der nie selektiert werden wird, weil die Nazis ihn schätzen, auf diese Weise sein Leben aufs Spiel setzt.»

«Das versteht keiner.»

«Ein Ausbruch ist Selbstmord. Fast alle landen am Ende wieder hier und werden gehängt.»

«Und ausserdem kommen wir sowieso bald hier raus», meldet sich eine weitere Frau. «Es heisst, dass die Russen die Deutschen zum Rückzug zwingen. Der Krieg könnte noch diese Woche vorbei sein.»

Die Bemerkung führt zu lebhaftem Gemurmel voller optimistischer Theorien, genährt von dem Verlangen, das Ende dieses langwierigen Krieges zu erleben.

«Und ausserdem», ergänzt eine der tonangebenden Frauen, «gibt es für uns andere immer Repressalien, wenn jemand flieht: noch mehr Beschränkungen, Bestrafungen ... In einigen Lagern sind schon Leute aus Rache in die Gaskammer geschickt worden. Wer weiss schon, was sie mit uns machen? Nicht zu fassen, wie egoistisch manche Leute sind. Denen ist es egal, wenn sie uns alle in Gefahr bringen.» Alle nicken.

Liesl Adlerová beteiligt sich nur selten an diesen Gesprächen. Sie steht nicht gerne im Mittelpunkt und schilt immer ihre Tochter, weil die nicht sonderlich zurückhaltend ist. Es ist erstaunlich, dass eine Frau, die mehrere Sprachen spricht, sich so oft für die Sprache des Schweigens entscheidet. Aber jetzt ergreift sie das Wort.

«Endlich mal eine vernünftige Stimme.» Wieder wird allgemein

genickt. «Endlich spricht jemand die Wahrheit aus.» Zustimmendes Gemurmel ist zu hören. Liesl spricht weiter. «Endlich sagt jemand, was wirklich wichtig ist: dass es uns kein bisschen kümmert, ob dieser Mann lebend davonkommt. Uns interessiert nur, inwieweit es uns betrifft – ob sie uns einen Löffel weniger Suppe zu Mittag geben oder ob wir draussen stundenlang zum Appell antreten müssen. Das ist es, was zählt.»

Ein paar Frauen beginnen verwirrt zu murmeln, aber Liesl fährt fort: «Ihr sagt, zu fliehen wäre sinnlos. Die Deutschen werden mit Dutzenden von Suchtrupps nach den Flüchtlingen fahnden und sind dadurch gezwungen, immer mehr Soldaten an der Heimatfront einzusetzen, anstatt sie in den Kampf gegen die Alliierten zu schicken, die uns retten werden. Ist es wirklich sinnlos, wenn wir hier kämpfen, um die deutschen Soldaten abzulenken? Und ist es sinnvoll, hier zu bleiben und der SS zu gehorchen, bis sie beschliessen, uns zu töten?»

Die Verblüffung hat das Gemurmel verstummen lassen, und man merkt einen gewissen Zwiespalt in den Meinungen. Dita hält immer noch den Kamm in der Hand, sie ist baff vor Staunen. Liesl Adlerová's Stimme ist die einzige, die in der Baracke zu hören ist. «Ich habe einmal gehört, wie ein junges Mädchen uns alte Hühner genannt hat. Sie hatte recht. Wir gackern den ganzen Tag und tun auch sonst nicht viel.»

«Und was ist mit dir, wenn du hier schon den Mund aufreissst? Wieso fliehst du nicht, wenn du meinst, das wäre so gut?», kreischt die Frau, die zuvor gesprochen hat. «Reden kann jeder, aber ...»

«Ich bin zu alt und ausserdem nicht kräftig genug. Und auch nicht mutig genug. Ich bin ein altes Huhn. Gerade deshalb respektiere ich die, die mutig genug sind, um das zu tun, was ich nicht tun würde.»

Die Frauen um sie herum haben nicht nur ihr Gemurmel eingestellt, sie sagen gar nichts mehr. Selbst die liebenswerte Klatschbase FrauTurnovská, die sonst immer den Ton angibt, mustert ihre Freundin verwundert.

Dita legt den Kamm auf die Pritsche und sieht ihre Mutter an, als würde sie sie unter einem Mikroskop betrachten, voller Überraschung, jemanden zu entdecken, der ganz anders ist als der Mensch, mit dem sie bisher zusammengelebt hat. Sie hat geglaubt, ihre Mutter würde seit dem Tod ihres Mannes in ihrer eigenen Welt leben, abgeschnitten von dem, was um sie herum geschieht. «Mama, so viel habe ich dich schon seit Jahren nicht mehr reden hören.»

«Findest du, dass ich mehr gesagt habe, als ich hätte sagen sollen, Edita?»

«Überhaupt nicht.»

Ein paar Hundert Meter weiter regiert die Stille. Und die Dunkelheit. Wenn die Flüchtigen sich die Hand vor das Gesicht halten, können sie ihre Finger nicht erkennen. In diesem hölzernen Kabuff, wo sie entweder sitzen oder liegen müssen, vergeht die Zeit quälend langsam, und von der verbrauchten Luft im Versteck ist ihnen ein bisschen übel. Ein Veteran hat ihnen geraten, Tabak in Kerosin zu tränken, um die Hunde von ihrer Fährte abzubringen.

Neben sich hört Rudi Fred Metzlers unstillen Atem. Sie haben viel Zeit, um tausendmal über dieselben Dinge zu grübeln. Rudi kommt der Gedanke, wie verrückt es war, seine vorteilhafte Stellung im Lager aufzugeben, anstatt das Ende des Krieges abzuwarten und sich so wie bisher durchzuschlagen. Aber das Fluchtfieber hatte ihn gepackt, und er konnte es nicht mehr abschütteln. Der letzte Blick von Alice Munk ging ihm einfach nicht mehr aus dem Kopf, und auch nicht das blau angelaufene Gesicht von Alfred Hirsch. Nach-



dem er erlebt hat, wie jemand, der so unzerstörbar schien wie Fredy Hirsch, vor seinen Augen zerbrach, kann er an so etwas wie Immunität nicht mehr glauben.

Und was ist mit dem Tod von Alice? Wie könnte er es hinnehmen, dass ihre Jugend und Schönheit nicht genug waren, um die Dampfwalze des Hasses aufzuhalten? Die Nazis kennen keine Grenzen; ihre Entschlossenheit, auch noch den allerletzten Juden umzubringen, der sich am Ende der Welt versteckt hält, ist methodisch und unerbittlich. Er und Wetzler müssen fliehen. Aber das genügt nicht. Er muss ausserdem der Welt – besonders dem langsamen Westen, der der Meinung ist, dass die Front sich in Russland oder Frankreich befindet – die Nachricht überbringen, dass das wahre Gemetzel mitten in Polen stattfindet, an den Orten, die Konzentrationslager heissen und wo man sich in Wahrheit nur darauf konzentriert, das abscheulichste Verbrechen der Geschichte zu vollbringen. Und so kommt Rudi, trotz der Angst und der Dunkelheit in dieser eiskalten Nacht, am Ende zu dem Schluss, dass er genau da ist, wo er sein sollte.

Die Zeit vergeht, aber der winzige Spalt gibt ihnen keinen Aufschluss darüber, ob es Tag oder Nacht ist. Drei Tage müssen sie in absoluter Dunkelheit verharren. Dennoch verraten ihnen die Geräusche von draussen, dass der Tag bereits begonnen hat.

Das Warten ist schwer. Hin und wieder gelingt es ihnen, einzudösen, aber beim Aufwachen fahren sie jedes Mal zusammen, denn wenn sie die Augen öffnen, ist die Welt verschwunden, von der Finsternis verschluckt. Dann fällt ihnen ein, dass sie in diesem Bunker sitzen, und sie beruhigen sich wieder, aber nur ein bisschen, denn nur ein paar Meter trennen ihr Versteck von den Wachtürmen. Beiden ist schwindlig. Ängste sind Geschöpfe der Nacht, sie wachsen in der Dunkelheit.

Sie haben sich absolute Stille auferlegt, denn sie wissen, dass jeder, der dort draussen herumläuft, sie hören könnte. Ausserdem haben sie keine Ahnung, ob der winzige Spalt in dem Brettergefüge ausreicht, um genügend Luft hindurchzulassen. Doch auch so kommt manchmal ein Moment, in dem einer von ihnen es nicht mehr aushält und den anderen flüsternd fragt, was passiert, wenn morgen noch mehr Bretter auf ihr Versteck gestapelt werden, die so schwer sind, dass sie sie nicht mehr verschieben können. Die beiden wissen, dass ihr Schlupfwinkel in diesem Fall zu einem Sarg werden würde, in dem sie entweder ersticken oder verhungern und verdursten würden – ein langsamer, qualvoller Tod. Unweigerlich beginnen sie während dieses langen, angstvollen Wartens zu fantasieren, fragen sich, wer von ihnen als Erster dran glauben muss, falls sie hier eingeschlossen werden.

Sie hören das Gebell von Hunden, ihren schlimmsten Feinden, aber glücklicherweise weit weg. Aber dann hören sie Geräusche, die immer näher kommen: Schritte und Stimmen, die irgendwann verstörend vernehmbar sind. Soldatenstiefel bringen den Grund zum Vibrieren. Die beiden Flüchtlinge halten den Atem an. Sie könnten nicht einmal atmen, wenn sie es wollten, weil die Furcht ihnen die Brust zusammenschnürt. Gedämpft hören sie, wie Bretter verschoben werden. Ein paar von den SS-Männern verschieben die Bohlen in dem Bereich, wo sie sich verstecken. Ganz schlecht. Jetzt sind die SS-Leute so nah, dass man sogar Bruchstücke ihres Gesprächs verstehen kann, wütende Schnipsel über Männer, denen der Urlaub gestrichen wurde, weil sie die Umgebung des Lagers abgehen sollen. Ihre Worte sind voller Hass gegen die Ausbrecher. Sie sagen, dass sie, wenn sie die Männer finden, ihnen mit Freuden den Schädel einschlagen werden, falls Schwarzhuber sie nicht hinrichten lässt. Und sie sind so gut zu verstehen, dass Rudi innerlich kalt wird, so, als wä-

re er bereits tot. Sein Leben hängt nur an der Dicke des Bretts, das über ihnen ist. Nur vier oder fünf Zentimeter trennen sie vom sicheren Tod.

Das Stiefelgetrappel über ihm und die Bretter, die neben dem Versteck verrückt werden, verraten ihm, dass das Ende bevorsteht. Er hat so viel Angst, dass er sich wünscht, sie würden den Deckel des kleinen Schlupfwinkels hochheben, hineinschauen und die Sache so schnell wie möglich beenden. Es wäre ihm lieber, wenn die Wachen sie gleich an Ort und Stelle erschiessen. Hoffentlich erspart ihnen die Wut der Männer die Demütigung und den Schmerz, öffentlich gehängt zu werden. Noch vor einer Sekunde war Rudis Ziel die Freiheit, jetzt wünscht er sich nur noch einen schnellen Tod. Sein Herz pocht so heftig, dass er zu zittern beginnt.

Schwere Schritte, dann werden Bretter weggeschoben, es klingt, als wären es Grabsteine. Rudi hat bereits aufgegeben und sich sogar aus seiner Erstarrung gelöst; es gibt nichts, was er tun könnte. In den Tagen vor ihrem Ausbruch hat er darüber fantasiert, wie entsetzlich der Augenblick wäre, wenn sie geschnappt würden, der Augenblick, in dem er mit absoluter Gewissheit wüsste, dass er sterben muss. Aber jetzt weiss er, dass es nicht so ist, dass davor die Angst kommt. Wenn der Nazi mit der Luger auf dich zielt und dich auffordert, die Hände hochzuheben, dann überkommt dich kalte Ruhe, ein Loslassen, denn dann gibt es nichts mehr zu tun und nichts mehr zu fürchten. Er horcht auf die Geräusche der weggeschobenen Bretter und beginnt instinktiv, die Arme hochzuheben. Er schliesst sogar die Augen, um dem gleissenden Licht nach der tagelangen Dunkelheit zu entgehen.

Aber die Explosion des Lichts kommt nicht. Jetzt ist ihm, als würde das Getrappel gedämpfter klingen und das Schaben der Bretter leiser. Er träumt nicht. Als er angestrengt lauscht, wird ihm klar, dass die Gespräche und die Geräusche sich entfernen. Und mit jeder

Sekunde, die vergeht-jede einzelne so lang wie eine Stunde –, entfernen sich auch die Suchenden. Endlich kehrt die Stille zurück, nur hin und wieder unterbrochen von einem fernen Lastwagen oder einer Trillerpfeife. Abgesehen von diesen Geräuschen, hört Rudi nur ein unkontrolliertes Pochen, und er hat keine Ahnung, ob es sein eigenes Herz ist oder das von Fred oder ihre beiden Herzen zusammen.

Sie sind in Sicherheit... fürs Erste. Zur Feier des Tages erlaubt sich Rudi den Luxus eines tiefen Seufzers und verändert ganz leicht seine Haltung. Jetzt ist es Fred, der suchend die schweissnasse Hand ausstreckt, und Rudi, der sie nimmt. Beide zittern.

Als mehrere Minuten vergangen sind und die Gefahr vorüber ist, flüstert Rudi Fred ins Ohr: «Heute Nacht verschwinden wir von hier, Fred – wir verschwinden für immer.»

Und das ist eine Wahrheit, die keinen Widerspruch duldet: Sie gehen für immer. Wenn sie das Brett wegschieben, das ihnen als Decke dient, und im Schutz der Dunkelheit auf den Wald zukriechen, werden sie nie wieder Häftlinge in Auschwitz sein. Sie werden entweder frei sein oder tot.

## Kapitel 24

**W**ährend das Lager Birkenau, von seinem Elektrozaun umgeben, einen ruhelosen Schlaf schläft, gleitet auf der anderen Seite des Stacheldrahtzauns ein Holzdeckel beiseite. Langsam wird er aufgeschoben, wie der Deckel eines Kästchens mit Schachfiguren. Vier Hände verschieben ihn von unten, bis die kalte Nachtluft in die winzige Kammer strömt. Zwei Köpfe erscheinen und spähen vorsichtig hinaus. Rudi und Fred verschlingen die frische Luft geradezu, es ist das reinste Festmahl.

Rudi sieht sich genau um und stellt fest, dass keine Wachen in der Nähe sind und die Dunkelheit sie beschützt. Der nächste Wachturm ist kaum vierzig bis fünfzig Meter entfernt, aber der Wachmann blickt in die Richtung des Lagers und merkt nicht, dass jenseits der Lagergrenze, zwischen den Bretterstapeln, die für die neuen Baracken zur Erweiterung des Lagers gedacht sind, zwei Gestalten auf den Wald zukriechen.

Zu den Bäumen zu gelangen und ihre Lungen mit dem feuchten Geruch des Waldes zu füllen ist für die beiden ein Gefühl, als würden sie neu geboren. Aber die Euphorie, die der Geschmack der Freiheit in ihnen auslöst, ist kurzlebig. Der Wald, der aus der Ferne so schön und einladend aussah, ist nachts für Menschen eher ungemüt-

lich. Bald merken sie, dass querfeldein zu laufen nicht einfach ist, wenn man nichts sieht. Der Untergrund ist voller Fallen: Gestrüpp, das ihnen die Beine zerkratzt, Aste, die gegen ihre Arme peitschen, pitschnasses Laub. Sie bemühen sich um einen möglichst geraden Kurs, um so weit wie möglich vom Lager wegzukommen.

Ihr Plan sieht vor, die slowakische Grenze in den Beskiden zu erreichen, einem hundertzwanzig Kilometer entfernten Gebirgszug. Sie werden in der Nacht wandern und sich tagsüber verstecken. Und beten. Sie wissen, dass sie von der polnischen Zivilbevölkerung keine Hilfe erwarten dürfen, denn die Deutschen erschossen alle Einheimischen, die Flüchtlingen Zuflucht gewähren.

Sie gehen durch die Finsternis, stolpern, fallen hin, rappeln sich auf und gehen weiter. Nachdem sie ein paar Stunden langsam vorgekommen sind, unsicher, ob sie in die richtige Richtung gehen, merken die beiden Männer, dass der Wald lichter und die Bäume weniger werden. Irgendwann bewegen sie sich durch niedriges Buschland. In ein paar Hundert Metern Entfernung können sie sogar die Lichter eines Hauses ausmachen. Endlich gelangen sie zu einer unbefestigten Strasse. Das ist zwar gefährlicher, als querfeldein zu laufen, aber da die Strasse nicht asphaltiert ist, wird sie vermutlich wenig benutzt. Sie beschliessen, der Strasse zu folgen, sich so nah wie möglich beim Strassengraben zu halten und auf alle Geräusche zu achten. Die Rufe der Eulen schaffen in der Dunkelheit eine unheimliche Atmosphäre, und der Wind ist so kalt, dass ihnen die Luft wegbleibt. Wann immer sie ein Haus sehen, weichen sie in den Wald aus und umgehen es in sicherer Entfernung. Bei einer dieser Gelegenheiten bellen die Hunde aufgeregt und verraten sie beinahe, die Flüchtigen beschleunigen ihre Schritte.

Als der Himmel heller wird, beschliessen sie flüsternd, sich in

den dichtesten Teil des Waldes zu schlagen und sich dort einen hohen Baum zu suchen, in dem sie sich bis zum Abend verstecken können. Jetzt können sie die Umrisse ihrer Umgebung besser erkennen und kommen leichter voran. Eine halbe Stunde später ist es hell genug, um alles deutlich zu sehen. Als sie sich anschauen, erkennen sie einander nicht wieder. In den drei Tagen sind ihre Bärte stark gewachsen. Auch der Ausdruck in ihren Gesichtern ist anders – eine Mischung aus Unbehagen und Freude darüber, dem Lager entkommen zu sein. Sie kennen sich tatsächlich nicht mehr, weil sie nicht mehr die gleichen sind: Sie sind frei. Beide lächeln. Sie klettern auf einen Baum und versuchen es sich bequem zu machen, aber es ist schwer, zwischen den Ästen eine stabile Position zu finden. Aus ihrer Tasche holen sie ein Stück Brot, das hart wie Stein ist, und schlürfen die letzten Tropfen aus ihren Feldflaschen. Gespannt warten sie auf den Sonnenaufgang, und nun weiss Fred, wo sie sind. Er zeigt auf eine niedrige Hügelkette: «Wir befinden uns auf direktem Weg zur tschechischen Grenze, Rudi.»

Ganz gleich, was passiert, niemand wird ihnen mehr diesen Augenblick der Freiheit nehmen, während sie ihr Brot kauen, ohne bewaffnete Nazis, ohne Sirenen und gebrüllte Befehle. Es ist nicht leicht, die Balance zu halten, ohne vom Baum zu fallen und ohne dass die Äste sich schmerzhaft in den Körper drücken, aber beide sind so müde, dass sie in einen Zustand der Schläfrigkeit gleiten, der es ihnen erlaubt, ein bisschen zu dösen.

Wenig später hören sie Stimmen und rasche Schritte über das tote Laub. Als sie erschrocken die Augen öffnen, sehen sie eine Horde Kinder unweit von ihrem Baum vorbeilaufen. Sie tragen Hakenkreuzarmbinden und singen deutsche Lieder. Die Flüchtlinge sehen sich alarmiert an: Es ist eine Gruppe der Hitlerjugend auf einem Ausflug. Das Unglück will es, dass der junge Leiter der Gruppe von et-

wa zwanzig Kindern ausgerechnet auf der Lichtung rasten will, die nur wenige Meter von ihrem Baum entfernt liegt. Die beiden Männer erstarren, sie rühren sich nicht. Die Kinder lachen, schreien, streiten, singen ... Die beiden Männer auf ihrem Ast sehen die graugrünen Uniformen und die kurzen Hosen, die unbändige Energie der Kinder, die immer wieder dem Baum gefährlich nahe kommen, während sie Beeren suchen, die sie wie Projektile nach ihren Kameraden schleudern. Dann ist das Picknick vorbei, und der Jugendleiter ruft zum Aufbruch. Die laute Truppe entfernt sich, und die beiden Männer auf ihrem Baum atmen erleichtert auf und lockern ihre Finger, um den Blutfluss nach dem langen Stillhalten wieder in Gang zu bringen.

Der Rest des Tages vergeht, sie machen nur noch wenige Nickerchen. Beide zählen nervös die Stunden, bis es Abend wird. Sie nutzen die letzten Sonnenstrahlen, um zur Strasse zurückzukehren, und bestimmen anhand des Sonnenuntergangs, wo genau Westen ist.

Die zweite Nacht ist viel aufreibender als die erste. Sie müssen häufig anhalten, um sich auszuruhen; sie sind völlig erschöpft. Der Adrenalinrausch nach ihrer Flucht, der sie am Vortag beflügelt hat, ist abgeklungen. Trotzdem gehen sie weiter, bis es langsam hell wird und sie nicht mehr können. Die Strasse hat viele Kreuzungen und Gabelungen für sie bereitgehalten, und sie haben ihre Wahl jeweils intuitiv getroffen, aber im Grunde haben sie keine Ahnung, wo sie sind.

Der Wald liegt hinter ihnen, sie befinden sich jetzt in einer Gegend mit viel weniger Vegetation, mit vereinzelt Bäumen, Feldern und Buschland. Sie wissen, dass in diesem Landstrich Menschen leben, aber sie sind zu müde, um sich darum zu kümmern. Es ist zwar immer noch stockfinster, aber auf der einen Strassenseite entdecken



sie eine Lichtung inmitten von Sträuchern. Sie laufen bis dorthin und suchen sich ein paar belaubte Aste, aus denen sie sich ein provisorisches Versteck bauen, um ein paar Stunden schlafen zu können. Wenn ihr Schlafplatz nicht allzu auffällig ist, könnten sie vielleicht sogar den ganzen Tag dort bleiben. Sie kriechen in ihr Versteck und verschliessen den Eingang mit ein paar buschigen Zweigen. In Polen ist es bei Tagesanbruch sehr kalt, also kuscheln sie sich aneinander, um sich gegenseitig zu wärmen, und können endlich ein bisschen schlafen.

Sie schlafen so tief, dass die Sonne schon hoch am Himmel steht, als Stimmen sie wecken, und Panik durchzuckt die beiden: Ihre Zuflucht bietet keineswegs so viel Sichtschutz, wie sie gedacht hatten; die Zweige, mit denen sie den Eingang verschlossen haben, lassen deutliche Lücken frei; und was sie durch die Löcher sehen, bestürzt sie. Sie haben gar nicht auf einer Lichtung gerastet, wie sie dachten. Während der nächtlichen Dunkelheit sind sie, ohne es zu merken, bis zum Rand einer Siedlung gelangt und haben in einem öffentlichen Park übernachtet. Wenige Meter vor dem, was sie für eine geschützte Lichtung hielten, stehen Bänke und Schaukeln.

Entsetzt sehen die beiden sich an und wagen nicht, sich zu rühren, denn jetzt hören sie Schritte, die sich nähern. Als sie ihre Flucht vorbereiteten, haben sie sich Strategien zurechtgelegt, um SS-Streifen, Kontrollpunkten und Hunden aus dem Weg zu gehen, aber nun sind es kleine Kinder, die sich in ihren schlimmsten Albtraum verwandelt haben.

Bevor ihre Furcht übermächtig wird, stehen zwei Kinder vor ihrem Versteck, ein Junge und ein Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, die sie mit arischer Neugierde anstarren. Zwei schwarze Stiefel nähern sich hinter den Kindern, die sich umdrehen und auf Deutsch rufen: «Papa, Papa, komm her! Da sind zwei komische Männer!»

Die Schirmmütze eines SS-Oberscharführers wird sichtbar. Der

Deutsche bleibt stehen und starrt die beiden Männer an. Rudi und Fred sind wie gelähmt, vollkommen hilflos klammern sie sich aneinander. Der Kopf des Oberscharführers wirkt unverhältnismässig riesig, als er sich zwischen den Zweigen vorbeugt, wie der Kopf eines Ogers. Der Totenschädel auf seiner Mütze sieht sie an, als würde er sie erkennen. In diesem Augenblick sehen die beiden Flüchtlinge ihr ganzes Leben wie einen Film vor ihrem inneren Auge ablaufen. Sie wollen etwas sagen, aber die Furcht hat ihnen die Stimme geraubt und sie gelähmt. Der SS-Mann betrachtet sie, und ein hämisches Lächeln zuckt um seine Lippen. Hinter ihm tauchen die hohen Absätze seiner Frau auf, und die beiden Männer verstehen nicht ganz, was ihr Ehemann ihr zuflüstert. Alles, was sie hören, ist die schockierte Erwiderung der Deutschen: «Jetzt kann man nicht einmal mehr mit seinen Kindern in einen öffentlichen Park gehen, ohne über zwei Männer zu stolpern, die es in den Büschen miteinander treiben! Es ist eine Schande!»

Empört rauscht die Frau davon, und der Oberscharführer, auf dem Gesicht immer noch das kleine Lächeln, ruft seine Kinder zusammen und folgt ihr.

Rudi und Fred, die immer noch im Gestrüpp liegen, sehen sich an. Sie hatten gar nicht bemerkt, dass sie sich immer noch umarmen, genau wie beim Einschlafen. Und nun umarmen sie sich noch fester, zutiefst dankbar dafür, dass die Angst ihnen die Sprache geraubt hat. Jedes Wort, das über ihre Lippen gekommen wäre, hätte sie als Ausländer verraten. Schweigen ist eben fast immer Gold.

Rudi Rosenberg und Fred Wetzler glauben zwar, dass sie sich unweit der slowakischen Grenze befinden, aber sie wissen nicht genau, welche Strasse zu den Beskiden führt. Aber das ist ihr kleineres Problem. Das grössere ist, dass sie nicht unsichtbar sind. Als ein

Pfad eine scharfe Biegung macht, stossen sie beinahe mit einer Frau zusammen. Sie befinden sich in einem besiedelten Landstrich – es wird sich nicht vermeiden lassen, dass sie Menschen begegnen, wie dieser polnischen Bäuerin mit dem runden Gesicht, die sie ängstlich mustert.

Die beiden Männer kommen zu dem Schluss, dass sie keine andere Wahl haben, als alles zu riskieren – früher oder später werden sie ohnehin auf jemanden treffen. Und Hilfe brauchen sie in jedem Fall. Seit vierundzwanzig Stunden haben sie nichts mehr gegessen, sie haben seit Tagen so gut wie nicht geschlafen, und sie wissen noch nicht einmal, ob sie auf dem richtigen Weg in die Slowakei sind. Rasch wechseln sie einen Blick, mit dem sie sich darauf verständigen, der Frau die Wahrheit zu sagen. In ungelenkem Polnisch, gemischt mit tschechischen Brocken, vielen Gesten und einander ins Wort fallend, um eine überzeugende Erklärung abzugeben, erzählen sie der Frau, dass sie geflohene Häftlinge aus Auschwitz sind, dass sie nichts Böses im Schilde führen und nur nicht wissen, wie sie zur Grenze kommen, um nach Hause zurückzukehren.

Der argwöhnische Ausdruck auf dem Gesicht der Bäuerin hat sich nicht verändert; sie weicht sogar zurück, als die beiden sich ihr nähern wollen. Fred und Rudi verstummen. Mit ihren stecknadelkopfgrossen Augen starrt die Frau sie an. Die beiden sind müde, hungrig, durcheinander – und sie haben Angst. Mit flehentlichen Gesten bitten sie die Frau um Hilfe, und sie blickt zu Boden. Die beiden sehen sich an, und Fred bedeutet Rudi mit einer Kopfbewegung, dass sie hier wegmüssen, bevor die Frau um Hilfe ruft und sie verrät. Aber sie haben Angst, dass sie Alarm schlägt, sobald sie sich von ihr abwenden.

Die beiden haben keine Zeit, den Rückzug anzutreten. Die Frau hebt den Kopf, kommt einen Schritt näher, als wäre sie zu einem

plötzlichen Entschluss gekommen, und packt Rudi am Ärmel. Die Männer begreifen, dass die Frau sie sich näher ansehen will. Sie betrachtet sie eingehend, so, wie sie es bei einem Pferd oder einem Kalb tun würde. Sie will wissen, mit welcher Sorte Menschen sie es zu tun hat: die unrasierten Gesichter und die schmutzigen Kleider reichen nicht aus, um sie von der Wahrheit ihrer Geschichte zu überzeugen, aber sie sieht auch ihre müden, vom Schlafmangel geschwollenen Augen, sie sieht die eingefallenen Gesichter, die aussehen wie bei einem Totenschädel, sie sieht die Haut, die über den Knochen spannt. Und endlich nickt sie. Sie gibt den Männern mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie bleiben sollen, wo sie sind, und mit einer weiteren Geste, dass sie ihnen etwas zu essen bringen wird; die beiden glauben sogar ein wenig von dem zu verstehen, was sie auf Polnisch zu ihnen sagt: «Mensch» und «Grenze». Nach ein paar Schritten dreht die Frau sich noch einmal um und gibt ihnen ein weiteres Mal mit einer nachdrücklichen Geste zu verstehen, dass sie hierbleiben und sich nicht vom Fleck rühren sollen.

Rudi sagt flüsternd, dass sie ihn und Fred vielleicht den deutschen Behörden melden wird, womöglich schickt sie einen SS-Trupp zu ihnen. Fred antwortet, dass sie sich zwar verstecken können, aber dass die Deutschen die Gegend abriegeln und mit Suchtrupps durchkämmen werden, wenn sie wissen, dass die entflohenen Häftlinge aus Auschwitz sich hier aufhalten. Dann wäre es sehr schwer, ihnen zu entkommen.

Die beiden beschliessen zu warten. Sie gehen über eine Holzbrücke auf die andere Seite des Bachs, an dem sie noch am Morgen ihren Durst gestillt haben. Falls die SS auftaucht, werden sie diese von dort aus früh genug sehen, um sich in den Wald zu schlagen und zumindest eine Minute Vorsprung zu gewinnen. Eine Stunde ver-

geht, und die alte Bäuerin ist immer noch nicht zurück. Langsam verlangen ihre Mägen nach mehr als nur Luft.

«Es wäre am vernünftigsten, in den Wald zurückzugehen», sagt Rudi leise.

Fred ist zwar seiner Meinung, aber keiner von ihnen rührt sich. Sie sind nicht mehr dazu imstande, ihre Kräfte sind aufgebraucht. Sie haben keine Reserven mehr.

Nach zwei Stunden geben sie das Warten auf und kuscheln sich zum Schutz vor der Kälte zusammen. Beinahe dösen sie ein. Eilige Schritte durchbrechen die Stille. Die beiden Männer versuchen nicht einmal, wegzulaufen, vor wem auch immer. Als sie die Augen öffnen, sehen sie, dass der Verursacher der Schritte ein Junge von etwa zwölf Jahren ist. Er trägt eine Jacke aus Sackleinen und eine Hose, die mit einer Schnur zusammengehalten wird. In der Hand hält er ein Holzkästchen. Den Worten des Jungen entnehmen die Männer, dass seine Grossmutter ihn schickt. Als sie das kleine Holzkästchen öffnen, das er dabei hat, finden sie darin zwei dampfend heisse, gekochte Kartoffeln vor, darunter zwei dicke Stücke gebratenes Kalbfleisch. Sie würden es nicht für alles Gold der Welt hergeben.

Bevor der Junge geht, versuchen die beiden, ihn nach der slowakischen Grenze zu fragen. Der Junge sagt, dass sie warten sollen. Die beiden bleiben, wo sie sind, etwas ruhiger nach der herzlichen Geste mit dem Essen und gestärkt von dem Mahl, das sie in Rekordgeschwindigkeit verschlungen haben.

Endlich hören sie wieder Schritte, vorsichtigere diesmal, und im Schutz der Dunkelheit. Im Mondlicht erkennen sie den Mann erst, als er beinahe vor ihnen steht: Er trägt ländliche Kleidung, aber er hält ein Gewehr in der Hand. Waffen verheissen nichts Gutes. Der Mann bleibt direkt vor ihnen stehen und zündet ein Streichholz an,

das vorübergehend alle drei Gesichter beleuchtet. Er hat einen dichten, hellbraunen Schnurrbart, der wie eine Schuhbürste aussieht. Schliesslich lässt er die Hand mit dem Gewehr sinken und streckt die andere zum Handschlag aus. «Widerstand.»

Mehr sagt er nicht, aber das ist auch nicht nötig. Rudi und Fred machen Luftsprünge, sie beginnen zu tanzen und umarmen sich, bis sie umkippen. Der Pole beobachtet sie verwundert. Er fragt sich, ob sie betrunken sind. Und das sind sie wirklich – betrunken von der Freiheit. Der Partisan stellt sich als Stanis vor, auch wenn das vermutlich nicht sein richtiger Name ist. Auf Tschechisch erklärt er ihnen, dass die Frau, die sie getroffen haben, misstrauisch war, weil sie sie für verkleidete Agenten der Gestapo hielt, auf der Jagd nach Polen, die mit dem Widerstand kooperieren. Sie sind ganz in der Nähe der Grenze, sagt er, und sie müssen sich vor den deutschen Patrouillen in Acht nehmen, aber er kennt deren Zeitpläne, und sie sind so pünktlich, dass sie jede Nacht fast auf die Minute genau an derselben Stelle vorbeikommen. Für die beiden Flüchtlinge sollte es deshalb kein Problem sein, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Stanis fordert sie auf, mitzukommen. Eine Weile folgen sie ihm über dunkle Pfade, bis sie zu einer verlassenem Steinkate mit einem eingestürzten Strohdach gelangen. Die Holztür gibt mühelos nach. Innen überziehen Vegetation und Feuchtigkeit die Wände. Der Pole geht in die Hocke, zündet ein Streichholz an, entfernt ein paar verfaulte Bretter und greift nach einem Metallring. Er zieht daran, und eine Falltür kommt zum Vorschein. Aus seiner Tasche holt er eine Kerze und zündet sie an. Im Kerzenschein steigen sie eine Treppe hinunter, bis sie in ein ehemaliges Heulager unter der Hütte gelangen, wo jetzt Matratzen, Decken und Proviant liegen. Alle drei lassen sich die Suppe aus den Konservendosen schmecken, die sie über

einem kleinen Campingkocher erwärmen. Hinterher schlafen Fred und Rudi zum ersten Mal seit Ewigkeiten friedlich ein.

Der Pole ist ein Mann weniger Worte, aber ausserordentlich tüchtig. Am nächsten Morgen brechen sie früh auf, und es stellt sich heraus, dass er sich mit den Waldwegen so gut auskennt wie ein wilder Eber. Nachdem sie einen Tag lang fast ohne Zwischenrast durch den Wald gegangen sind, verbringen sie die Nacht in einer Höhle. Am nächsten Tag ruhen sie sich gar nicht aus. Sie steigen die Berghänge hinauf und hinunter und meiden die Patrouillen, wie man einen Zug vorbeifahren lässt – sie verstecken sich hinter Findlingen, bis die Gefahr vorüber ist und sie ihren Weg fortsetzen können. Als der dritte Tag anbricht, befinden sie sich endlich auf slowakischem Boden.

«Ihr seid frei», verabschiedet sich der Pole.

«Nein, das sind wir nicht», erwidert Rudi. «Wir haben noch eine Aufgabe zu erfüllen. Die Welt muss erfahren, was hier geschieht.»

Der Pole nickt, sein buschiger Schnurrbart wippt zustimmend auf und ab.

«Vielen, vielen Dank – du hast uns das Leben gerettet», sagen Rudi und Fred. Stanis zuckt die Schultern, für ihn gibt es nichts zu sagen.

Während des zweiten Teils ihrer Reise werden die beiden dafür sorgen, dass die Welt erfährt, was wirklich im Dritten Reich geschieht, was Europa nicht weiss oder nicht wissen will: dass es bei diesem Krieg nicht nur um Landesgrenzen geht, sondern um die Auslöschung eines ganzen Volkes.

Am 25. April 1944 sprechen Rudolf Rosenberg und Alfred Wetzler im Hauptquartier des Judenrats in Zilina bei Dr. Oskar Neumann vor, dem Vertreter der slowakischen Juden. Durch seinen Posten als Schreiber in Auschwitz ist Rudi in der Lage, einen Bericht voll grau-

siger Statistiken zu diktieren. Der Bericht beschreibt zum ersten Mal den organisierten Massenmord und die physische Ausbeutung der Menschen durch Sklavenarbeit. Er schildert, wie die Nazis sich die Besitztümer ihrer Opfer aneignen, wie sie menschliches Haar für die Textilproduktion verwenden und wie sie ihren Opfern Füllungen und Zähne aus Gold und Silber ausreissen, um sie einzuschmelzen und Münzen für das Reich daraus zu prägen. Rudi beziffert die Zahl der in Auschwitz liquidierten Juden mit 1,76 Millionen.

Rudi erzählt auch von den Schlangen der schwangeren Frauen mit den kleinen Kindern, die man zu den Duschen führt, aus denen Giftgas kommt; von den Arrestzellen, die nicht grösser als Säрге sind und in denen die Häftlinge sich nicht einmal hinsetzen können; von den langen Arbeitstagen im Freien, an denen die Frauen knietief im Schnee stehen, in Sommerröcken und bei nur einem Teller wässriger Suppe, die den ganzen Tag reichen muss. Er redet und redet, und manchmal kommen ihm die Tränen, aber er hört nicht auf zu reden, getrieben von dem fiebrigen Verlangen, einer von den Bomben taub gewordenen Welt entgegenzuschreien, dass sich hinter verschlossenen Türen ein noch viel schmutzigerer und schrecklicherer Krieg abspielt. Und dass man ihm ein Ende machen muss.

Als Rudi seinen Bericht fertig diktiert hat, ist er erschöpft, aber zufrieden, und zum ersten Mal seit Jahren ist er mit sich im Reinen. Der Bericht wird sofort nach Ungarn geschickt. Die Nazis haben dieses Land besetzt und organisieren Transporte von Juden zu Konzentrationslagern, die alle Welt für Sammelstellen hält, ohne zu erkennen, dass es sich in Wirklichkeit um Todesfabriken handelt.

Aber der Krieg zerstört mit seinen Maschinengewehren und Explosionen nicht nur Menschenleben, er vernichtet auch die geistige



Gesundheit und tötet Seelen. Die Warnungen von Fred und Rudi erreichen zwar den Judenrat in Ungarn, aber niemand nimmt Notiz von ihnen. Die jüdischen Anführer wollen lieber den Versprechungen der Nazis glauben und verteilen weiter Juden auf die Transporte, die nach Polen gehen. Nach all dem Schmerz und dem Leid und der Freude über seine Freiheit sieht sich Rudi bitter enttäuscht. Sein Bericht rettet nicht die Ungarn, von denen er geglaubt hatte, sie retten zu können. Der Krieg ist wie ein Fluss, der über die Ufer tritt: Er lässt sich schwer regulieren, und wo man ihm einen kleinen Damm entgegengesetzt, reißt der Strom ihn ein.

Rudi Rosenberg und Fred Wetzler werden nach Grossbritannien evakuiert, wo sie ihren Bericht vorstellen. Auf den Britischen Inseln hört man ihnen zu, aber von hier aus lässt sich nur wenig ausrichten – abgesehen davon, noch entschlossener zu kämpfen, um dem Wahnsinn, der Europa verwüstet, ein Ende zu setzen.

## Kapitel 25

**A**m 15. Mai 1944 kam im Familienlager ein weiterer Transport mit zweitausendfünfhundert drei neuen Insassen aus Theresienstadt an. Am nächsten Tag traf ein zweiter Zug mit weiteren zweitausendfünfhundert Menschen ein. Und am 18. Mai erreichte ein drittes Kontingent das Lager. Es ging turbulent zu an diesem ersten Morgen – Schreie, Pfiffe, Verwirrung. Dita und ihre Mutter waren nicht nur gezwungen, gemeinsam auf einer Pritsche zu schlafen, sie mussten sie auch mit einer dritten Gefangenen teilen. Bei der Frau handelte es sich um eine stark verängstigte Niederländerin, die nicht einmal fähig war, «Guten Morgen» zu sagen. Sie hat die ganze Nacht gezittert.

Dita läuft rasch zu Block 31, wo Seppi Lichtenstern und seine Mitarbeiter bei ihrem Versuch, die Schule in der Baracke neu zu organisieren, heillos überfordert sind. Die Situation ist chaotisch, denn es sind ausser den tschechischen Kindern auch noch deutsche und niederländische in der Baracke, und die Verständigung ist schwierig. Mit dem Maitransport sind dreihundert Kinder hinzugekommen, und Dita hat von Lichtenstern und Mirjam Edelstein die Anweisung bekommen, den Bibliotheksbetrieb vorübergehend auszusetzen, bis die neuen Klassen gebildet worden sind und die Situation sich besser überschauen lässt.

Die Kleinen sind sehr durcheinander, und es wird gestritten, geschubst und geprügelt, es gibt Gezänk und Tränen und ein Durcheinander, das immer schlimmer zu werden scheint. Die Kinder können nicht still sitzen; sie sind verstört von den Bissen der Wanzen, Flöhe, Läuse und des anderen Getiers, das in dem feuchten Stroh haust. Bei den milden Temperaturen gedeihen nicht nur die Blumen, sondern auch alle Arten von Insekten.

Mirjam trifft eine drastische Entscheidung: Sie nutzt die letzte Kohle, die für Notfälle zurückgehalten wurde, um mehrere Bottiche Wasser zu erhitzen und die Unterwäsche der Kinder zu waschen. Ein gibt ein grosses Durcheinander, und die Zeit reicht nicht aus, um die Kleider auf dem Kamin zu trocknen, weshalb die Kinder sie noch halb feucht anziehen müssen, aber die meisten Krabbeltiere scheinen ertrunken zu sein, und im Lauf des Tages kehrt allmählich wieder Ruhe ein.

Als die zur Arbeit in Block 31 Eingeteilten bei den Baracken ankamen, hielten sie diese zunächst für ein Schlammloch. Doch als sie von der geheimen Schule erfahren, sind sie sprachlos und schöpfen Hoffnung. Am Abend, als die Gruppen mehr oder weniger feststehen und sich so etwas wie ein Schulalltag etabliert hat, versammelt Lichtenstern die neuen Kräfte. Er stellt sie einem jungen Mädchen vor, das Beine wie eine Ballerina hat, die in Wollstrümpfen stecken, und das in seinen Holzpantinen nervös auf und ab wippt. Auf den ersten Blick wirkt sie dünn, vielleicht sogar zerbrechlich, aber wenn man sie genau betrachtet, bemerkt man ihre Energie. Ihre Bewegungen wirken schüchtern, aber sie beobachtet alles, was um sie herum vorgeht, ganz genau. Sie hat den Leuten eröffnet, dass sie die Bibliothekarin im Block ist.

Ein paar haben sie gebeten, das noch einmal zu wiederholen, weil sie es nicht glauben konnten: Es gibt hier also auch eine Bibliothek?

Aber Bücher sind doch verboten! Sie begreifen nicht, wie man eine so heikle und gefährliche Aufgabe einem Kind überlassen kann. Deshalb bittet Mirjam Dita, auf einen Schemel zu steigen, damit ihr alle zuhören.

«Guten Tag, mein Name ist Edita Adlerová. Wir haben hier eine Bibliothek mit acht Büchern aus Papier und sechs lebendigen Büchern.»

Die Verwunderung auf den Gesichtern der Neuankömmlinge ist so gross, dass sich selbst Dita, die einen ernsten Tonfall angeschlagen hat, um sich unter all den Erwachsenen Gehör zu verschaffen, ein kleines Lachen nicht verkneifen kann. «Keine Sorge, wir sind hier nicht verrückt geworden. Die Bücher sind natürlich nicht lebendig. Lebendig sind die Menschen, die sie den Schülern erzählen.»

Dita setzt ihnen auseinander, wie die Bibliothek funktioniert, auf Tschechisch und in erstaunlich fliessendem Deutsch. Die frischgebackenen Lehrer, die vor ihr stehen, sind immer noch verblüfft über den inneren Widerspruch, der in dieser Ansprache über den normalen Betrieb einer Schule an dem abnormalsten Ort auf der ganzen Welt liegt. Als Dita fertig ist, macht sie eine kleine Verbeugung, ein wenig übertrieben wie bei Professor Morgenstern, und kann es sich gerade noch verkneifen, über ihre eigene Förmlichkeit zu lachen. Noch amüsanter findet sie, wie alle sie mit offenem Mund anstarren, während sie sich auf einen etwas weniger exponierten Platz zurückzieht.

«Sie ist die Bibliothekarin von Block 31», flüstern die Menschen.

Nachmittags herrscht immer so viel Lärm, dass Dita sich nicht zurückziehen und lesen kann. Als sie zu ihrem Brettverschlag geht, sitzt dort ein halbes Dutzend Jungen und quält Ameisen. *Die armen Ameisen, denkt sie. Als ob sie es nicht schon schwer genug hätten, in Auschwitz ein paar Krümel zu finden.*

Der Strom der Züge, die im Lager eintreffen, voller ungarischer Juden – es sind hundertsiebenundvierzig Güterzüge mit insgesamt vierhundertfunfunddreissigtausend Menschen –, verursacht noch mehr Unruhe im Lager. In der Nähe des Lagerzauns treiben sich immer Horden von Kindern herum, die gebannt das Schauspiel der eintreffenden Züge verfolgen: verwirrte Menschen, die angeschrien, herumgeschubst, ausgezogen und geschlagen werden.

«Hier ist Auschwitz-Birkenau!»

Man sieht den betäubten Gesichtern an, dass der Name ihnen nichts sagt. Viele werden nicht einmal erfahren, wo sie sterben.

Dita hat keine Ahnung, wann die internationalen Beobachter eintreffen werden und das Zeitfenster, von dem Hirsch und Tante Mirjam gesprochen haben, sich öffnen wird, damit die Wahrheit in die Welt hinausgeschrien werden kann.

Und genauso wenig weiss sie, welches Opfer sie dafür bringen muss. Wenn sie die Augen schliesst, sieht sie Dr. Mengele mit seinem ausdruckslosen Gesicht, während er neben einer Marmorplatte in seinem weissen Kittel auf sie wartet.

Trotz dieser Sorgen kann sie immer noch nicht aufhören, über Fredy Hirschs Tod nachzudenken. Man hat ihr gesagt, er habe aufgegeben, aber trotz aller Beweise will sie nicht daran glauben. Keine Erklärung hat ihr genügt, kein Zweifel, denn nichts davon ist das, was sie hören will. Sie gilt als stur, und das stimmt. Vielleicht wird sie irgendwann aufgeben müssen. Aber noch will sie das nicht, also geht sie zu Block 32, der Krankenbaracke, um ihre letzte Karte auszuspielen. Das hier sind die letzten Menschen, die Fredy Hirsch vor seinem Tod gesehen haben; sie haben seine letzten Worte gehört.

In der Tür zum Krankenbau steht eine Schwester und legt Bettwäsche mit abstossenden schwarzen Schmutzrändern zusammen.

«Ich will mit den Ärzten sprechen.»

«Mit allen, mein Kind?»

«Mit irgendeinem ...»

«Bist du krank? Hast du deine Kapo informiert?»

«Nein, ich brauche keine Medizin. Ich will nur mit ihnen reden.»

«Erzähl mir, was du hast. Inzwischen kenne ich mich mit allem aus, was wir hier hereinbekommen.»

«Es hat mit dem Septembertransport zu tun.»

Die Frau erstarrt und blickt sie argwöhnisch an. «Und worum geht es genau?»

«Um einen Mann.»

«Jemand aus deiner Familie?»

«Ja, mein Onkel. Ich glaube, die Ärzte, die bei dem Septembertransport im Quarantänelager waren, haben ihn behandelt, bevor er gestorben ist.»

Die Frau fixiert sie. In diesem Augenblick kommt einer der Ärzte auf sie zu, er trägt einen weissen Kittel mit lauter gelben Rändern darauf. «Herr Doktor, hier ist ein Mädchen, das über jemanden von dem Septembertransport sprechen möchte. Sie sagt, er sei im Quarantänelager behandelt worden.»

Der Arzt hat Tränensäcke unter den Augen und sieht müde aus, aber er schenkt ihr dennoch ein halbes Lächeln. «Und wen, sagst du, haben wir im Quarantänelager behandelt?»

«Er hiess Hirsch. Fredy Hirsch.»

Das Lächeln verschwindet von seinem Gesicht, als hätte jemand einen Vorhang zugezogen. Mit einem Mal ist er feindselig. «Ich habe es doch schon tausendmal gesagt. Da war nichts mehr, was wir für ihn hätten tun können!»

«Aber ich wollte doch nur ...»

«Wir sind keine Götter! Er lief schon blau an, niemand hätte ihm mehr helfen können. Wir haben getan, was wir konnten.»

Dita will ihn fragen, was Fredy gesagt hat, aber der Arzt wendet sich verärgert ab und geht, sichtlich gereizt und ohne sich zu verabschieden.

«Es tut mir leid, Liebes, aber wir haben zu tun.» Die Schwester zeigt auf die Tür.

Im Gehen merkt Dita, dass jemand sie beobachtet. Es ist ein dünner Junge mit langen Beinen, den sie schon manchmal gesehen hat, als er in den Krankenbau hineinging; er arbeitet als Kurier. Aufgebracht geht sie und macht sich auf die Suche nach Margit. Sie trifft sie hinter der Baracke an, wo sie gerade Helga entlässt.

«Wie geht es euch?»

«Seit dem Maitransport gibt es hier mehr Läuse.»

«Das ist nicht die Schuld dieser Leute, Helga. Wir sind jetzt mehr Menschen, es gibt also von allem mehr», sagt Margit beschwichtigend.

«Mehr Trubel, mehr Lärm ...»

«Ja, aber mit Gottes Hilfe werden wir es überstehen», sagt Margit, um ihre Schwester aufzuheitern.

«Ich kann nicht mehr», schluchzt Helga. «Ich will hier weg. Ich will nach Hause.»

Ihre Schwester beginnt sie zu streicheln, anstatt ihren Kopf weiter nach Läusen abzusuchen. «Bald, Helga, sehr bald.»

Alle in Auschwitz sind besessen von diesem Gedanken – fortzugehen und diesen Ort für immer zu verlassen. Es gibt keine Träume, keine Gebete, die nicht davon handeln. Aber bei einem bewegen sich die Zeiger der Uhr rückwärts. Einer kehrt nach Auschwitz zurück. Gegen alle Logik, gegen alle Weisheit, gegen alle Vernunft fährt Viktor Pestek mit dem Zug nach Oswięcim, in der Nähe der Region, wo man das grösste Vernichtungslager der Geschichte gebaut hat.

Am 25. Mai 1944 geht Viktor den Weg zurück, den er vor sechs

Wochen genommen hat: Nachdem er und Lederer das Lager verlassen hatten, sind sie wie geplant in Oswięcim in den Zug gestiegen. Sobald sie auf ihren Plätzen saßen, stellte der als Untersturmführer verkleidete Tscheche sich schlafend, und keiner der Schaffner, die durch den Zug gingen, wagte es, einen friedlich schlafenden SS-Offizier zu stören, der auf dem Weg nach Krakau war.

Sobald sie am Ziel waren und ohne den Bahnhof zu verlassen bestiegen sie ohne Verzögerung einen Zug nach Prag. Viktor erinnert sich an das kurze Zögern, als es Zeit wurde, in dem riesigen Prager Hauptbahnhof auszusteigen, mit seinen gewaltigen Stahldächern, unter denen es von Menschen wimmelte. Besonders ist ihm der Blick in Erinnerung, den er und Lederer wechselten: Es war der Augenblick, in dem sie den relativ sicheren Zufluchtsort ihres Abteils verlassen mussten, um sich schutzlos an einen Ort zu wagen, an dem es viele aufmerksame Augen gab. Pestek hatte eindeutige Anweisungen gegeben: Kopf hoch, Blick geradeaus, mürrisches Gesicht und nicht stehen bleiben.

Der Warteraum im Bahnhof war voller Wehrmachtssoldaten, die ihre schwarzen SS-Uniformen mit einer Mischung aus Respekt und Misstrauen musterten. Die Zivilisten trauten sich nicht einmal, den Kopf zu heben und einen Blick zu riskieren. Niemand hätte es gewagt, sie anzusprechen. Lederer hatte vorgeschlagen, nach Pilsen zu fahren, wo er Freunde hatte. Dort angekommen, versteckten sie ihre SS-Uniformen und fanden Unterschlupf in einer verlassenen Hütte, die im Wald ausserhalb der Stadt lag. Lederer nahm vorsichtig mit seinen Kontakten Verbindung auf, damit diese sowohl ihnen als auch Renée und ihrer Mutter gefälschte Ausweise besorgten. Das dauerte mehrere Wochen. Doch sie wussten nicht, dass die Gestapo ihnen auf den Fersen war.

Jetzt, bei seiner Rückkehr nach Auschwitz, trägt Pestek Zivilklei-



dung und führt einen Seesack mit sich, in dem ordentlich gefaltet seine SS-Uniform liegt, damit er sie ein letztes Mal anziehen kann. Viktor geht noch einmal den Plan durch, den er in seinem Kopf schon Tausende von Malen abgespult hat. Aus dem Lagerbüro hat er sich einen Papierbogen mit dem Stempel des Hauptquartiers in Kattowitz mitgenommen und eine Genehmigung vorbereitet, die es ihm erlaubt, Renée und ihre Mutter abzuholen. In Kattowitz befindet sich das bedeutendste Gefängnis des Bezirks, und es geschieht oft, dass die Gestapo Gefangene zur Vernehmung in das Gefängnis von Kattowitz bringen lässt. Man organisiert die Abholung, bringt die Gefangenen zur Wache am Lagereingang, und dort werden sie von einem Wagen des Hauptquartiers Kattowitz abgeholt. Viele kommen nie wieder zurück.

Viktor kennt die Vorgehensweise. Er kennt die Codes, die dabei verwendet werden. Er wird die beiden Gefangenen telefonisch für die Gestapo anfordern. Dann wird ein SS-Mann in einen Wagen steigen, um sie von Auschwitz-Birkenau abzuholen. Es wird Lederer sein, mit der gestempelten Genehmigung, die Viktor vor ihrer Flucht vorbereitet hat. Sein Kumpan spricht perfekt Deutsch. Er wird die Frauen holen, Viktor an einem Treffpunkt in der Nähe aufsammeln und dann: Freiheit.

Lederer ist einen Tag früher abgereist, um seine Verbindungsleute beim Widerstand zu treffen, die ihnen einen Wagen besorgen werden. Er muss dunkel sein und unauffällig, und deutsch natürlich. Der einzige Zweifel kommt Viktor, als er versucht, sich vorzustellen, wie Renée reagieren wird, wenn sie frei sind. Er wird dann kein SS-Offizier mehr sein und sie keine Gefangene. Sie wird die Freiheit haben, ihn zu lieben oder ihn wegen seiner Vergangenheit abzulehnen. Während ihrer Treffen hat sie so wenig gesagt – jetzt wird

ihm klar, wie wenig er über sie weiss. Aber das ist für Viktor nicht wichtig, sie haben noch ihr ganzes Leben vor sich.

Sehr langsam fährt der Zug in Oswięcim ein. Es ist ein grauer Nachmittag. Er hat ganz vergessen, wie schmutzig der Himmel über Auschwitz ist. Auf dem Bahnsteig gibt es nicht viele Leute, aber er entdeckt Lederer, der auf einer Bank sitzt und Zeitung liest. Er hatte befürchtet, der andere würde in letzter Minute einen Rückzieher machen, aber Lederer hat ihm versichert, dass Viktor auf ihn zählen kann, und hier ist er. Jetzt kann nichts mehr schiefgehen. Viktor steigt aus, glücklich, Renée so nah zu sein. Er stellt sich vor, wie sie ihn anlächeln, wie sie eine ihrer Locken lang ziehen und in den Mund nehmen wird. Lederer steht von seiner Bank auf und macht Anstalten, auf Viktor zuzugehen. Aber zwei bullige SS-Männer kommen ihm zuvor, rennen ihn beinahe um, während sie über den Bahnsteig laufen, die Maschinengewehre im Anschlag.

Viktor weiss es sofort: Sie sind wegen ihm hier. Der Offizier, der das Kommando hat, pfeift gellend mit seiner Trillerpfeife und brüllt herum. In aller Ruhe stellt Pestek seinen Seesack ab. Ein paar SS-Soldaten fordern ihn auf, die Hände hochzunehmen; andere brüllen, dass sie ihn erschiessen werden, wenn er sich bewegt. Das Ganze wirkt chaotisch, aber es ist exakt so, wie es sein soll. Man brüllt widersprüchliche Befehle, um den Verdächtigen aus dem Konzept zu bringen und zu verwirren. Viktor lächelt bitter. Den Ablauf einer Verhaftung kennt er in- und auswendig, er hat sie selbst viele Male durchgeführt.

Auf dem Bahnsteig zieht sich Lederer langsam zurück. Sie haben ihn nicht bemerkt, und er nutzt die während der Verhaftung entstandene Verwirrung, um sich aus dem Staub zu machen. Während er versucht, einen kühlen Kopf zu bewahren, verflucht er alles, was ihm

heilig ist; die Widerstandsbewegung ist voller Denunzianten. Irgendjemand hat sie verraten. In der Stadt findet er ein Motorrad, das nicht abgeschlossen ist, steigt auf und blickt nicht mehr zurück.

Viktor Pestek wird in das Hauptquartier der SS überführt. Man wird ihn tagelang foltern. Man fragt ihn, wieso er nach Auschwitz zurückgekehrt ist; man will Informationen über den Widerstand von ihm haben; aber er weiss kaum etwas, und er sagt auch nichts über seine Beziehung zu Renée Neumann. Er wird im Gefängnis bleiben, bis man ihn am 8. Oktober 1944 hinrichten wird.

## Kapitel 26

**M**argit und Dita sitzen hinter der Baracke. Die Nachmittage sind jetzt länger, und inzwischen ist es schon ziemlich heiss. In Auschwitz herrscht eine drückende Hitze, verschmutzt von den Aschewolken. Es ist einer dieser Momente, in denen das Gespräch verstummt ist und niemand Lust hat, es wieder aufzunehmen. Ihre Freundschaft hat ein Stadium erreicht, in dem Schweigen nicht mehr stört. Es gehört sogar zum Gespräch. Da taucht eine alte Freundin vor ihnen auf.

«Renée! Dich habe ich ja schon ewig nicht mehr gesehen.»

Ein schwaches Lächeln tritt in das Gesicht des Mädchens. Sie zieht eine Haarlocke lang und beisst darauf herum. In letzter Zeit ist kaum jemand freundlich zu ihr gewesen. «Habt ihr das gehört, dass Lederer sich mit einem SS-Offizier abgesetzt hat, der kein Nazi mehr sein wollte?»

«Ja. Das war doch dieser Nazi, von dem du uns erzählt hast – derjenige, der dich immer angestarrt hat...»

Renée nickt ganz langsam. «Anscheinend war er gar nicht böse», erzählt sie. «Es ging ihm gegen den Strich, was er hier gesehen hat. Deshalb ist er desertiert.»

Dita und Margit schweigen. Ein SS-Mann, der als Henker in einem Vernichtungslager arbeitet... Kann der für eine Jüdin wirklich kein schlechter Mensch sein? Es ist schwer zu glauben. Und doch hat jeder von ihnen schon einmal einen dieser unreifen jungen Män-

ner in ihren schwarzen Uniformen und den hohen Stiefeln beobachtet. Wenn man ihnen in die Augen blickt, sieht man keinen Henker oder Wachmann; man sieht einen jungen Mann.

«Heute Nachmittag sind zwei Streifenpolizisten zu mir gekommen. Sie haben mit dem Finger auf mich gezeigt und gelacht. Sie sagten, sie hätten ihn vor zwei Tagen verhaftet... nun, diese Schweine haben behauptet, er sei mein Liebhaber gewesen, aber das ist eine dreckige Lüge. Jedenfalls haben sie ihn in Oswięcim am Bahnhof festgenommen.»

«Nur drei Kilometer von hier entfernt? Aber er ist doch vor fast zwei Monaten geflohen! Wieso ist er nicht weiter weggegangen?»

Renée wird kurz nachdenklich. «Ich weiss, wieso er so nah bei Auschwitz war.»

«Hat er sich die ganze Zeit in der Stadt versteckt?»

«Nein, er kam aus Prag. Er wollte zurückkommen und mich hier herausholen – und natürlich meine Mutter. Ich wäre niemals ohne sie gegangen. Aber sie haben ihn geschnappt ...» Die beiden anderen sagen nichts. Renée starrt auf den Fussboden. Sie bereut bereits, so offen zu den Mädchen gewesen zu sein. Sie dreht sich um, um zu ihrer Baracke zurückzugehen.

«Renée!», ruft Dita ihr nach. «Vielleicht war dieser Viktor ja trotz allem kein schlechter Mensch.»

Renée nickt langsam. Jetzt wird sie es ohnehin nicht mehr erfahren.

Margit geht, um ein wenig Zeit mit ihrer Familie zu verbringen, und Dita bleibt allein zurück. Heute sind keine Häftlinge im Quarantänelager, und auch das Nachbarlager auf der anderen Seite, Lager BIIc, ist vorübergehend leer, nachdem die Bewohner abtransportiert wurden. Niemand weiss, ob sie Auschwitz nur verlassen haben oder tot sind. Dass beide Lager leer sind, ist ein seltener Zufall und

liegt an dem ungewöhnlich heissen Nachmittag, der die Leute in ihre Baracken vertrieben hat. In den letzten Tagen ist es hier so ungewöhnlich still, dass Dita kurz stehen bleibt, um die Stille einzusatmen.

Da bemerkt sie, dass jemand sie ansieht. Eine einsame Gestalt in Lager BIIc winkt zu ihr herüber und gestikuliert mit den Händen. Es ist ein Häftling, ein Jugendlicher, der dort offenbar Reparaturen ausführt. Als sie sich dem Zaun nähert, bemerkt sie, dass sein gestreifter Häftlingsanzug neuer ist als jene, die man sonst in den benachbarten Lagern sieht, und seine Mütze deutet darauf hin, dass er zum Wartungstrupp gehört, einer Gruppe mit Privilegien. Er wirkt gesund und hat keine eingefallenen Wangen. Dita macht Anstalten zu gehen, aber der Junge gestikuliert lebhaft und gibt ihr Zeichen, dass sie zu ihm kommen soll. Er macht einen netten Eindruck und sagt lachend ein paar Worte auf Polnisch, die Dita nicht versteht; nur «jablko» erkennt sie, es ist die tschechische Bezeichnung für «Apfel».

Ein magisches Wort. Alles, was mit Essen zu tun hat, ist magisch.

«*Jablko?*»

Der Junge lächelt und verneint, indem er den Zeigefinger schwenkt. «Nicht *Jablko* ...*JaJko!*»

Dita ist ein wenig enttäuscht. Sie hat schon so lange keinen Apfel mehr gegessen, dass sie fast vergessen hat, wie Äpfel schmecken. Sie sind süß, aber auch ein bisschen säuerlich, das weiss sie noch, aber vor allem erinnert sie sich daran, wie knackig sie sind. Ihr läuft das Wasser im Mund zusammen. Sie hat keine Ahnung, was der Junge ihr sagen will. Vielleicht geht es ja um gar nichts Bestimmtes und er will einfach nur mit ihr flirten, aber sie wird es schon herausfinden. Ihr ist zwar ein wenig beklommen zumute, aber im Grunde ist es ihr nicht unangenehm, dass die etwas älteren Jungen inzwischen Notiz von ihr nehmen.

Sie fürchtet sich vor dem Elektrozaun, dessen Berührung unmittelbar zu einem hässlichen Tod führt. Sie hat schon ein paarmal erlebt, wie ein Häftling wie im Fieber darauf zuing und einen tödlichen Stromschlag erlitt. Einige sind bereits auf diese Weise ums Leben gekommen, aber sie hat nur beim ersten Mal zugeschaut – wenn sie später gemerkt hat, dass sich jemand mit diesem abwesenden Gesichtsausdruck dem Zaun näherte, hat sie sich umgedreht und ist so schnell wie möglich weggerannt, um nicht da zu sein, wenn die ersten Schmerzensschreie erklangen. Sie hat nie diesen ersten Stromschlag vergessen: wie die Haare der etwas schwächtigen Frau abstanden, wie ihre Haut sich plötzlich schwarz verfärbte, den beissenden Gestank und den Rauch, der von dem verkohlten Leichnam aufstieg.

Dita hat nicht die geringste Lust, sich dem Zaun zu nähern, aber der Hunger ist wie ein Wurm, der unaufhörlich an ihren Eingeweiden nagt. Auch nachts lässt er sich mit dem Stückchen Brot und dem Hauch Margarine kaum bändigen, und wenn man Pech hat und nichts in der Suppe schwimmt, muss man noch einmal vierundzwanzig Stunden warten, bevor man etwas in den Magen bekommt. Dita hat nicht vor, die Chance auf etwas Essbares zu verpassen, auch wenn sie nicht versteht, was dieser Pole sagt.

Um nicht die Aufmerksamkeit der Soldaten in den Türmen auf sich zu ziehen, gibt Dita dem Jungen ein Zeichen zu warten, und geht zur Latrinenbaracke. Schnell läuft sie durch die stinkende Baracke und verlässt sie durch die Hintertür. Jetzt steht sie hinter dem Gebäude, nah beim Zaun. Sie hat befürchtet, dass Leichen herumliegen, denn hierher werden für gewöhnlich die Menschen gebracht, die über Nacht gestorben sind. Aber der Boden ist leer. Der junge Pole hat eine Hakennase, und seine Ohren stehen wie Fächer ab. Er sieht nicht besonders gut aus, aber er hat ein so fröhliches Lächeln,

dass Dita ihn ganz niedlich findet. Er gibt ihr seinerseits ein Zeichen zu warten und betritt die Baracke durch eine Hintertür, wie um etwas zu suchen.

Der einzige Mensch in diesem hinteren Abschnitt von Bllb ist ein hagerer Häftling, der ein paar Gebäude weiter ein Feuer angezündet hat und ein paar Lumpenbündel verbrennt. Dita hat keine Ahnung, ob man ihm befohlen hat, sie zu verbrennen, weil sie voller Läuse waren oder jemandem gehörten, der an einer ansteckenden Krankheit gestorben ist. Infizierte Lumpen zu beseitigen ist in jedem Fall keine schöne Aufgabe, wenn auch besser als viele andere. Aus der Entfernung wirkt er wie ein alter Mann, aber wahrscheinlich ist er noch nicht einmal vierzig.

Sie wartet darauf, dass der Junge zurückkommt, und vertreibt sich die Zeit, indem sie beobachtet, wie die Lumpen brennen, zusammenschrumpfen und sich in den Flammen krümmen, bevor sie rauchend auseinanderfallen. In diesem Augenblick spürt sie jemanden hinter sich. Sie dreht sich um, und da steht er – Dr. Mengeles grosse, schwarze Gestalt ist nur wenige Meter von ihr entfernt. Er pfeift nicht, er macht gar kein Geräusch und rührt sich auch nicht. Er sieht sie nur an. Vielleicht ist er ihr sogar gefolgt. Vielleicht hält er den Polen für einen Verbindungsmann der Widerständler.

Der Mann, der die Kleider verbrennt, steht auf und geht. Jetzt ist es doch dazu gekommen: Sie ist allein mit Mengele. Sie überlegt, wie sie die Innentaschen an ihrem Kleid erklären soll, wenn sie durchsucht wird, und ob es sich überhaupt lohnt, sich zu rechtfertigen. Mengele verhält seine Gefangenen nicht, er interessiert sich nur für ihre Organe.

Der Lagerarzt sagt nichts. Dita hat das Gefühl, erklären zu müssen, wieso sie am Zaun steht: «Ich wollte mit dem Mann dort sprechen ...» Es klingt nicht besonders überzeugend. Der Mann am Feuer



ist verschwunden. Mengele sieht sie unverwandt an, und Dita bemerkt, dass seine Augen halb geschlossen sind und dass er so aussieht wie jemand, der versucht, sich an etwas zu erinnern, das ihm halb entfallen ist. Sie muss an das denken, was die Schneiderin zu ihr gesagt hat: *Du bist eine miserable Lügnerin*. Jetzt ist sie sich plötzlich ganz sicher, dass Dr. Mengele ihr kein Wort glaubt, und sie spürt, wie ihr kalt wird, so, als würde sie bereits die Kälte des Marmortisches spüren, wo er sie aufschlitzen wird wie ein Kalb.

Mengele nickt kurz. Es stimmt, er hat tatsächlich versucht, sich an etwas zu erinnern – es war ihm entfallen, aber jetzt hat er es. Sein Lächeln wirkt ein wenig triumphierend. Seine Hand schwebt über seinem Gürtel, nur wenige Zentimeter von dem Knauf seiner Pistole entfernt, und Dita hat Mühe, nicht zu zittern. Sie schickt ein Stossgebet zum Himmel und bittet um etwas ganz Kleines, um ein winziges Zugeständnis: Sie will in ihrem letzten Augenblick nicht zittern und sich auch nicht einnässen. Ein würdevoller Tod. Bitte.

Mengele nickt immer noch, und endlich beginnt er zu pfeifen. Und Dita wird klar, dass er gar nicht sie ansieht, sondern dass sein Blick durch sie hindurchgeht. Sie hat so wenig Bedeutung für ihn, dass er sie nicht einmal bemerkt hat. Er dreht sich auf dem Absatz um und geht pfeifend davon. Mit Bach hat er zuweilen seine Schwierigkeiten.

Dita beobachtet, wie seine grosse, schwarze, dramatische Gestalt sich entfernt. Und jetzt begreift sie. *Er erinnert sich überhaupt nicht an mich. Er weiss gar nicht, wer ich bin. Er war nie hinter mir her...*

Er hat sie nie vor der Barackentür abgepasst und sie auch nicht anders angesehen als alle anderen. Dass er sie in sein Büchlein eingetragen hat, dass er ihr mit dem Autopsiesaal gedroht hat, das alles war nur der makabre Humor eines Menschen, der will, dass die Kinder ihn Onkel Pepi nennen, während er ihnen lächelnd die Köpfe

tätschelt, nur um ihnen dann Salzsäure zu injizieren, damit er die Wirkung dieses tödlichen Gifts studieren kann.

Dita seufzt erleichtert auf. Wenigstens diesen Schatten ist sie jetzt los, auch wenn sie natürlich immer noch in Gefahr ist. Das hier ist immerhin Auschwitz ...

Es wäre klug, rasch zur Baracke zurückzukehren; womöglich kommt Mengele zurück, und ihr Glück wendet sich; Schlangen können wie aus dem Nichts zuschlagen. Aber Dita ist neugierig, sie will herausfinden, was dieser polnische Junge so dringend von ihr wollte. Ob es nur um ein Liebesversprechen geht? Dita ist nicht interessiert an Romantik, und noch weniger an einem Polen, den sie nicht verstehen kann und der Ohren wie Blechnäpfe hat.

Sie will keinen Freund, der ihr sagt, was sie tun und lassen soll. Trotzdem bleibt sie und beisst sich auf die Unterlippe, mit ihren ein wenig auseinanderstehenden Zähnen, die sie nicht mag, weil sie findet, dass sie damit kindlich aussieht.

Der junge Pole hat Mengele kommen sehen und sich in der dunklen Baracke versteckt. Als der Deutsche geht, taucht er wieder hinter dem Zaun auf. Dita sieht, dass er nichts mitgebracht hat, und fühlt sich betrogen. Der Junge schaut sich nach beiden Seiten um, dann geht er rasch ein paar Schritte auf den Zaun zu. Er lächelt immer noch. Inzwischen findet Dita seine Ohren gar nicht mehr so gross, sein Lächeln überdeckt alles andere.

Ihr Herz setzt kurz aus, als der junge Tischler seine Faust durch eine Lücke in dem Stacheldrahtzaun steckt. Als er die Faust öffnet, fällt etwas Weisses herunter und rollt Dita vor die Füsse. Auf den ersten Blick hält sie es für eine riesige Perle. Es ist tatsächlich eine Perle: ein hart gekochtes Ei. Seit zwei Jahren hat Dita kein Ei mehr gegessen, sie kann sich kaum noch an den Geschmack erinnern. Sie hebt das Ei auf und hält es zwischen beiden Händen, als wäre es zerbrechlich.

Dann sieht sie zu dem Jungen hoch, der seine Hand wieder zwischen den mehreren Tausend Volt zurückgezogen hat, die durch den Draht fließen. Sie können sich nicht verständigen, sprechen keine gemeinsame Sprache. Aber die Art, wie Dita sich vorbeugt, wie ihre Augen vor Freude strahlen, spricht deutlicher als alle Worte. Er deutet eine förmliche Verbeugung an, so, als wären sie auf einem Empfang in einem Palast begegnet. Dita bedankt sich in allen Sprachen, die ihr zur Verfügung stehen. Der Junge zwinkert ihr zu und sagt sehr langsam und deutlich: «Jajko.» Sie wirft ihm eine Kusshand zu, bevor sie sich umdreht und auf ihre Baracke zuläuft, und der Pole, immer noch lächelnd, tut so, als würde er den Kuss im Sprung auffangen.

Während Dita mit ihrem weissen Schatz zur Baracke rennt, um ihre Mutter zu suchen und ein Festmahl abzuhalten, kommt ihr der Gedanke, dass diese Lektion in einer Fremdsprache sie für den Rest ihres Lebens begleiten wird. Ei heisst auf Polnisch *jajko*. Wörter sind bedeutsam.

Am nächsten Tag wird das offenkundig. Beim Morgenappell erfahren die Häftlinge, dass am Abend jeder Erwachsene eine Postkarte erhalten wird, um seinen Angehörigen schreiben zu können. Der Lagerkapo schreitet die Reihen ab und wiederholt dabei ein ums andere Mal, dass verächtliche oder verleumderische Aussagen über das Dritte Reich nicht vorkommen dürfen; bei Zuwiderhandlung wird man die Postkarten vernichten und die Urheber hart bestrafen.

Dabei lässt er das Wort *hart* so feindselig klingen, dass es die Strafe vorwegnimmt.

Die Blockältesten erhalten noch konkretere Anweisungen: Wörter wie Hunger, Tod, Hinrichtung sind verboten. Genauso wenig erlaubt sind Wörter, die geeignet sind, Zweifel an der grossartigen Wahrheit zu säen: dass sie das Privileg haben, für den glorreichen Führer und sein Reich zu arbeiten.

Während der Essenspause erzählt Lichtenstern, der Lagerkapo habe verlangt, dass die Blockältesten ihre Baracken zu fröhlichen Nachrichten anhalten sollen. Der Leiter von Block 31, dessen Augen jeden Tag tiefer in den Höhlen liegen und der mit seiner Diät aus Zigaretten und Rübensuppe immer hagerer wird, sagt, dass sie schreiben sollen, was sie wollen, und dass er sich schämen würde, so etwas zu befehlen.

Im Laufe des Tages fallen die unterschiedlichsten Bemerkungen. Einige Leute sind überrascht, dass die Nazis so menschlich sind, sie Kontakt mit ihren Familien aufnehmen zu lassen, damit diese ihnen Lebensmittelpakete schicken können. Aber die Älteren erklären ihnen schnell, dass die Nazis vor allem pragmatisch sind. Für sie sind Essenspakete von Vorteil, sie nehmen sich die besten Sachen heraus. Und die Juden, die noch nicht im Lager sind, erhalten tröstliche Nachrichten von ihren Lieben, die sie daran zweifeln lassen, was in Auschwitz wirklich passiert.

Viele Menschen äussern auch Sorge: Die Mitglieder des Septembertransports mussten, kurz bevor man sie in die Gaskammern schickte, noch Postkarten schreiben. Und der Dezembertransport hat seine ersten sechs Monate bald hinter sich, die Frist also, nach der ihre Mithäftlinge ermordet wurden. Nun legen sie dieselben Etappen zurück, da kann einem schon schwindlig werden. Aber diesmal gibt es keinen Unterschied zwischen den Transporten, und die Leute, die im Mai angekommen sind, erhalten ebenfalls Postkarten. Das ist anders als bei den Geschehnissen im März und gibt Anlass zu allen möglichen Spekulationen. Zu dem Hunger und der Angst, die sie in Block 31 gewöhnt waren, kommt nun auch noch die ansteckende Ungewissheit. Keiner kann sich mehr auf die Spiele und Lieder am Nachmittag konzentrieren.

Nach dem Abendappell werden endlich die Postkarten ausgeteilt, nur an die Erwachsenen. Viele der Insassen aus anderen Baracken

stehen bei dem Schwarzmarkthändler Arkadiusz an, der die Päckchen mit den Postkarten geliefert hat und dabei beiläufig durchsickern liess, dass er gegen ein Stück Brot Bleistifte verleiht. Andere gehen zu Lichtenstern, der ein paar Bleistifte für die Schule besitzt und sie widerwillig herausrückt.

Dita sitzt mit ihrer Mutter vor der Baracke und beobachtet die Menschen, die mit ihren Postkarten nervös die Strasse entlangwandern. Ihre Mutter will, dass Dita ihrer Tante schreibt; sie haben schon fast zwei Jahre nichts mehr von ihr gehört. Dita fragt sich, was aus ihren Cousins und Cousinen geworden sein mag und was in der Welt da draussen vor sich geht.

Ihrer Schätzung nach ist auf der Karte Platz für dreissig Wörter. Wenn sie nach dem Schreiben in die Gaskammern müssen, dann werden diese dreissig Wörter alles sein, was Dita hinterlassen wird, ihr einziges Vermächtnis. Und sie darf nicht einmal schreiben, was sie wirklich empfindet, denn wenn die Nachricht traurig klingt, wird sie nicht verschickt werden, und ausserdem wird man ihre Mutter bestrafen. Ob die Deutschen wirklich mehr als viertausend Postkarten lesen werden? Doch, wer weiss. Die Nazis sind ekelhaft gründlich.

Sie sinnt immer noch über diese dreissig Wörter nach, als sie ein Gespräch der Lehrerinnen aufschnappt. Die eine sagt, dass sie in ihrer Nachricht ein Buch von Knut Hamsun erwähnen wird. Ihrer Familie wird klar sein, dass sie eigentlich *Hunger* schreiben wollte, den Titel von Hamsuns berühmtestem Roman. In Ditas Augen ist das sehr weit hergeholt. Auch andere denken sich Anspielungen aus, um über den Genozid berichten zu können, den sie täglich mit ansehen müssen – einige genial, andere so metaphorisch, dass niemand sie verstehen wird. Einige wollen ihre Angehörigen bitten, ihnen so viele Lebensmittel wie möglich zu schicken; andere wünschen sich

Nachrichten von der Aussenwelt; aber viele wollen einfach nur sagen, dass sie noch am Leben sind. Am Nachmittag veranstalten die Lehrer einen Wettbewerb, um zu ermitteln, wer die geheimen Botschaften am besten verstecken kann.

Dita sagt zu ihrer Mutter, dass sie die Wahrheit schreiben sollten.

«Die Wahrheit ...» Ihre Mutter murmelt das Wort so schockiert vor sich hin, als wäre es Blasphemie. Die Wahrheit zu sagen bedeutet, von schrecklichen Sünden zu berichten und Verfehlungen zu Papier zu bringen. *Wie kann man auch nur ein Bruchstück von etwas so Abscheulichem erzählen wollen?* Liesl Adlerová empfindet Scham für ihr eigenes Schicksal, so, als müsste jemand, der ein solches Los erleidet, Schuld auf sich geladen haben. Sie beklagt sich, dass ihre Tochter so impulsiv und so hitzköpfig ist, dass sie die Dinge nicht abwägt und sich nicht stärker zurückhält. Schliesslich nimmt sie die Karte und beschliesst, selbst eine Nachricht zu schreiben. Darin wird stehen, dass es ihnen beiden glücklicherweise gut geht. Dass ihr geliebter Hans, möge Gott ihn zu sich nehmen, leider an einem Infekt gestorben ist; und dass sie sich schon freuen, alle bald wiederzusehen. Dita sieht ihre Mutter trotzig an, und Liesl sagt, dass die Postkarte so zumindest ankommen wird. Doch nicht einmal mit dieser etwas kleinmütigen Vorsicht wird Ditas Mutter ihr Ziel erreichen; denn als die Postkarte ankommt, wird es niemanden mehr geben, der sie entgegennehmen kann.

Die Bombenangriffe der Alliierten kommen jetzt immer häufiger, und es geht das Gerücht, dass die Deutschen zurückweichen, dass der Krieg seine Richtung geändert hat und das Ende des Dritten Reichs bevorsteht. Wenn sie nach diesen sechs Monaten noch am Leben sind, dann werden sie vielleicht tatsächlich das Kriegsende

erleben und nach Hause fahren. Dennoch ist niemand besonders optimistisch; schon seit Jahren wird vom Ende eines Krieges geredet, der inzwischen länger dauert als so manches Leben.

Am nächsten Morgen breitet Dita wieder einmal ihre Bibliothek auf der Holzbank aus, während die Gruppen auf ihren Schemeln Platz nehmen, als Mirjam Edelstein herüberkommt und Dita etwas ins Ohr flüstert. «Sie werden nicht kommen.»

Dita macht ein verständnisloses Gesicht.

«Ich habe es von Szmulewski. Offenbar waren die internationalen Beobachter in Theresienstadt, und die Nazis hatten alles perfekt vorbereitet. Danach wollten sie nichts mehr sehen. Die Beobachter vom Internationalen Roten Kreuz werden nicht nach Auschwitz kommen.»

«Aber ... was wird dann aus unserem Augenblick?»

«Ich weiss es nicht, Edita. Ich würde gern daran glauben, dass es immer einen Augenblick für die Wahrheit gibt. Wir müssen wachsam und geduldig sein. Wenn das Rote Kreuz nicht kommt, dann nützt das Familienlager Himmler wahrscheinlich nichts mehr.»

Dita fühlt sich betrogen. Alle haben geglaubt, dass das Rote Kreuz mit einem Skalpell in den Holocaust hineinschneiden und der Welt seine Eingeweide präsentieren würde. Ausserdem waren ihre Leben bis zu diesem Moment vielleicht fast nichts wert, aber jetzt haben sie gar keinen Wert mehr.

«Ganz schlecht», murmelt Dita.

Mirjam irrt sich nicht, und nun überschlagen sich die Ereignisse. An einem scheinbar ganz normalen Vormittag lässt Lichtenstern den Unterricht für alle Klassen fünf Minuten früher enden, auch wenn das niemand ausser ihm merkt – er ist im ganzen Lager der Einzige, der eine Armbanduhr besitzt. Mit einiger Mühe klettert er auf den

horizontalen Ausläufer des Kamins. Die Kinder denken, dass der Unterricht vor der Suppenausgabe zu Ende ist, und rennen lachend durch die Baracke und spielen einander Streiche. Alle sind verblüfft, als der Blockälteste die Trillerpfeife an die Lippen setzt und mit einem schrillen Pfiff die Aufmerksamkeit auf sich lenkt.

Die älteren Insassen erinnert das Geräusch kurz an den schmerzlich vermissten Fredy Hirsch. Und sie schweigen in dem Wissen, dass etwas Schlimmes passiert sein muss, wenn Lichtenstern den Gegenstand benutzt, der den Gründer der Schule verkörpert. Mit ernster Stimme sagt er, dass Mirjam Edelstein ihnen etwas mitzuteilen hat. Sie wirkt müde, aber ihre Stimme klingt entschlossen.

«Liebe Lehrer, liebe Schüler, liebe Gehilfen, die Kommandantur von Auschwitz-Birkenau hat leider die Anweisung gegeben, dass dieser Block bis morgen geräumt werden muss. Das war heute der letzte Schultag in Block 31.» Das erregte Raunen in der Baracke schwillt an, und Mirjam muss die Leute mit einer beschwichtigenden Geste zur Ordnung rufen. «Die SS wird morgen eine Selektion durchführen. Es werden zwei Gruppen gebildet: Die eine wird in ein anderes Lager verlegt, und die andere bleibt hier.»

«Was für eine Selektion?», fragt einer der Lehrer.

«Mehr weiss ich nicht, man hat uns keine weiteren Erklärungen gegeben.»

Aufgeregtes Gemurmel geht durch die Baracke. Selektion ist ein Wort, das niemand gerne hört. Dabei spielen die Nazis Roulette, und wer Pech hat, verliert sein Leben. Mirjam erhebt ihre Stimme über das aufgeregte Raunen, das entstanden ist, und informiert alle, dass sie den Morgenappell vor ihrer jeweiligen Baracke abhalten sollen. Danach wird der Lagerkapo ihnen Einzelheiten zur Selektion erklären. Inzwischen ist es so laut, dass nur diejenigen, die direkt vor Mir-



jam stehen, hören, wie sie ihre kleine Ansprache beendet und allen von Herzen viel Glück wünscht.

Bis zum Nachmittag ist Block 31 leer. Jetzt ist es wieder ein Schuppen. Dita klopft mehrmals an die Tür, und als Lichtenstern nicht antwortet, schliesst sie mit dem Schlüssel auf, den sie vor ein paar Wochen erhalten hat. Sie nutzt die Tatsache, dass Lichtenstern nicht da ist und es bis zur Sperrstunde noch eine Weile dauern wird, um die Bücher der Bibliothek nacheinander herauszunehmen.

Schon seit Tagen hat sie nicht mehr in dem Atlas geblättert, und sie verspürt tiefe Befriedigung, als sie mit dem Zeigefinger die geschwungenen Umrisse der Küsten entlangfährt, die Gebirgsketten hoch und wieder hinunterklettert, die Namen von Städten wie London, Montevideo, Ottawa, Lissabon, Peking vor sich hin flüstert... Und während sie das tut, ist es, als könnte sie wieder die Stimme ihres Vaters hören, während er den Globus kreisen lässt. Sie entfernt den vergilbten Umschlag von *Der Graf van Monte Christo*, einem Buch, dessen Geheimnisse sie dank Markéta entdecken durfte, obwohl sie in französischer Sprache niedergeschrieben sind. Sie flüstert laut «Edmond Dantès» und übt den französischen Akzent, bis er ihr gefällt. Jetzt ist der Moment gekommen, um die Gefängnisinsel zu verlassen.

Auch H.G.Wells, ihren Privatlehrer in Geschichte, legt sie auf den Tisch. Und die russische Grammatik, das Buch von Freud und die Abhandlung über die Geometrie, wie auch den russischen Roman ohne Vorder- und Rückseite mit den geheimnisvollen kyrillischen Lettern, die sie nicht entziffern konnte. Vorsichtig holt sie das letzte Buch aus dem Versteck – *Die Abenteuer des guten Soldaten Svejik im Weltkrieg* mit seinen fehlenden Seiten. Sie kann der Versuchung nicht widerstehen und liest ein paar Zeilen, um sich zu vergewissern, dass der verschmutzte Svejik noch da ist und sich zwischen

den Seiten versteckt. Und da ist er, ganz in seinem Element bei dem Versuch, Oberstleutnant Lukas nach seinem neuesten Fehltritt zu besänftigen.

Dita legt die Arme um den Papierstapel, als wäre er ein alter Freund. Mit grosser Sorgfalt macht sie sich daran, ein paar lose Blätter mit Gummi arabicum einzukleben. Ausserdem entfernt sie mit einem sauberen Tuch und ein wenig Speichel einen Schmutzleck von einem Umschlag. Sie heilt die Wunden der Bücher, sicherlich zum letzten Mal. Als sie nichts mehr tun kann, um sie zu reparieren, presst sie die Blätter zusammen, um ein paar geknickte Seiten auszurichten, und streicht immer wieder mit der Hand darüber. Sie glättet das Papier nicht nur, sie streichelt es.

Die ausgebreiteten Bücher sind nur eine winzige Kolonne, eine bescheidene Parade von Veteranen. Aber in den letzten Monaten haben diese Bücher es geschafft, dass Hunderte von Kindern über den Erdball spaziert sind, dass sie sich der Geschichte angenähert und Mathematik gelernt haben. Dass sie die Gefilde der Fiktion betreten und ihr Leben vervielfacht haben. Gar nicht so schlecht für eine Handvoll alter Bücher.

## Kapitel 27

**Juli 1944**

**D**ie Werkstätten und Block 31 sind bereits geschlossen. Ditas Mutter unterhält sich gerade, oder besser gesagt, sie nimmt an einem Gespräch teil, das die anderen Frauen führen und bei dem Frau Turnovská den Ton angibt. Dita sitzt hinter der Baracke, den Rücken gegen die Wand gelehnt. Es sind so viele Menschen hier, dass man nur schwer eine Stelle zum Anlehnen findet. Margit kommt zu ihr und macht es sich so gut wie möglich auf dem Stück von Ditas Decke bequem, das diese ihr überlässt. Sie ist spürbar nervös, man merkt es an der Art, wie sie auf ihrer Unterlippe herumkaut.

«Glaubst du, sie verlegen uns wirklich woandershin?»

«Da habe ich nicht den leisesten Zweifel. Ich hoffe nur, es ist nicht das andere Ende der Welt.»

Margit rutscht unruhig herum, sie ist nervös. Die beiden fassen sich an den Händen.

«Ich habe Angst, Ditinka.»

«Die haben wir alle.»

«Nein, du bist völlig gelassen. Du machst ja sogar Scherze über die Verlegung. Ich wäre gern so tapfer wie du, aber ich habe viel zu viel Angst. Ich zittere wie Espenlaub, und mir ist heiss und kalt zugleich.»

«Als meine Beine mal heftig gezittert haben, hat Fredy Hirsch

zu mir gesagt, wirklich mutig seien die Menschen, die Angst hätten.»

«Wieso?»

«Weil man mutig sein muss, um Angst zu haben und trotzdem weiterzumachen. Wenn man keine Angst hat, wo ist dann das Verdienst?»

«Ich habe Herrn Hirsch ein paarmal auf der Lagerstrasse gesehen. Er sah sehr gut aus! Ich hätte ihn gern kennengelernt.»

«Er war kein Mensch, den man leicht kennenlernen konnte. Er sass ständig in seiner Kammer. Er hat die Treffen am Freitagabend veranstaltet, den Freizeitsport organisiert, Probleme gelöst, wenn es welche gab, er war zu allen freundlich ... Aber danach ist er immer in seine Kammer verschwunden. Es war, als wollte er sich abschotten.»

«Glaubst du, er war zufrieden?»

Dita dreht sich zu ihrer Freundin herum und sieht sie ungläubig an. «Das ist eine komische Frage, Margit! Woher soll ich das denn wissen? Ich weiss nicht ... ich glaube schon. Er hatte es nicht leicht, aber ich glaube, er liebte Herausforderungen. Er war niemals feige.»

«Du hast ihn bewundert, nicht wahr?»

«Wie könnte man jemanden nicht bewundern, der einem beibringt, mutig zu sein?»

«Aber ...» Margit wählt ihre Worte sorgfältig; sie weiss, dass das, was jetzt kommt, Dita kränken wird. «Am Schluss war Hirsch dann doch feige. Er hat es nicht bis zum Ende durchgestanden.»

Dita seufzt tief. «Ich habe so viel über seinen Tod gegrübelt. Man hat mir alle möglichen Geschichten erzählt. Aber ich bin immer noch der Meinung, dass da ein Teil des Puzzles fehlt, dass irgendetwas daran faul ist. Hirsch und sich drücken? Nein.»

«Aber Rosenberg, der Schreiber, war doch dabei, als er gestorben ist... Obwohl ich auch gehört habe, dass man sich nicht immer darauf verlassen kann, was Rosenberg erzählt.»

«Die Leute reden viel. Aber ich glaube, dass an diesem Nachmittag etwas passiert ist, das alles verändert hat. Leider werden wir ihn nicht mehr fragen können, worum es dabei ging.»

Dita verstummt, und Margit lässt einige Sekunden verstreichen, bevor sie weiterspricht. «Und was wird jetzt aus uns?»

«Das weiss niemand. Es lohnt sich also nicht, sich zu viele Sorgen zu machen. Wir zwei können sowieso nichts tun. Falls es einen Aufstand gibt, werden wir schon davon erfahren.»

«Glaubst du, dass es einen Aufstand geben wird?»

«Nein. Wenn es schon mit Fredy keinen gab, dann ist es ohne ihn erst recht unmöglich.»

«Dann sollten wir beten.»

«Beten? Zu wem?»

«Zu Gott. Zu wem denn sonst? Du solltest das auch tun.»

«Mehrere Hunderttausend Juden haben ihn seit 1939 angerufen, ohne dass es ihn gekümmert hätte.»

«Vielleicht waren es ja zu wenig Gebete, oder sie waren nicht laut genug.»

«Ach komm schon, Margit. Gott soll wissen, dass du am Sabbat einen Knopf angenäht hast und dich hart dafür strafen, aber dass Tausende unschuldiger Menschen umgebracht und noch mehr Menschen festgehalten und schlimmer als Hunde behandelt werden, das merkt er nicht? Denkst du wirklich, dass er davon immer noch nichts weiss?»

«Ich weiss nicht, Dita. Nach Gottes Beweggründen zu fragen ist eine Sünde.»

«Na gut, dann bin ich eben eine Sünderin.»

«Rede nicht so. Gott wird dich bestrafen!»

«Noch mehr?»

«Du wirst in die Hölle kommen.»

«Sei nicht so naiv, Margit. Da sind wir doch schon.»

Durch das Lager schlängeln sich immer wieder Gerüchte wie elektrische Zitteraale. Eines besagt, die Selektion sei eine Charade, und man werde alle töten. Anderen zufolge werden nur die ausgesondert, die arbeitsfähig sind, während die übrigen umgebracht werden.

Ohne Vorankündigung besucht der Priester das Lager, begleitet von zwei bewaffneten Wachen. Die Leute tun zwar so, als würden sie die Männer nicht sehen, aber insgeheim lassen sie diese Unheilboten nicht aus den Augen. Die drei Deutschen bleiben vor einer der Baracken stehen, und sofort erscheint die Kapo. Nervös geht sie die Umgebung ab und zeigt dann auf eine Insassin, die neben der Baracke sitzt und ein Kind bei sich hat, dessen Kopf in ihrem Schoss ruht. Es sind Tante Mirjam und ihr Sohn Arjeh. Der Priester informiert sie darüber, dass Kommandant Schwarzhuber ihn angewiesen hat, sie und ihren Sohn zu ihrem Ehemann zu bringen.

Eichmann hat sie angelogen, Mirjams Mann Jakob befindet sich gar nicht in Berlin. In Wahrheit hat er Auschwitz nie verlassen. Eichmann hatte auch angekündigt, dass die Familie bald wieder vereint sein würde, und in diesem Fall hat er die Wahrheit gesagt. Aber Eichmanns Wahrheiten sind noch schlimmer als seine Lügen.

Mirjam und ihr Sohn werden in einem Jeep nach Auschwitz I gebracht. Hier liegt das Gefängnis für die politischen Gefangenen, die Mitglieder des Widerstands, die Spione und andere, die eine Gefahr für das Reich darstellen. Die Häftlinge, und zwar alle Arten von Häftlingen, werden dort in Arrestzellen untergebracht, die auf Schmerz und Überfüllung ausgelegt sind. Hier wünscht sich nie-

mand, in den Hof zu kommen, denn seine Zelle verlässt man nur, um erschossen zu werden.

Mirjam und Arjeh werden in einen Raum geführt, wo zwei Wachen den mit Handschellen gefesselten Jakob mit stählernem Griff an den Armen gepackt halten. Mirjam erkennt ihn kaum wieder in seiner schmutzigen Sträflingsuniform und, was noch schlimmer ist, mit der Haut, die in seinem Gesicht über den Knochen spannt. Auch Jakob braucht einen Augenblick, um sie zu erkennen, weil er seine runde Schildpattbrille nicht trägt. Er muss sie vor seiner Ankunft verloren haben, seither sieht er alles nur noch verschwommen.

Mirjam und Jakob Edelstein sind beide hochintelligent. Sie begreifen sofort, wieso man sie zusammengeführt hat. Was ihnen in diesem Augenblick durch den Kopf geht, kann man nur erahnen.

Ein Gefreiter der SS zieht eine Pistole, zielt auf den kleinen Arjeh und schießt ihm aus nächster Nähe in den Kopf. Anschliessend erschiesst er Mirjam Edelstein. Als Jakob Edelstein erschossen wird, ist er innerlich bereits tot.

Am 11. Juli 1944, bevor die Schliessung von Lager Bllb eingeleitet wird, sind zwölftausend Häftlinge im Lager untergebracht. Die Selektion wird von Dr. Mengele durchgeführt, die Prozedur dauert drei Tage. Er hat sich dafür Block 31 ausgesucht, da in dieser Baracke keine Stockbetten stehen und sie dadurch mehr Licht bietet. Seinem Adjutanten gegenüber macht Mengele die Bemerkung, es sei die einzige Baracke, in der ihm vom Geruch nicht übel werde. Trotz seiner Vorliebe für Autopsien ist Mengele ein kultivierter Mann, der Gestank nicht ertragen kann.

Das Ende des Familienlagers steht bevor. Dita Adlerová und ihre Mutter bereiten sich darauf vor, den Filter von Dr. Mengele zu durchlaufen, der darüber entscheiden wird, ob sie weiterleben oder

in den Tod gehen. Nach der üblichen trüben Frühstücksbrühe mussten sie sich vor den Baracken aufstellen. Die Bewohner des Lagers sind verstört, die Leute laufen durcheinander und nutzen ihre möglicherweise letzten Augenblicke. Ehepaare sagen einander Lebewohl. Viele Paare treffen sich mitten auf der Lagerstrasse auf halbem Weg zwischen ihren jeweiligen Baracken. Die Menschen umarmen und küssen sich, es gibt Tränen und manchmal auch Vorwürfe. Einige sagen immer noch: «Wenn wir nur in die Staaten gegangen wären, als ich es dir gesagt habe ... !» Jeder nutzt die letzten Minuten auf seine Weise. Vor den ausdruckslosen Blicken der SS-Soldaten, die ins Lager gekommen sind, blasen die Kapos verärgert ihre Trillerpfeifen, damit alle zu ihren Baracken zurückkehren.

Frau Turnovská kommt zu Liesl, um ihr Glück zu wünschen.

«Glück, Frau Turnovská?», fragt eine andere Frau aus ihrer Bettreihe. «Was wir jetzt bräuchten, ist eher ein Wunder!»

Dita entfernt sich ein paar Schritte von dem Trubel. Da merkt sie, dass jemand hinter ihr steht; sie fühlt den Atem in ihrem Nacken.

«Nicht umdrehen», befiehlt er.

Dita, die Befehle gewohnt ist, bleibt wie angewurzelt stehen und sieht sich nicht um.

«Du hast doch wegen Hirschs Tod herumgefragt, nicht wahr?»

«Ja.»

«Nun, ein bisschen was weiss ich ... Aber du darfst dich nicht umdrehen!»

«Bisher habe ich immer nur gehört, dass er Angst hatte, aber ich weiss, dass er deswegen keinen Rückzieher gemacht hätte.»

«Da hast du recht. Ich habe die Liste der Insassen gesehen, die



die SS vom Quarantänelager abholen und zurück ins Familienlager bringen sollte. Hirsch stand ebenfalls darauf. Er wäre nicht gestorben.»

«Wieso hat er dann Selbstmord begangen?»

«In diesem Punkt hast du nicht recht», kommt die Antwort, aber die Stimme zögert erstmals, als wüsste der Mann nicht, wie viel er sagen darf. «Hirsch hat nicht Selbstmord begangen.»

Jetzt will Dita alles wissen und dreht sich zu dem geheimnisvollen Sprecher um, aber der rennt los und verschwindet in der Menge. Dita erkennt ihn: Es ist der Kurier aus dem Krankenbau. Sie will ihm gerade nachlaufen, als ihre Mutter sie an der Schulter packt. «Wir müssen uns aufstellen!»

Die Kapo aus ihrer Baracke hat begonnen, Stockhiebe zu verteilen, und die SS-Männer tun mit ihren Gewehrkolben das Gleiche. Es ist Zeit. Widerwillig stellt sich Dita neben ihrer Mutter auf.

*Was soll das heissen, dass Fredy Hirsch sich nicht umgebracht hat? Was ist dann passiert? Vielleicht ist er Ja doch nicht so gestorben, wie man es ihr erzählt hat?*

Dita überlegt, ob der Junge sich die Geschichte womöglich nur ausgedacht hat. Aber wieso sollte er das tun? Es war alles nur ein Witz, und deswegen soll er weggerannt sein, nachdem sie sich umdrehte? Möglich. Aber irgendetwas sagt ihr, dass das nicht stimmt, denn als sie für den Bruchteil einer Sekunde sein Gesicht gesehen hat, haben seine Augen nicht gelächelt, überhaupt nicht. Jetzt ist sie sich sicherer denn je, dass die Ereignisse an jenem Nachmittag im Quarantänelager nichts mit den Erzählungen der Widerständler zu tun haben. Aber wieso sollten die lügen? Oder wissen sie womöglich auch nicht, was damals wirklich passiert ist?

So viele Fragen auf einmal, in einem Augenblick, in dem die Antworten womöglich zu spät kommen. Zum Familienlager gehö-

ren Tausende von Menschen, aber sie müssen an der Kompassnadel in den Augen des wahnsinnigen Dr. Mengele vorbei – um zu leben oder um zu sterben.

Schon seit Stunden gehen die Gruppen in Block 31 ein und aus, und niemand weiss genau, was sich dort abspielt. Sie haben ihre Mittagssuppe erhalten und dürfen auf dem Boden sitzen, aber die Erschöpfung und die Nervosität durch die Wartezeit haben bei den Frauen in Ditas Gruppe ihre Spuren hinterlassen. Und natürlich kocht die Gerüchteküche. Offenbar ist jetzt gesichert, dass die Selektion Realität ist: Die gesunden Häftlinge werden von den kranken und unproduktiven getrennt. Einige Frauen erzählen, Mengele bestimme ungerührt wie immer, wer leben dürfe und wer nicht. Sowohl Männer als auch Frauen müssen sich nackt ausziehen, bevor der Arzt sie untersucht. Einer sagt, Mengele habe zumindest den Anstand, Männer und Frauen getrennt eintreten zu lassen. Offenbar zeigt er den nackten Frauen gegenüber nicht einmal Lüstertheit, sondern behandelt alle mit vollkommener Gleichgültigkeit. Hin und wieder gähnt er, müde und gelangweilt von seiner Pflicht als Prüfer menschlicher Wesen.

Der Eingang zu Block 31 wird von einem SS-Trupp bewacht. Die Gruppen, die heute noch nicht selektiert werden, wandern nervös im Lager herum. Die Lehrer bemühen sich, die Kinder bis zur letzten Minute zu beschäftigen. Einige Gruppen organisieren hinter der Baracke Ratespiele oder andere Beschäftigungen. Selbst die spröde Markéta spielt mit einigen ihrer Mädchen «Der Plumpsack geht um». Jedes Mal, wenn sie das Taschentuch aufhebt, tupft sie sich verstohlen die Tränen ab. Ihre einährigen Mädchen, die so lebhaft im Kreis herumrennen, die sich darum zanken, wer das Taschentuch zuerst berührt hat ... werden ein paar von ihnen in den Augen der Deutschen alt genug zum Arbeiten sein, oder müssen sie alle sterben?

Endlich stellt sich Dita mit den Frauen in ihrer Baracke vor Block 31 auf: Sie dürfen als Nächste hinein. Sie müssen sich ausziehen und ihre Kleider auf verschiedene Haufen auf dem Boden legen, aus denen bald ein Lumpengebirge wird. Die Nacktheit ihrer Mutter ist Dita peinlicher als ihre eigene. Sie wendet sich ab, um Liesls faltige Brüste nicht sehen zu müssen, ihre nackte Scham, die Haut, die sich über ihren Knochen spannt. Manche Frauen verschränken die Arme vor der Brust, um ihre intimen Stellen so gut wie möglich zu verbergen, aber den meisten ist es egal. Zu beiden Seiten der Schlangenlungern kleine Gruppen von SS-Männern herum, die nicht im Dienst sind und die Zeit damit totschiessen, die nackten Frauen anzuglotzen und sich laut über diejenigen auszulassen, die ihnen zusagen. Alle hier sind abgemagert, einige Mädchen haben kaum Schamhaare, aber die Soldaten langweilen sich, und sie haben sich an die skelettartige Magerkeit der Gefangenen so sehr gewöhnt, dass sie über die Frauen reden, als wären sie erlesene Schönheiten.

Dita stellt sich auf die Zehenspitzen und versucht, über die Wand aus Soldaten zu schauen, um herauszufinden, was sich in der Baracke abspielt. Obwohl sowohl ihr eigenes Leben als auch das ihrer Mutter auf dem Spiel steht, trauert sie immer noch um ihre Bibliothek. Die Bücher liegen jetzt in ihrem unterirdischen Versteck und schlafen, bis sie ein zufälliger Finder aufschlagen und zum Leben erwecken wird, genau wie in der Legende von dem Prager Golem, der leblos an einem geheimen Ort liegt und darauf wartet, dass ihn jemand wiederbelebt. Jetzt bereut Dita, dass sie keinen Zettel zwischen die Bücher gelegt hat, für den Fall, dass ein anderer Häftling in Auschwitz sie findet. Sie hätte gern geschrieben: *Pass gut auf sie auf dann passen sie auch auf dich auf*

Das Warten dauert noch etliche Stunden. Eine Frau setzt sich hin, weil sie nicht mehr kann, und will nicht wieder aufstehen, trotz des

Geschreis und der Drohungen einer jungen Kapo. Zwei SS-Männer schleifen die Frau in die Baracke, als wäre sie ein Kartoffelsack. Wahrscheinlich wird sie direkt zu denen kommen, die entsorgt werden sollen.

Endlich kommt Dita an die Reihe, und begleitet von Gemurmel und Gebeten treten sie und ihre Mutter durch die Eingangstür von Block 31. Die Frau vor ihnen schluchzt.

«Weine nicht, Edita», flüstert ihre Mutter. «Jetzt musst du zeigen, wie stark du bist.»

Dita nickt. In der Baracke fühlt sie sich sicherer, trotz der angespannten Atmosphäre, der bewaffneten SS-Männer und dem Tisch vor dem Kamin, wo Mengele sein Urteil fällen wird. Die Deutschen haben die Zeichnungen der Kinder an den Wänden nicht entfernt. Mehrere Versionen von Schneewittchen und ihren Zwergen hängen dort, Prinzessinnen, Dschungeltiere und bunte Schiffe aus den Anfangstagen, als noch Zeichenunterricht stattfand. Dita wird klar, wie sehr sie es in Auschwitz vermisst, zeichnen zu können, so wie früher in Theresienstadt, und ihr Gefühlschaos in einem Bild auszudrücken.

Aber trotz der Zeichnungen und der Schemel, die immer noch hier sind, hat Block 31 aufgehört zu existieren. Es ist keine Schule mehr. Jetzt stehen sie, kaum dass sie durch die Tür getreten sind, vor einem Schreibtisch, hinter dem Dr. Mengele sitzt, neben ihm ein Schreiber und zwei Wachen mit Maschinenpistolen. Hinten in der Baracke sammeln sich die Menschen, die bereits selektiert wurden. Die Gruppe auf der linken Seite wird in Auschwitz bleiben, die rechte wird man zum Arbeiten in ein anderes Lager schicken. Die jungen Frauen und die Frauen mittleren Alters, die gesund aussehen – mit anderen Worten diejenigen, die noch arbeiten können –, befinden sich rechts. Die andere, viel grössere Gruppe besteht aus kleinen Kindern, alten Frauen und Frauen, die kränklich wirken.

Die Aussage der Nazis, dass die linke Gruppe in Auschwitz bleiben wird, entspricht der Wahrheit: Ihre Asche wird auf den Waldböden sinken und sich für immer mit dem Moor von Birkenau vermischen.

Ungerührt zeigt der Naziarzt mit seiner weiss behandschuhten Hand nach links und rechts und schickt die Menschen auf die eine oder die andere Seite des Lebens. Er bleibt dabei erstaunlich gelassen und zeigt keine Spur von Unsicherheit.

Die Schlange vor Dita wird immer kürzer. Die weinende Frau ist nach links geschickt worden, zu denen, die als schwach und entbehrlich gelten.

Dita holt tief Luft. Jetzt ist sie an der Reihe. Sie macht ein paar Schritte vorwärts und bleibt vor dem Tisch des Lagerarztes stehen. Dr. Mengele hebt den Kopf. Dita fragt sich, ob er sie wohl als Bewohnerin von Block 31 erkennen wird, hat jedoch keine Ahnung, was in seinem Kopf vorgeht. Doch was sie in den Augen des Doktors sieht, lässt sie erschauern: nichts. Keinerlei Gefühl. Sein Blick ist entsetzlich leer und beängstigend ausdruckslos.

Er leiert die Routinefragen herunter, die er schon seit Stunden jedem einzelnen Häftling stellt: «Name, Nummer, Alter, Beruf?»

Es wird allgemein empfohlen, einen Beruf zu nennen, der für die Nazis nützlich ist – Tischler, Bauer, Mechaniker, Koch –, und den Minderjährigen, sich älter zu machen, damit sie eine Chance haben. Dita weiss das alles, sie muss vorsichtig sein, aber ihr Charakter fordert etwas anderes von ihr.

Vor dem allmächtigen Dr. Josef Mengele, Herr über Leben und Tod wie ein Gott im Olymp, nennt sie ihren Namen, Edita Adlerová; ihre Nummer, 73305; ihr Alter, sechzehn (sie hat ein gutes Jahr dazugemogelt). Als sie ihren Beruf nennen soll, zögert sie kurz, und

dann, statt etwas Nützliches, Praktisches zu nennen, das dem SS-Mann mit dem eisernen Kreuz auf der Brust gefallen würde, sagt sie: «Malerin.»

Mengele, müde und gelangweilt von dem, was für ihn blosse Routine ist, mustert sie jetzt etwas aufmerksamer, so, wie eine Schlange den Kopf hebt, wenn sie eine potenzielle Beute sieht. «Malerin? Zimmer- oder Porträtmalerin?»

Dita klopft das Herz bis zum Hals, aber in tadellosem Deutsch und mit einer Haltung, die leicht rebellisch wirkt, antwortet sie: «Porträtmalerin.»

Mengele kneift die Augen zusammen und schenkt ihr die Andeutung eines ironischen Lächelns. «Kannst du mein Porträt malen?»

In ihrem ganzen Leben hat Dita noch nicht so viel Angst gehabt. Sie könnte in keiner verletzlicheren Position sein: fünfzehn Jahre alt, allein und nackt, vor lauter Männern mit Maschinenpistolen, die gleich darüber entscheiden, ob sie sie umbringen oder noch ein wenig länger am Leben lassen. Schweiß rinnt über ihre nackte Haut, und die Tropfen fallen zu Boden. Aber überraschend nachdrücklich antwortet sie: «Jawohl!»

Mengele mustert sie ausgiebig. Dass der Lagerarzt innehält, ist kein gutes Zeichen. Jeder ältere Häftling würde sie warnen, dass von diesem Geist nichts Gutes kommen kann. Alle warten darauf, was er sagen wird. In der Baracke ist es mucksmäuschenstill, man hört nicht einmal ein Atmen. Selbst die SS-Männer mit den Maschinenpistolen wagen es nicht, die Gedanken des Doktors zu stören. Schliesslich geht ein amüsiertes Lächeln über Mengeles Gesicht, und mit einem Wink seiner behandschuhten Hand schickt er Dita nach rechts – zu der gesunden Gruppe.

Aber es ist noch zu früh, um erleichtert zu sein: Jetzt ist ihre Mutter an der Reihe. Dita geht langsamer und wirft einen Blick über ihre Schulter. Liesl Adlerová ist eine Frau mit traurigem Gesicht und

traurigem Körper, und ihre Schultern sind gebeugt. Das alles lässt sie noch kränklicher wirken. Sie ist überzeugt, dass sie es nicht schaffen wird, und gibt sich schon vor dem eigentlichen Kampf geschlagen. Sie hat keine Chance, und der Arzt verschwendet keine Sekunde mit ihr. «Links!»

Links. Die grössere Gruppe, die für die untauglichen Frauen. Dennoch, ohne aufzubegehren, nur aus Verblüffung – zumindest kommt es Dita so vor – geht Liesl hinter ihrer Tochter nach rechts und stellt sich in die Schlange, zu der sie nicht gehört. Dem Mädchen stockt der Atem: Was macht ihre Mutter da? Man wird sie wegzerren, und es wird eine schreckliche Szene geben. Dita wird sich an ihre Mutter hängen, egal, was passiert. Sollen die Wachen sie doch beide wegschleifen.

Aber das Schicksal, das so unfreundlich zu ihnen war, will es, dass ausgerechnet jetzt keine der Wachen hinsieht. Sie haben das unterwürfige Benehmen der Häftlinge satt und starren lieber die jungen Mädchen an, als aufzupassen. Genau wie Mengele, der genau in diesem Augenblick von dem Schreiber abgelenkt wird, der offenbar eine Zahl nicht verstanden hat und den Arzt danach fragt. Ein paar der Frauen, die nach links geschickt wurden, haben geschrien und gebettelt und sich zu Boden geworfen, sodass die Wachen sie wegzerren mussten. Liesl dagegen jammert nicht, und sie protestiert auch nicht. In aller Ruhe ist sie nackt vor Doktor Tod getreten, mit einer Gelassenheit, die selbst die Tapferste der Tapferen aus der Fassung bringen würde.

Dita presst ihre Hand auf die Brust; ihr ist zumute, als müsste ihr das Herz aus dem Leib springen. Sie sieht sich zu ihrer Mutter um, die hinter ihr steht und sie abwesend ansieht, als wüsste sie gar nicht, was sie getan hat. Sie ist doch nicht mutig genug, um so etwas vor-

sätzlich zu tun ... obwohl Dita nicht weiss, was sie denken soll. Wortlos fassen sie sich an den Händen, und jede drückt die Hand der anderen. Und sie sehen sich an und sagen sich alles mit diesem Blick. Eine weitere Frau stellt sich in die Schlange hinter Liesl, so dass die Wachen sie nicht mehr sehen können.

Die Deutschen schicken die Frauen ins Quarantänelager. Dort fallen sich diejenigen um den Hals, die in dieser Gruppe gelandet und damit fürs Erste in Sicherheit sind. Neben dem Eingang sieht man Menschen mit bedrückten Gesichtern, die dort auf Verwandte und Freunde warten, die niemals kommen werden. Frau Turnovská ist nicht in der Gruppe, die in das Quarantänelager kommt, und auch keine der anderen Frauen aus dem Damenkränzchen ihrer Mutter. Auch Kinder gehören nicht dazu. Von Mirjam Edelstein hat Dita ebenfalls nichts mehr gehört, auch wenn das Durcheinander tatsächlich gross ist und man jetzt beginnt, die ersten Gruppen zum Bahnsteig zu treiben, obwohl die Selektionen in Bllb noch nicht zu Ende sind. Margit ist ebenfalls nicht da.

Fürs Erste sind sie dem Tod entkommen. Aber an einem Ort, an dem so viele Unschuldige Zurückbleiben und sterben werden, ist Überleben nur ein schwacher Trost.



## Kapitel 28

*Frühling 1945*

Wieder ein Zug. Acht Monate sind vergangen, seit das Familienlager liquidiert wurde, und wieder einmal stecken sie in einem Viehwaggon, der wer weiss wohin fährt. Beim ersten Mal ging es von Prag nach Theresienstadt. Dann von Theresienstadt nach Auschwitz. Danach von Auschwitz nach Hamburg. Und inzwischen weiss Dita nicht mehr, wo diese Diaspora per Eisenbahn, bei der ihre Jugend entgleist ist, sie hinführen wird.

Damals auf dem Bahnsteig in Auschwitz haben die Deutschen sie in einen Güterzug gesteckt und sie mit einer Gruppe Frauen nach Deutschland geschickt. Es war eine Reise voller Hunger und Durst, mit Müttern ohne Kinder und Kindern ohne Mütter. Als die SS in Hamburg den Waggon öffnete, fand sie einen Container voller kaputter Gliederpuppen vor.

Dass sie Polen gegen Deutschland eingetauscht haben, hat ihre Lage nicht verbessert. Hier erhielt die SS mehr Nachrichten über den Krieg, und die Anspannung wuchs. Deutschland befand sich überall auf dem Rückzug, und der Fiebertraum des Dritten Reiches bekam allmählich Risse. Die Wachen liessen ihre Wut und Enttäuschung an den Juden aus, die in ihren Augen an der unabwendbaren Niederlage die Schuld trugen.

Die Gefangenen kamen in ein Lager, in dem die Schichten so

lang waren, dass die Tage weit mehr als vierundzwanzig Stunden zu haben schienen. Wenn sie in ihre Baracken zurückkehrten, hatten sie kaum noch Kraft, sich zu beklagen. Sie konnten nur noch schweigend ihre Suppe essen und sich auf ihren Pritschen ausstrecken, um sich für den nächsten Arbeitstag zu erholen.

Ein Bild aus den Monaten in Hamburg hat sich Dita eingebrannt: ihre Mutter, die vor der Verpackungsmaschine für die Ziegel steht, während ihr unter dem Kopftuch der Schweiß herunterläuft. Liesl schwitzte, aber ihr Gesicht war gelassen, konzentriert und heiter, als würde sie einen Kartoffelsalat zubereiten.

Dita litt stellvertretend für ihre Mutter, die so mager war, dass nicht einmal die Verpflegung, die etwas besser als in Auschwitz war, sie an Gewicht zunehmen liess. Gespräche während der Arbeit waren verboten, aber wenn Dita irgendetwas an dem Band vorbeischlepte, an dem ihre Mutter arbeitete, fragte sie sie mit den Augen stumm, wie es ihr ging, und Liesl lächelte dann und nickte. Dita muss zugeben, dass ihre Mutter sie manchmal in den Wahnsinn treibt. Egal, wie sie sich fühlt, Liesl sagt immer, dass es ihr gut geht. Wie soll Dita da wissen, wie es wirklich ist? Aber Liesl muss es gut gehen – für Dita.

Jetzt gerade hat Liesl ihren Kopf gegen die Wand des Waggons gelehnt und tut so, als ob sie schläft. Sie weiss, dass Dita will, dass sie schläft, auch wenn sie in Wahrheit schon seit Monaten immer nur vorübergehend eindöst. Aber das darf sie ihrer Tochter nicht erzählen. Dita ist zu jung, um zu begreifen, wie tragisch es für eine Mutter ist, ihrem Kind keine glückliche Kindheit schenken zu können. Liesl kann für ihre Tochter – die jetzt schon stärker, wacher und tapferer ist, als sie selbst es je war – nur eins tun: ihr möglichst wenig Anlass zur Sorge geben und stets wiederholen, dass alles bestens ist,

obwohl sie seit dem Tod ihres Mannes eine Wunde in sich spürt, die unaufhörlich blutet.

Die Arbeit in der Ziegelfabrik in Hamburg war nicht von langer Dauer. Die Anspannung in der Führungsriege der Nazis führte zu widersprüchlichen Befehlen. Ein paar Wochen später kamen Dita und ihre Mutter in eine andere Fabrik, wo sie militärische Materialien einer neuen Verwendung zuführten. In einem der Betriebe reparierten sie schadhafte Bomben, die nicht explodiert waren. Niemandem schien die Arbeit dort etwas auszumachen, und das galt auch für Dita und Liesl: Die Arbeit fand drinnen statt, sodass man nicht nass wurde, wenn es regnete.

Als Dita eines Nachmittags nach der Arbeit zu ihrer Baracke ging, entdeckte sie Renée Neumann, die gerade aus einer Werkhalle kam und sich angeregt mit ein paar Mädchen unterhielt. Dita freute sich sehr, sie zu sehen. Renée lächelte ihr von Weitem freundlich zu und winkte, blieb jedoch nicht stehen und unterhielt sich weiter mit ihren Kolleginnen. *Sie hat jetzt neue Freundinnen, dachte Dita, solche, die nicht wissen, dass sie einen Freund bei der SS hatte, und vor denen sie sich nicht rechtfertigen muss. Sie will nicht stehen bleiben und mit ihrer Vergangenheit reden.*

Und jetzt haben die Deutschen die Häftlinge wieder mobilisiert, ohne ihnen zu sagen, wohin die Reise geht. Noch einmal werden sie zu Vieh, das transportiert werden muss. Der Viehwagen schwankt und rattert dabei wie eine Nähmaschine. Er ist wie ein Ofen aus Stahl, in dem Schweiss gekocht wird. Dita und ihre Mutter sitzen beide auf dem Fussboden, zwischen lauter Frauen aus verschiedenen Ländern, auch wenn viele von ihnen deutsche Jüdinnen sind. Von den tausend Frauen, die vor acht Monaten das Familienlager in Auschwitz verlassen haben, ist die Hälfte in Hamburg geblieben, wo sie jetzt in einem Betrieb arbeiten, der in einem Vorort liegt, nahe

der Elbe. Dita und ihre Mutter sind erschöpft. In den letzten Monaten haben sie schwer arbeiten müssen, mit langen Arbeitstagen und unter harten Bedingungen. Dita betrachtet ihre Hände, sie sehen aus wie die einer alten Frau.

Vielleicht ist es aber auch eine andere Art von Erschöpfung. Seit Jahren schubst man sie herum und droht ihnen, sie umzubringen, sie schlafen schlecht und essen noch schlechter, ohne zu wissen, ob das alles einen Sinn hat und ob sie das Kriegsende noch erleben werden. Am schlimmsten ist, dass es Dita allmählich egal ist. Die Apathie ist von allen Symptomen das Schlimmste.

*Nein, nein, nein ... ich werde nicht aufgeben.* Sie zwickt sich in den Arm, bis es wehtut. Dann zwickt sie sich noch fester, bis sie beinahe blutet. Das Leben muss wehtun. Wenn etwas wehtut, bedeutet das, dass es einem wichtig ist.

Sie muss an Fredy Hirsch denken. In den letzten Monaten hat sie weniger an ihn gedacht, denn irgendwann finden die Erinnerungen ihren Platz. Aber sie fragt sich immer noch, was an jenem Nachmittag mit ihm passiert ist. Der Botenjunge mit den langen Beinen hat gesagt, er hätte sich nicht umgebracht, aber er hat doch die Ärzte um ein Beruhigungsmittel gebeten ... heisst das, dass er eine Überdosis genommen hat? Sie würde so gern glauben, dass er nicht sterben wollte. Aber sie weiss, dass Hirsch sehr pedantisch war, sehr deutsch. Ist es wirklich möglich, dass er versehentlich so viele Tabletten genommen hat? Dita seufzt. Vielleicht ist das alles ja nicht mehr wichtig. Fredy ist fort und kommt nicht wieder. Welche Rolle spielt es also?

Im Zug geht das Gerücht, dass man sie an einen Ort namens Bergen-Belsen bringen wird. Dita und ihre Mutter hören zu, wie einige Leute sich in Spekulationen über das neue Lager ergehen. Ein paar Leute haben gehört, dass es ein Arbeitslager sein soll, dass es ganz anders sei als Auschwitz oder Mauthausen, deren einzige Aufgabe

darin besteht, Menschen zu töten. Dann bringt man sie also doch nicht ins Schlachthaus. Das klingt ermutigend, aber die meisten von ihnen sind still, denn die Hoffnung ist inzwischen scharf wie ein Rasiermesser, an dem man sich jedes Mal schneidet, wenn man die Hand ausstreckt.

«Ich komme aus Auschwitz», sagt eine Frau. «Nichts kann schlimmer sein als das.» Die anderen Frauen schweigen. Sie sind sich keineswegs sicher. Im Lauf der Jahre haben sie lernen müssen, dass das Grauen bodenlos ist. Sie vertrauen niemandem mehr, sie sind gebrannte Kinder. Aber das Schlimmste ist, dass sie recht behalten sollen.

Die Fahrt von Hamburg nach Bergen-Belsen ist kurz, aber dennoch braucht der Zug mehrere Stunden, bis er endlich mit knirschendem Getriebe zum Stillstand kommt. Sie müssen vom Bahngleis bis zum Eingang des Frauenlagers laufen, begleitet von weiblichen SS-Angehörigen, die sie schubsen und wüst beschimpfen. Sie haben harte Gesichter. Als eine der Gefangenen eine Wärterin ansieht, spuckt die ihr ins Gesicht, damit sie sich wegdreht.

«Diese Drecksau», murmelt Dita. Ihre Mutter kneift sie in den Arm, damit sie still ist. Dita fragt sich, warum die Wärterinnen eine solche Wut auf die Häftlinge haben. Schliesslich sind sie es, die man gedemütigt und denen man alles genommen hat, die gerade erst angekommen sind und niemandem etwas zuleide getan haben, die ab jetzt nur gehorchen und für das Reich schufteten werden, ohne eine Gegenleistung zu verlangen. Dennoch scheinen diese kräftigen, gut genährten und gut gekleideten Wärterinnen heftige Wut gegenüber den Neuankömmlingen zu empfinden. Dita kann es nicht begreifen. Die Wärterinnen verhöhnen sie, sie schlagen mit Stöcken nach ihnen, sie beschimpfen sie auf obszöne Weise und lassen ihre Wut an den unterwürfigen Neuankömmlingen aus. Dita verblüfft die Wut

ihrer Angreifer, ihr Zorn gegenüber Menschen, die ihnen nichts getan haben.

Als alle Frauen sich aufgestellt haben, erscheint die Aufseherin. Sie ist gross, blond, hat breite Schultern und ein kantiges Gesicht. Sie bewegt sich mit der Selbstsicherheit einer Frau, die es gewohnt ist, zu befehlen und dass man ihr gehorcht. Mit ihrer lauten Stimme verkündet sie, dass das Verlassen der Baracken nach der Sperrstunde um sieben Uhr abends bei Todesstrafe verboten ist. Dann macht sie eine Pause und wartet gespannt, ob eine der Gefangenen sie ansieht. Alle blicken geradeaus, nur eine junge Frau macht den Fehler, ihren Blick zu erwidern. In zwei grossen Schritten ist die Aufseherin bei dem Mädchen und bleibt dicht vor ihr stehen. Brutal packt sie das Mädchen an den Haaren, zerrt sie aus der Formation heraus und schleudert sie vor der Gruppe zu Boden. Niemand scheint hinzuschauen, aber alle sehen es. Die Aufseherin schlägt mit dem Knüppel zu, dann ein zweites und ein drittes Mal. Das Mädchen schreit nicht, sie schluchzt nur. Nach dem fünfzehnten Schlag hört sie auf zu schluchzen, sie wimmert nur noch. Die Frauen können nicht verstehen, was die Aufseherin sagt, als sie ihren Mund an das Ohr des Mädchens bringt, aber die Gefangene steht blutend auf und stolpert zurück zu ihrem Platz.

Die Aufseherin, die im Frauenlager Bergen-Belsen das Kommando hat, heisst Elisabeth Volkenrath. Nachdem sie in Ravensbrück als Wärterin ausgebildet wurde, kam sie nach Auschwitz, wo sie sich einen gewissen Ruf erwarb, weil sie schon für leichte Vergehen den Tod am Strang verhängte. Sie ist Anfang 1945 nach Bergen-Belsen versetzt worden.

Die Frauen kommen auf ihrem Weg an mehreren abgezäunten Bereichen vorbei, über die sie später noch mehr erfahren werden. Dazu gehört ein Lager für die männlichen Gefangenen; das «Sternlager» für die Häftlinge, die für den Austausch gegen Kriegsgefange-

gene vorgesehen sind; das Neutralenlager für die mehreren Hundert Juden, die Pässe aus neutralen Staaten besitzen; das Quarantänelager, in dem die an Typhus Erkrankten isoliert werden; das Ungarnlager und das gefürchtete «Häftlingslager», das eigentlich ein Vernichtungslager ist. Hier werden die kranken Häftlinge interniert, die aus anderen Arbeitslagern gekommen sind, und unter extremen Bedingungen zur Arbeit gezwungen, bis sie völlig ausgelaugt nach wenigen Tagen sterben.

Schliesslich erreicht die Gruppe das kleine Frauenlager, das die Deutschen überstürzt auf einem brachliegenden Stück Land neben dem Hauptlager einrichten mussten, wegen der vielen weiblichen Häftlinge, die in den letzten Monaten nach Bergen-Belsen gekommen sind. Es ist ein Übergangslager mit vorgefertigten Baracken, die weder über fliessendes Wasser noch über sanitäre Anlagen verfügen und nur aus vier dünnen Holzwänden bestehen. In der Baracke, in der Dita, ihre Mutter und etwa fünfzig andere Frauen untergebracht sind, gibt es kein Abendessen, keine Betten, und die Decken stinken nach Urin. Die Frauen müssen auf dem Holzfussboden schlafen, und selbst dort gibt es kaum genug Platz für alle.

Ursprünglich war Bergen-Belsen ein Lager für die Kriegsgefangenen, das von der Wehrmacht beaufsichtigt wurde, aber weil die russische Armee in Polen auf dem Vormarsch ist, hat man die Gefangenen aus den polnischen Lagern hierher verlegt, weshalb nun die SS das Kommando hat. Täglich treffen neue Transporte ein, und die Einrichtungen platzen aus allen Nähten. Die Überfüllung, der Nahrungsmangel und die schlechten sanitären Bedingungen haben dazu geführt, dass die Todeszahlen unter den Häftlingen explodiert sind.

Mutter und Tochter wechseln einen Blick. Liesl macht ein gequältes Gesicht, als sie ihre neuen Mitbewohnerinnen sieht, die alle krank und abgemagert aussehen. Aber noch schlimmer ist der abge-

stumpfte Gesichtsausdruck, den viele haben, der leere Blick; die meisten wirken so apathisch, als hätten sie bereits aufgegeben. Dita ist nicht ganz klar, ob ihre Mutter mit ihrer Grimasse die ausgehungerten Häftlinge meint oder sie beide, denn genau so werden sie bald selbst aussehen. Die Bewohner der Baracke reagieren kaum auf die Unruhe, die die Neuankömmlinge verursachen. Viele stehen nicht einmal von ihren behelfsmässigen Lagern aus alten Decken auf. Einige könnten es gar nicht mehr, selbst wenn sie es wollten.

Dita breitet die Decke für ihre Mutter auf dem Fussboden aus und bittet sie, sich hinzulegen. Eine Armee von Flöhen springt hoch, als Frau Adlerová ihr Gesicht der Decke nähert, aber sie erschrickt nicht einmal. Es ist ihr nicht mehr wichtig. Eine von den Neuen fragt eine der Bewohnerinnen, welche Arbeit sie hier tun werden.

«Hier arbeiten wir nicht mehr», erwidert lustlos eine von denen, die auf dem Boden liegen. «Wir überleben nur, solange wir es können.»

Den ganzen Tag über waren die Bombenabwürfe von den Flugzeugen der Alliierten zu hören, und jetzt in der Nacht sieht man das Leuchten, wenn die Bomben explodieren. Die Front ist schon ganz nah, sie ist fast mit den Händen zu greifen. Unter den Gefangenen macht sich so etwas wie Euphorie breit. Die Bomben der Alliierten klingen wie ein Gewitter, das immer näher kommt. Ein paar der Frauen reden darüber, was sie tun werden, wenn der Krieg vorbei ist.

Am nächsten Morgen verstehen Dita und ihre Mutter, wieso die Frau am Vorabend gesagt hat, dass man in Bergen-Belsen nicht arbeitet, sondern nur überlebt. Zwei SS-Wärterinnen wecken sie mit Schreien und Fusstritten, und sie beeilen sich, sich draussen aufzustellen. Aber die Wachen verschwinden, und die neuen Gefangenen stehen lange vor der Tür und warten auf Anweisungen, die nicht kommen. Ein paar der Veteraninnen sind nicht einmal von ihren De-



cken aufgestanden und haben die Tritte stoisch ertragen, ohne sich zu rühren.

Mehr als eine Stunde später erscheint eine Wärterin und brüllt, dass sie sich zum Appell aufstellen sollen. Gleich darauf merkt sie, dass die Liste fehlt, und fragt, wo die Kapo der Baracke ist. Niemand antwortet. Sie wiederholt ihre Frage noch dreimal, wobei sie mit jedem Mal wütender wird.

«Ihr verdammten Drecksäue! Wo zum Teufel ist die Kapo von dieser verdammten Baracke?»

Alle schweigen. Fuchsteufelswild packt die Wärterin eine der Frauen am Nacken und will von ihr wissen, wo die Kapo ist. Sie hat eine der Neuen erwischt, und diese antwortet, sie wisse es nicht. Jetzt wendet sich die Wärterin an eine der Veteraninnen, die man leicht als solche erkennt, weil sie fast nur noch Haut und Knochen ist. Die Wärterin zeigt mit dem Knüppel auf sie und wiederholt ihre Frage. «Nun?»

«Sie ist vor zwei Tagen gestorben.»

«Und die neue Kapo?»

Die Veteranin hebt die Schultern. «Es gibt keine.»

Die Wärterin ist verwirrt, sie weiss nicht, was sie tun soll. Sie könnte einfach irgendeine der Frauen zur Kapo ernennen, aber in dieser Baracke gibt es keine gewöhnlichen Gefangenen, nur Jüdinnen, und das könnte Ärger geben. Schliesslich dreht sie sich um und geht. Die Veteraninnen verlassen die Formation auf eigene Verantwortung und gehen zurück in die Baracke. Die Neuankömmlinge bleiben vor der Tür stehen und wechseln Blicke miteinander. Dita würde fast lieber draussen bleiben; in der Baracke haben die Läuse und Flöhe sie fast aufgefressen, und es juckt sie überall. Aber ihre Mutter ist müde und gibt ihr mit einer Kopfbewegung zu verstehen, dass sie hineingehen sollen. Hier fragen sie eine Veteranin, wann es Frühstück gibt. Die Grimasse der Frau, hinter der sich ein bitteres Lächeln verbirgt, spricht Bände.

«Frühstück?», sagt sie. «Beten wir, dass es heute überhaupt Essen gibt.»

Den Vormittag verbringen sie mit Nichtstun, bis ein barsches «Achtung» ertönt, worauf sich alle rasch erheben. Die Aufseherin, gefolgt von ein paar Hilfskräften, betritt die Baracke. Mit ihrem Stock deutet sie auf eine der Veteraninnen und fragt, ob es weitere Todesfälle gegeben habe. Die Gefangene zeigt nach hinten in die Baracke, eine andere auf den Fussboden. Eine der Frauen ist auf den Ruf hin nicht aufgestanden. Sie ist tot.

Volkenrath lässt rasch ihren Blick durch den Raum schweifen und zeigt auf vier Gefangene, zwei Veteraninnen und zwei Neuankömmlinge. Sie spricht kein Wort, aber die Veteraninnen wissen bereits, was zu tun ist. Mit unvermutetem Enthusiasmus nähern sie sich dem Leichnam und packen die Tote jede an einem Bein. Sie wissen, wo sie hinfassen müssen: an der Fussesite sind die Leichen leichter und oft auch weniger unangenehm. Die Totenstarre hat bereits den Kiefer verschoben, ihr Mund und ihre Augen sind weit aufgerissen. Die beiden geben zwei anderen Gefangenen mit einem Nicken zu verstehen, dass sie die Frau an den Schultern fassen sollen. Zu viert tragen sie die Tote zur Tür.

Die weiblichen SS-Angehörigen gehen, und bis zum Abend betritt niemand die Baracke. Dann steckt eine Wärterin den Kopf durch die Tür und gibt vier Veteraninnen ein Zeichen, damit sie zur Küche gehen und den Topf mit der Suppe abholen. Jetzt kommt Leben in die Baracke, und freudige Rufe werden laut.

«Abendessen!»

«Gott sei Dank!»

Die Veteraninnen kehren mit dem Topf zurück, den sie an zwei langen Stöcken tragen, um sich nicht zu verbrennen, und an diesem Abend gibt es Suppe.

«Dieser Koch hat seine Ausbildung an der gleichen Schule gemacht wie der in Birkenau», sagt Dita zwischen zwei Schlucken. Und Liesl wuschelt ihrer Tochter durch das schulterlange Haar, das sich an den Spitzen nach oben zu biegen beginnt.

Während der nächsten Tage wird die Anarchie weiter zunehmen. An manchen Tagen gibt es mittags einen Teller Suppe, aber dafür kein Frühstück und kein Abendessen; an manchen Tagen bekommen sie sowohl mittags und abends etwas, an anderen dagegen gar nichts. Der Hunger wird zur Folter und zu einer Quelle der Furcht, die den Geist blockiert, bis man nicht mehr denken kann; es gibt nur noch das qualvolle Warten auf die nächste Mahlzeit. Die vielen leeren Stunden und die Sorge durch den Hunger weichen den Verstand auf, bis alles sich aufzulösen beginnt.

**W**ährend der nächsten Wochen kommen noch mehr Häftlinge im Lager an, und die Abstände zwischen den Mahlzeiten werden immer länger. Die Sterblichkeitsrate wächst exponentiell. Auch ohne Gaskammern wird Bergen-Belsen zu einer Tötungsmaschinerie. Jeden Morgen muss ein halbes Dutzend Leichen aus Ditas Baracke abtransportiert werden. Offiziell werden die Verstorbenen unter «natürliche Todesursache» geführt. Der Tod ist in Bergen-Belsen so natürlich wie eine Fliege in einem Kuhstall.

Wenn die Wärterinnen kommen und die Gefangenen auswählen, die die Toten fortschaffen müssen, erstarren alle und hoffen inständig, dass es nicht sie treffen wird. Auch Dita versucht, sich unsichtbar zu machen, genau wie alle anderen. Aber heute hat sie Pech.

Die SS-Wärterin zeigt mit ihrem Stock unmissverständlich auf sie. Dita ist die Letzte, die aufgerufen wurde, und als sie zu der Leiche kommt, sind die Plätze an der Fussesite daher schon belegt. Sie und eine Frau mit sehr dunkler Hautfarbe, die aussieht wie eine Romni, packen die Tote unter den Schultern. In den letzten Jahren hat Dita viele Leichen zu sehen bekommen, aber sie hat noch nie eine berührt. Sie kann es nicht vermeiden, die Hand der Verstorbenen zu streifen, und die marmorne Kälte lässt sie erschauern.

Dita und die dunkelhäutige Frau müssen den Löwenanteil des Gewichts tragen. Dita macht es nervös, dass die Arme nicht herabbaumeln, dass sie steif und in angewinkelter Position bleiben, als wäre der Frauenkörper eine Gliederpuppe.

Eine der Frauen, die die Füße des Leichnams tragen, übernimmt die Führung, und sie gelangen zu einem Bereich, der hinter einem Stacheldrahtzaun liegt. Zwei Wachen mit Maschinenpistolen begleiten sie. Sie kommen zu einem Stück Brachland, wo ihnen ein deutscher Offizier in Hemdsärmeln entgegenkommt. Sie bleiben stehen, ohne die Tote abzulegen, und der Offizier wirft einen kurzen Blick auf sie. Er kritzelt etwas in ein Notizbuch und gibt ihnen ein Zeichen, weiterzugehen. Eine der Veteraninnen flüstert ihnen zu, dass das Dr. Klein ist, der die Aufgabe hat, Typhusausbrüche zu verhindern. Wer die Krankheit hat, wird von ihm zum Sterben in ein Quarantänelager geschickt.

Je weiter sie kommen, desto schlimmer wird der Gestank. Ein paar Meter vor ihnen sind mehrere sehnige Männer beschäftigt; mit den schmutzigen Taschentüchern, die sie sich um das Gesicht gebunden haben, sehen sie wie Banditen aus. Vor ihnen legt gerade eine Gruppe Frauen eine Leiche zu ein paar anderen. Einer der Männer gibt Ditas Gruppe einen Wink, ihren Leichnam auf den Boden zu legen. Die Männer werfen die Leichen in eine riesige Grube, als wären sie Kartoffelsäcke. Dita beugt sich kurz über den Rand der Grube, und bei dem Anblick wird ihr so übel, dass sie sich an einer ihrer Kameradinnen festhalten muss.

«O mein Gott!»

Das riesige Erdloch ist voller Leichen. Die unteren sind verkohlt, die oberen sind ein Durcheinander aus Armen, Köpfen und gelblicher Haut. Ditas Eingeweide rebellieren, aber noch mehr rebellieren ihre tiefsten Überzeugungen.

*Mehr sind wir nicht? Ein Klumpen verwesende Materie?*

*Ein Haufen Atome, so wie die eines Weidenbaums oder eines Schuhs?*

Selbst die Veteranin, die schon mehrmals hier gewesen ist, sieht verstört aus. Auf dem Rückweg sagt niemand ein Wort. Den Tod so zu erleben stürzt jeden Menschen in tiefe Verwirrung und widerspricht dem, was man bis dahin geglaubt hat: dass das Leben heilig ist. So gesehen, scheint das Leben keinen Wert zu haben. Menschen, die noch ein paar Stunden zuvor gefühlt und gedacht haben, werden hier entsorgt. Vordergründig maskieren sich die Arbeiter, um den Gestank besser zu ertragen. Aber inzwischen hegt Dita die Vermutung, dass die Tücher ihre Gesichter verdecken sollen. Sie schämen sich, die Müllabfuhr für die Menschen zu sein.

Als Dita zurückkommt und ihre Mutter sie mit Blicken fragt, wie es war, schlägt sie die Hände vor das Gesicht. Sie wäre gern allein. Aber ihre Mutter umarmt sie und bleibt bei ihr.

Das Chaos wird von Tag zu Tag schlimmer. Es gibt zwar keine organisierten Arbeitstrupps mehr, aber sie haben den Befehl, den ganzen Tag in der Nähe ihrer Baracke zu bleiben, für den Fall, dass man sie braucht. Manchmal kommt eine SS-Wärterin, die beim Gehen die Arme schwingen lässt, ihre gesunden, wohl genährten Beine zeigt und mit schriller Stimme ein paar Namen aufruft. Die betreffenden Frauen müssen mitkommen und in den Entwässerungsgräben helfen oder die freien Stellen in einem Betrieb ausfüllen. Ein paar mal schickt man Dita in eine Werkstatt, in der Löcher in die Gürtel und Koppeln für die Uniformen gestanzt werden. Die Maschinen sind schon alt, und man muss viel Kraft aufwenden, damit der Locher genug Druck auf das Leder ausübt.

Eines Morgens, als der Appell schon fast zu Ende ist, erscheint Volkenrath, die Aufseherin, vor der versammelten Gruppe. Man erkennt sie leicht an ihrer auffälligen Hochsteckfrisur, aus der sich im-

mer ein paar blonde Strähnen lösen. Sie sieht aus wie eine Frau, die in einem teuren Frisiersalon war und sich hinterher in einer Scheune gewälzt hat. Dita hat gehört, dass sie früher Friseurin war, was erklären würde, wieso sie inmitten von all dem Schmutz, den Läusen und dem Typhus von Bergen-Belsen diese Frisur trägt.

Wie immer hat Volkenrath eine finstere Miene aufgesetzt, die selbst ihren Hilfskräften Angst einjagt. Dita geht der Gedanke durch den Kopf, dass aus dieser Frau mit dem mörderischen Glanz in den Augen, hätte Hitler nicht die Macht ergriffen und wäre der Krieg nicht ausgebrochen, eine dieser freundlichen, ein wenig pummeligen Friseurinnen geworden wäre, die den Mädchen die Haare aufdreht und sich freundlich mit ihnen über den neuesten Klatsch unterhält. Ihre Kundinnen, darunter auch deutsche Jüdinnen, würden die Köpfe senken, und sie würde ihnen die Haare schneiden, und keine von ihnen fände etwas dabei, ihren Hals den Händen dieser riesigen Frau mit der Schwäche für fantasievolle Flechtfrisuren auszuliefern. Wenn damals jemand behauptet hätte, dass Elisabeth Volkenrath in ein paar Jahren zur Mörderin werden würde, wären alle entrüstet gewesen. *Die gute alte Betty? Die kann doch keiner Fliege etwas zuleide tun!*, hätten sie empört gesagt und verlangt, dass diese Verleumdung sofort zurückgenommen würde. Und womöglich hätten sie damit recht gehabt, aber nun ist es anders gekommen. Wenn jetzt eine der Frauen in Volkenraths Betriebsstätte sich nicht standesgemäss benimmt, legt ihr die harmlose Friseurin einen Strick um den Hals und lässt sie aufhängen.

Dita ist derart in ihre Gedanken versunken, dass das Geräusch sie trifft wie der Locher in der Lederwerkstatt: «Elisabeth Adlerová!» Das Chaos in der Verwaltung von Bergen-Belsen ist so gross, dass die Deutschen inzwischen wieder die Namen statt der Häftlingsnummern benutzen. Die Stimme der SS-Aufseherin – autoritär, laut,

aggressiv, militärisch, ungeduldig – ertönt erneut und ruft nach ...  
«Elisabeth Adlerová!»

Ditas Mutter war ein wenig abgelenkt. Jetzt macht sie Anstalten, die Reihe zu verlassen, aber Dita ist schneller und löst sich entschlossen aus der Formation. «Adlerová, anwesend.»

*Adlerová, anwesend?* Liesl macht grosse Augen und ist so verblüfft über die Kühnheit ihrer Tochter, dass sie sekundenlang nicht weiss, was sie tun soll. Als sie vortreten und den Wärterinnen die Verwechslung erklären will, heisst es bereits «Wegtreten!». Das hin und her wogende Meer der Frauen hält Liesl Adlerová auf, und als sich die Menschenansammlung auflöst, ist ihre Tochter bereits in der Baracke, um die Menschen wegzuschaffen, die in den letzten vierundzwanzig Stunden verstorben sind. Liesl bleibt stehen und ist dabei ihren Kameradinnen im Weg, die eine sinnlose Eile an den Tag legen, als hätten sie vergessen, dass sie nirgendwohin können. Kurz darauf erscheint Dita, die mit drei anderen Insassinnen einen Leichnam schleppt. Ihre Mutter, die sich immer noch nicht vom Fleck gerührt hat und inzwischen allein auf der Lehmpromenade steht, beobachtet verärgert, wie ihre Tochter sich wieder entfernt.

Eine weitere Reise zur letzten Grenze der Menschlichkeit. Wieder beugt sich Dita über die Grube, und wieder ist sie blass, als sie sich aufrichtet. Alle Frauen behaupten, es sei der Gestank, von dem ihnen schlecht wird, aber was sie wirklich verstört, ist der Anblick dieser auf dem Müll entsorgten Menschenleben, ein Bild, an das man sich nicht so leicht gewöhnt. Dita hofft, dass sie sich nie daran gewöhnen wird.

Als sie wieder zur Baracke kommt, steht ihre Mutter immer noch neben der Tür, als hätte sie sich seit dem Appell nicht vom Fleck gerührt. Sie macht ein böses, sogar wütendes Gesicht. «Was sollte das vorhin? Hast du vergessen, dass man mit dem Tod bestraft wird,



wenn man sich für eine andere Gefangene ausgibt?», schreit Liesl sie an.

Dita kann sich nicht erinnern, wann ihre Mutter ihr gegenüber zum letzten Mal laut geworden ist. Eine Insassin, die gerade vorbeigeht, dreht sich um und starrt sie an, und Dita spürt, wie sie rot wird. Sie fühlt sich ungerecht behandelt, und obwohl sie nicht weinen will, schießen ihr Tränen in die Augen. Nur ihr Stolz lässt sie die Fassung bewahren. Sie nickt und wendet sich ab. Sie erträgt es nicht, dass ihre Mutter sie wie ein Kind behandelt. Das ist ungerecht! Dita hat es getan, weil sie weiss, dass ihre Mutter schwach ist und nicht genug Kraft hat, um einen Leichnam zu schleppen. Eigentlich sollte ihre Mutter doch stolz auf sie sein, stattdessen hat sie sie ausgeschimpft wie seit der Ohrfeige in Prag nicht mehr.

*Ich kann es ihr einfach nicht recht machen ...* Dita fühlt sich missverstanden. Auch wenn sie in einem Konzentrationslager lebt, unterscheidet sie sich in dieser Hinsicht nicht von Millionen anderen Jugendlichen auf der Welt, die demnächst sechzehn werden. Dabei irrt sie sich: Liesl ist unglaublich stolz auf ihre Tochter, auch wenn sie ihr das nicht sagen wird. In all den Jahren hat sie immer wieder der Gedanke gequält, was für ein Mensch in der Militärdiktatur aus ihrer Tochter werden würde, ohne ausreichende Schulbildung und an Orten, an denen Hass und Gewalt regieren. Ditas grosszügiges Handeln hat sie in ihrer Intuition und ihrer Hoffnung bestätigt – sie weiss jetzt, dass aus Dita, sollte sie überleben, ein guter Mensch werden wird.

Aber all das wird sie ihr nicht sagen. Wenn sie Dita in ihrer kopflosen Aktion bestärkt, dann bringt diese womöglich weiter ihr Leben in Gefahr, um ihrer Mutter eine Bestrafung zu ersparen. Als Mutter will sie das unter keinen Umständen für ihre Tochter, denn für Liesl wird es keine Veränderung mehr geben, ob zum Guten oder zum Schlechten. Ihr ist ihr Leben

inzwischen gleichgültig, und ihr einziges Glück ist das, was sie in den Augen ihrer Tochter sieht. Aber Dita ist noch zu jung, um das zu verstehen.

Am nächsten Tag kommt eine der Wärterinnen in die Baracke, die Dita insgeheim «Krähengesicht» getauft hat, und befiehlt ihnen, sich draussen aufzustellen. «Alle raus! Und ich meine wirklich alle. Wer nicht aufsteht, kriegt von mir den Gnadenschuss!» Murrend und ohne grosse Eile setzen sich die Frauen in Bewegung. «Nehmt eure Decken!»

Alle sehen sich an, aber das Rätsel wird gleich gelöst. Die Deutschen bringen sie in das Hauptfrauenlager, um Platz für ein neues Kontingent von Häftlingen zu schaffen, das gerade eingetroffen ist. Die Insassinnen im Hauptlager sind genauso unterernährt wie sie, und das Wasser ist knapp, weshalb man es nur als Trinkwasser benutzen darf. Niemand darf irgendetwas waschen. Das Chaos ist hier so gross, dass manche Häftlinge nicht einmal ihre gestreiften Uniformen tragen. Andere ziehen Westen oder ein anderes Kleidungsstück über das Häftlingsoberteil. Vor lauter Schmutz ist die Haut der Frauen so dunkel, dass sich manchmal schwer sagen lässt, ob etwas ein Streifen Stoff oder schwarze, verkrustete Haut ist. Ein SS-Mann beaufsichtigt ein paar Frauen, die mit zusammengebissenen Zähnen im Entwässerungsgraben arbeiten; ihre Hände verschmelzen mit den Griffen ihrer Schaufeln.

Die Baracke ist überfüllt, hat jedoch den kleinen Vorteil, dass es hier wie in Auschwitz Stockbetten gibt und damit auch Strohsäcke – sie sind voller Bettwanzen, aber wenigstens bohren sich beim Liegen nicht die eigenen Knochen in einen hinein. Viele Frauen liegen in ihren Betten. Die meisten sind krank und sind seither nicht mehr aufgestanden. Andere spielen krank, um ihre Ruhe zu haben. Die Wärterinnen nähern sich ihnen nicht, aus Angst, sich mit Typhus anzustecken.

Dita und ihre Mutter setzen sich auf die leere Pritsche, die sie

miteinander teilen werden. Ditas Mutter ist sehr müde, aber Dita ist rastlos und steht wieder auf, um das Lager zu erkunden. Viel gibt es nicht zu sehen, nur Baracken und Zäune. Manche Gruppen sind noch imstande, sich angeregt zu unterhalten, aber andere sind sogar zum Reden zu kraftlos. Sie reagieren nicht mehr auf Blicke. Sie haben aufgegeben.

In diesem Augenblick sieht Dita neben einer der Baracken ein Mädchen, das die gestreifte Sträflingsuniform trägt und sich ein weisses Taschentuch um den Kopf gebunden hat – überraschend weiss in diesem gigantischen Misthaufen. Dita kneift die Augen zusammen, weil sie glaubt, sie hätte nicht richtig gesehen. Aber als sie die Augen wieder aufmacht, war das Mädchen keine Täuschung. Sie ist real.

«Margit!» Dita beginnt zu laufen und schreit laut Margits Namen mit einer Kraft, von der sie nicht dachte, dass sie sie noch hätte. Ihre Freundin hebt den Kopf und macht Anstalten aufzustehen, aber sie wird von Dita umgeworfen, und die beiden rollen lachend über den Boden. Dann fassen sie sich an den Unterarmen und sehen sich an. Soweit man unter diesen Umständen von Glück reden kann, sind die beiden in diesem Augenblick glücklich. Sie fassen sich an den Händen und rennen zu Ditas Mutter. Als Margit Liesl sieht, läuft sie auf sie zu und fällt ihr um den Hals, obwohl sie das noch nie getan hat. Sie klammert sich an Liesl fest, so lange sehnt sie sich schon nach einer Schulter zum Ausweinen.

Als sie wieder sprechen kann, erzählt Margit ihnen, wie schlimm die Selektion im Familienlager war; ihre Mutter und ihre Schwester sind beide bei den zum Tode Verurteilten gelandet. Mit der Präzision eines Menschen, der dieselbe Szene immer wieder im Geist durchlebt hat, schildert sie, wie die beiden zu den Schwachen gehen mussten. «Bis die Selektion vorbei war, konnte ich sie die ganze Zeit sehen. Sie waren ganz ruhig und hielten sich an den Händen. Dann

musste die kleinere Gruppe mit den gesunden Frauen, zu denen ich gehörte, gehen. Ich wollte nicht, aber ich wurde von den vielen Frauen zur Tür hin gedrückt. Helga und meine Mutter sassen hinter dem Kamin in der Baracke, zwischen lauter alten Frauen und Kindern, und wurden immer kleiner. Sie haben mir nachgesehen. Und weisst du was, Ditinka? Während sie mir nachgesehen haben, haben sie gelächelt! Kannst du dir das vorstellen? Sie wussten, dass sie sterben würden, aber sie haben gelächelt.»

Bei der Erinnerung an diesen Augenblick, der sich ihr ins Gedächtnis eingegraben hat, schüttelt Margit den Kopf, als könnte sie es nicht glauben. «Ob sie wohl gewusst haben, dass es praktisch ein Todesurteil war, zu dieser Gruppe aus Alten, Kranken und Kindern zu gehören? Vielleicht wussten sie es, aber sie haben sich für mich gefreut, weil ich zu der Gruppe gehörte, die eine Überlebenschance hatte.»

Dita schaudert, und Liesl streicht Margit über das Haar. Die beiden fragen sie nach ihrem Vater, seit jenem Morgen in Bllb haben sie ihn nicht mehr gesehen.

«Ich bin beinahe froh, dass ich nicht weiss, was aus ihm geworden ist.» Vielleicht ist er tot, vielleicht auch nicht; so oder so, die Ungewissheit begleitet sie. Margit ist zwar schon sechzehn, aber Frau Adlerová sagt, dass sie ihre Decke zu ihnen in die Baracke bringen soll. Es gibt so wenig Kontrollen, dass es niemandem auffallen wird, wenn sie zu dritt auf der Pritsche schlafen.

«Das wird aber unbequem für euch», meint Margit.

«Aber dafür sind wir zusammen.» Liesls Antwort duldet keinen Widerspruch. Liesl Adlerová kümmert sich um Margit wie um eine zweite Tochter. Für Dita ist Margit die grosse Schwester, die sie sich immer gewünscht hat. Im Familienlager haben viele Menschen sie ohnehin für Schwestern gehalten, weil sie beide dunkelhaarig sind

und ein hübsches Lächeln mit weit auseinanderstehenden Zähnen haben, und das hat ihnen damals gefallen.

Die beiden Mädchen mustern einander verstohlen. Beide sehen magerer und mitgenommener aus als bei ihrem letzten Zusammensein, aber keine von ihnen sagt etwas darüber. Sie heitern sich gegenseitig auf. Sie reden, obwohl es nicht viel zu erzählen gibt. Chaos und Hunger, völlige Abstumpfung, Krankheit und Seuchen. Nichts Neues.

Ein paar Bettreihen von ihnen entfernt liegen zwei echte Schwestern, die an Typhus erkrankt sind und bereits dabei sind, den Kampf gegen die Krankheit zu verlieren. Die jüngere Schwester, Anne, zittert vor Schüttelfrost. Margot, ihrer älteren Schwester, geht es noch schlechter. Sie liegt reglos auf der unteren Pritsche, ihr Atem, der immer schwächer wird, ist ihre letzte Verbindung zur Welt. Wenn Dita zu dem Mädchen hinübergehen würde, das noch am Leben ist, würde sie feststellen, dass sie viel Ähnlichkeit miteinander haben: Beide sind junge Mädchen mit hübschem Lächeln, dunklem Haar und verträumtem Blick. Genau wie Dita war Anne ein lebhaftes, redseliges Mädchen, ein bisschen rebellisch und mit viel Fantasie. Hinter ihrem widerspenstigen und selbstbewussten Auftreten hatte sie auch eine nachdenkliche, melancholische Seite, aber das war ihr Geheimnis. Beide Schwestern sind im Oktober 1944 nach Bergen-Belsen gekommen, nachdem sie von Amsterdam nach Auschwitz deportiert worden waren. Ihr Verbrechen, wie das von ihnen allen, besteht darin, dass sie Jüdinnen sind. Fünf Monate sind zu lange, um dem Tod in diesem Loch zu entkommen. Der Typhus hatte vor ihrer Jugend keinen Respekt.

Anne stirbt allein auf ihrer Pritsche, einen Tag nach ihrer Schwester. Ihre sterblichen Überreste werden für immer in dem Massengrab von Bergen-Belsen bleiben. Aber Anne hat etwas getan, das am Ende zu einem kleinen Wunder werden wird: Ihr Gedächtnis

wird wie das ihrer Schwester noch viele Jahre nach ihrem Tod lebendig bleiben. In der geheimen Wohnung in Amsterdam, in der die beiden Mädchen sich zusammen mit ihrer Familie versteckten, hat Anne zwei Jahre lang ein Tagebuch geführt, in dem sie ihr Leben im Hinterhaus beschreibt – ein paar Räume hinter dem ehemaligen Büro ihres Vaters, die verrammelt und zu einem Versteck umfunktioniert wurden. Zwei Jahre lang hat die Familie dort gelebt, mit der Hilfe von Freunden, die ihnen Essen brachten, zusammen mit der Familie van Pels und Fritz Pfeffer. Kurz nach dem Umzug in ihr Versteck haben sie gemeinsam Annes Geburtstag gefeiert, und unter den Geschenken befand sich auch ein kleines Notizbuch. Weil Anne in dem Versteck keine Freundin hatte, der sie sich mitteilen konnte, vertraute sie sich ihrem Notizbuch an, das sie Kitty taufte. Sie kam nicht auf die Idee, dieser Skizze ihres Lebens im Hinterhaus einen Titel zu geben, aber dafür sollte die Nachwelt sorgen. Das Notizbuch ging als *Das Tagebuch der Anne Frank* in die Geschichte ein.

## Kapitel 30

T<sup>1</sup>ssen ist zu einer Seltenheit geworden. Kaum ein paar Stücke Brot bekommen sie von den Deutschen, für den ganzen Tag. Ab und zu gibt es einen Topf Suppe für alle. Dita und ihre Mutter haben noch mehr Gewicht verloren als schon in Auschwitz. Die Gefangenen, die die meiste Zeit hier verbracht haben, sind jetzt nicht mehr nur mager oder ausgemergelt – sie sind nur noch Holzpuppen, mit Armen und Beinen wie Stöcke. Das Wasser ist knapp, und man muss stundenlang anstehen, um sich an einem Wasserhahn, aus dem noch Tropfen kommen, seine Schale zu füllen.

Dann kommt ein weiteres Kontingent Frauen in dieses überfüllte Lager, in dem es nur Krankheit und Seuchen gibt. Es sind Jüdinnen aus Ungarn. Eine von ihnen fragt, wo die Latrinen sind. Diese Ahnungslose.

«Wir haben hier Badezimmer mit goldenen Armaturen. Und fragt doch Volkenrath unbedingt nach ein wenig Badesalz.» Ein paar Frauen brechen in Gelächter aus. Es gibt hier keine Latrinen. Die Frauen haben sich Erdlöcher gegraben, aber die sind schon voll.

Eine andere Frau aus dem Transport spricht wütend eine der Wärterinnen an, die gerade gekommen ist, und sagt, sie seien Arbeiterinnen. Sie wollen in eine Fabrik, weg von diesem Misthaufen. Leider hat sie die falsche erwischt. Eine Veteranin flüstert ihr zu,

dass das Volkenrath ist, die Aufseherin des Frauenlagers, und dass man ihr besser aus dem Weg geht wie dem Typhus, eher noch mehr, aber die Warnung kommt zu spät.

Die SS-Frau richtet seelenruhig ihren blonden Dutt, zieht ihre Luger und drückt der Frau den Lauf an die Stirn. Ihr Blick ist so böse wie bei den Hunden, denen Schaum vor den Mund tritt und denen Pasteur sein Leben gewidmet hat. Die Gefangene hebt die Arme hoch, und ihre Beine zittern so sehr, dass es aussieht, als würde sie tanzen. Volkenrath lacht. Sie lacht als Einzige.

Der Pistolenlauf fühlt sich auf der Stirn der Gefangenen wie eine Eisstange an, und warmer Urin läuft ihr die Beine hinunter. Es zeugt nicht gerade von Respekt, sich in Gegenwart einer Aufseherin einzunässen. Alle beissen die Zähne zusammen und bereiten sich innerlich auf den Schuss vor. Einige Frauen schauen auf den Boden, um nicht sehen zu müssen, wie der Kopf in lauter kleine Teile zerplatzt. Volkenrath hat zwischen den Brauen eine scharfe, senkrechte Linie, die bis zum Haaransatz reicht, derart tief und auffällig, dass sie wie eine schwarze Narbe aussieht. Ihre Fingerknöchel treten vor Zorn weiss hervor, während sie die Waffe umklammert. Wütend drückt sie der Frau den Pistolenlauf gegen die Stirn, und die Frau weint und pinkelt zugleich. Endlich nimmt die Aufseherin die Waffe weg, auf der Stirn der Frau bleibt ein rötlicher, kreisförmiger Abdruck zurück. Mit einer knappen Kopfbewegung lässt Volkenrath sie auf ihren Platz zurückgehen.

«Den Gefallen werde ich dir nicht tun, du Judenschlampe. Nein, heute ist nicht dein Glückstag.» Und sie stösst ein irres Lachen aus, das wie eine Säge klingt.

Das Lager stinkt. Es ist voll mit den Exkrementen der Menschen, die Durchfall haben. Sie lehnen sich an die hölzernen Wände der Baracken und brechen über ihren Exkrementen zusammen, ohne



dass jemand zu Hilfe kommt. Wenn ein Verstorbener Familie oder Freunde hat, bringen diese seinen Leichnam zur Grube. Andernfalls bleibt die Leiche liegen, bis eine SS-Wärterin ein paar Häftlinge mit gezogener Waffe zwingt, die Leiche fortzuschaffen.

Dita, Margit und Liesl gehen langsam durch das Lager, und wo sie auch hinschauen, überall sind die Zustände gleich trostlos. Dita nimmt mit der einen Hand die von Margit und mit der anderen die ihrer Mutter. Ihre Mutter zittert, vor Fieber oder vor Grauen. Es ist schwer, Krankheit von Verfall zu unterscheiden. Langsam gehen sie zu ihrer Baracke zurück, und dort ist es noch schlimmer: der säuerliche Geruch nach Krankheit, das Stöhnen, das monotone Gemurmel der Gebete. Viele Kranke kommen nicht einmal mehr von ihren Pritschen hoch, viele von ihnen verrichten ihre Notdurft an Ort und Stelle. Der Gestank ist unerträglich. In der Baracke sieht es aus wie auf einer Station für unheilbar Kranke. Dita schaut zu den trostlos düsteren Pritschen hinüber. Neben einigen bemühen sich Freunde und Familienangehörige um Linderung für die Kranken, aber in vielen anderen sind die Kranken allein, leiden allein, sterben allein.

Dita und ihre Mutter verlassen die Baracke. Inzwischen ist der April da, aber in Deutschland ist es immer noch kalt, eine Kälte, von der die Zähne schmerzen und Finger und Nase taub werden. Wer sich draussen aufhält, zittert die ganze Zeit.

«Lieber an Kälte sterben als an Ekel», sagt Dita zu ihrer Mutter.

«Sei nicht so vulgär, Edita.»

So wie sie haben sich viele andere Gefangene dafür entschieden hinauszugehen. Liesl und die beiden Mädchen haben neben der Baracke eine Stelle gefunden, wo sie sich anlehnen können, und hier bleiben sie, eingewickelt in Decken, die sie sich lieber nicht zu genau ansehen. Das Lager ist geschlossen, niemand geht mehr hinein

oder hinaus, und es gibt nur noch ein paar SS-Männer mit Maschinengewehren in den Wachtürmen. Vielleicht sollten sie versuchen zu fliehen – wenn man sie schnappt, sterben sie wenigstens schneller –, aber selbst für den Versuch haben sie keine Kraft mehr. Sie haben nichts mehr.

Je mehr Tage vergehen, desto mehr löst sich alles auf. Die SS-Wachen patrouillieren nicht mehr im Lager, das sich in eine Jauchegrube verwandelt hat. Zu essen gibt es schon seit Tagen nichts mehr, und das Wasser ist endgültig versiegt. Ein paar Häftlinge trinken aus den Pfützen, aber sie winden sich schon bald mit Magenkrämpfen am Boden und sterben an Cholera. Es wird jetzt immer wärmer, und die Leichen zersetzen sich schneller, aber es gibt niemanden mehr, der sie fortschaffen würde. Die meisten Menschen liegen einfach nur da. Viele werden nie wieder aufstehen; einige versuchen es, aber ihre spindeldürren Beine sind zu schwach, und sie brechen auf dem mit Exkrementen bedeckten Boden zusammen. Andere stolpern jämmerlich über eine Leiche. Es ist schwer, die Lebenden von den Toten zu unterscheiden.

Die Explosionen kommen immer näher. Die Schüsse sind jetzt lauter, man spürt die Vibration vom Einschlag der Bomben in den Beinen, und die einzige Hoffnung der Gefangenen ist es, dass diese Hölle rechtzeitig zu Ende geht. Aber der Tod scheint an seiner eigenen Front viel schneller und entschlossener voranzukommen.

Dita umarmt ihre Mutter. Als sie Margit ansieht, deren Augen geschlossen sind, kommt sie zu dem Schluss, dass sie nicht mehr kämpfen will. Auch sie macht jetzt die Augen zu: Der Vorhang fällt. Eigentlich hat sie Fredy Hirsch versprochen, dass sie durchhalten wird. Sie hat nicht aufgegeben, aber ihr Körper schon. Und Hirsch wollte am Ende ja auch nicht mehr. Oder doch? Aber was spielt das jetzt noch für eine Rolle?

Als sie die Augen schliesst, löst sich das Grauen namens Bergen-Belsen auf, und sie ist auf einmal im Sanatorium Berghof. Sie meint sogar eine Prise der kalten, klaren Alpenluft zu spüren. Ditas Schwäche erfasst auch ihren Geist und lässt die Grenzen verschwimmen. Die Türen zu ihren Erinnerungen lösen sich auf, und alles fließt in ihrem Geist ineinander. Augenblicke, Orte und Menschen aus ihrem wirklichen Leben vermischen sich mit anderen, die sie aus Büchern kennt, und Fantasie und Wirklichkeit lassen sich nicht mehr unterscheiden.

Dita weiss nicht, ob der arrogante Dr. Behrens aus dem «Berg-hof» – der Arzt von Hans Castorp – oder Dr. Mengele realer ist; irgendwann sieht sie die beiden gemeinsam durch die Gärten des Sanatoriums schlendern. Sie scheinen sich angeregt zu unterhalten. Mit einem Mal ist sie in einem Speisesaal und trifft dort auf den weltmännischen Dr. Manson aus der *Zitadelle*, an einer festlich gedeckten Tafel; neben ihm sitzen der fesche Edmond Dantès in seinem aufgeknöpften Matrosenhemd und die elegante, verführerische Madame Chauchat. Als Dita genauer hinschaut, sieht sie, dass am Tischende Dr. Pasteur sitzt, der, statt den saftigen Truthahn zu zerlegen, der gerade aus dem Ofen kommt, ihn mit einem Skalpell sezziert. Auch Frau Krizková ist da, die Frau, die Dita immer Frau Truthahn genannt hat, und tadelt einen Kellner, der sich aus dem Staub machen will; der Kellner hat das Gesicht von Seppi Lichtenstern. Ein anderer, beleibterer Kellner kommt auf sie zu, er balanciert ein Tablett mit einer köstlichen Fleischpastete, aber in seiner unerhörten Tollpatschigkeit stolpert er, und die Pastete segelt durch die Luft und landet auf dem Tisch, wobei alle Tischgäste Fettspritzer abbekommen und den Kellner missbilligend ansehen. Der Kellner entschuldigt sich überschwänglich für seinen Patzer und macht mehrere unterwürfige Verbeugungen, während er hastig die Reste der Pastete

einsammelt. Jetzt erkennt Dita ihn: Es ist Svejk, der Schlingel, der hier sein Unwesen treibt! Bestimmt wird er mit den Überresten der Pastete ein Festmahl für das Küchenpersonal organisieren.

Ihr Verstand zerfließt wie Butter. Es ist besser so. Sie ist dabei, sich von der Wirklichkeit zu lösen, das weiss sie. Und es ist ihr egal. Sie ist glücklich, so wie früher als Kind, wenn sie ihre Zimmertür zumachte, um die Welt auszusperren, und nichts ihr mehr etwas anhaben konnte. Ihr ist schwindlig, um sie herum wird es zunehmend dunkel, und alles beginnt sich aufzulösen. Sie kann den Eingang des Tunnels sehen.

In ihrem Kopf hört Dita fremdartige Stimmen aus einer anderen Welt. Offenbar hat sie die Grenze bereits überschritten und ist auf der anderen Seite, an einem Ort, wo laute, männliche Stimmen eine unverständliche Sprache sprechen, ein seltsames Kauderwelsch, das nur die Auserwählten verstehen können. Sie hat sich noch nie Gedanken darüber gemacht, welche Sprache im Himmel gesprochen wird. Oder im Fegefeuer. Oder in der Hölle. Es ist eine Sprache, die sie nicht versteht.

Auch hysterisches Geschrei hört Dita. Aber dieses hohe Kreischen ... es ist zu aufgeladen mit Gefühl, das kann nicht das Jenseits sein. Das Kreischen kommt aus dieser Welt. Sie ist doch noch nicht tot. Als sie die Augen aufmacht, sieht sie Gefangene, die aufstehen und in plötzlicher Hysterie wie verrückt durcheinanderschreien. Es herrscht ein Höllenlärm, sie hört Trillerpfeifen und schwere Schritte. Dita ist so benommen, dass sie rein gar nichts begreift.

«Jetzt sind alle durchgedreht», flüstert sie. «Das Lager ist ein Irrenhaus.»

Margit schlägt die Augen auf und sieht sie ängstlich an, als gäbe es noch etwas, das sie fürchten müssten. Dita berührt ihre Mutter am Arm, und auch Liesl öffnet die Augen.

Und dann sehen sie sie: Soldaten, die das Lager betreten. Sie sind bewaffnet, aber es sind keine Deutschen. Sie tragen hellbraune Uniformen, ganz anders als die schwarzen, die sie bisher immer gesehen haben. Zuerst zielen die Soldaten mit ihren Gewehren in alle Richtungen, aber dann lassen sie sie augenblicklich sinken, einige hängen sich die Waffen über die Schulter, und dann legen sie die Hände an die Köpfe: «*Oh my God!*»

«Was sind das für Leute, Mama?»

«Es sind Engländer, Edita.»

Dita und Margit haben die Augen aufgerissen, ihre Münder stehen offen. «Engländer?»

Ein junger Unteroffizier klettert auf eine Holzkiste und formt die Hände zum Trichter. In rudimentärem Deutsch ruft er: «Im Namen des Vereinigten Königreichs von Grossbritannien und im Namen der Alliierten erkläre ich dieses Lager für befreit. Ihr seid frei!»

Dita stösst Margit mit dem Ellbogen an. Ihre Freundin ist wie erstarrt, sie bringt kein Wort über die Lippen. Obwohl Dita kaum noch Kraft in sich hat, schafft sie es, auf die Füsse zu kommen; mit einer Hand stützt sie sich auf Margit, mit der anderen auf ihre Mutter. Und jetzt endlich spricht Dita den Satz aus, auf den sie während ihrer ganzen Kindheit gewartet hat.

«Der Krieg ist aus.»

Die Bibliothekarin von Block 31 beginnt zu weinen. Sie weint um all die Menschen, die das nicht mehr erleben durften: um ihren Grossvater, ihren Vater, Fredy Hirsch, Mirjam Edelstein, Professor Morgenstern ...

Ein Soldat nähert sich den Menschen, die in ihrem Abschnitt noch leben, er ruft ihnen etwas zu, in einem Deutsch mit seltsamem Akzent; er sagt, dass das Lager befreit worden ist und dass sie frei sind. «Frei! Frei!»

Eine Frau kriecht über den Boden, bis sie die Füße des Soldaten umklammern kann. Er beugt sich lächelnd zu ihr herab, bereit, den Dank der Befreiten entgegenzunehmen. Aber die ausgezehrtc Frau fragt nur bitter und vorwurfsvoll: «Wieso habt ihr so lange gebraucht?»

Die britischen Soldaten haben erwartet, von einer jubelnden Menge empfangen zu werden. Sie haben mit Lächeln und Hochrufen gerechnet. Womit sie nicht gerechnet haben, waren Klagen, Seufzer und Todesröcheln, Menschen, die weinen, in einer Mischung aus Freude über die Rettung und Kummer um ihre Ehemänner, Brüder, Onkel, Freunde, Nachbarn – um so viele Menschen, die nicht befreit wurden. Viele Soldaten sehen mitleidig aus, andere ungläubig und viele angeekelt. Niemals hätten sie geglaubt, dass ein Internierungslager für Juden ein solches Schlammloch voller Leichen sein könnte. Die Lebenden sind noch ausgemergelter als die Toten. Die Engländer haben geglaubt, sie würden ein Häftlingslager befreien, aber was sie hier vorgefunden haben, ist ein Friedhof.

Einige Frauen sind noch zu bescheidenem Jubel fähig, aber die meisten von denen, die noch am Leben sind, starren bloss ungläubig, was sich noch verstärkt, als ein Pulk mit verhafteten Frauen an ihnen vorbeigeführt wird. Dita muss zweimal hinsehen, ehe sie es glauben kann. Zum allerersten Mal in ihrem Leben sind die Häftlinge keine Juden. Ganz vorn, eskortiert von britischen Soldaten und mit hoch erhobenem Kopf, geht Elisabeth Volkenrath, deren aufgelöster Dutt ihr ins Gesicht hängt.

Die ersten Tage in der Freiheit waren merkwürdig. Einige Szenen hätte sich Dita nicht einmal in ihren wildesten Träumen vorstellen können: Naziwärterinnen, die eigenhändig Tote schleppen; die sonst so adrette Volkenrath, die in dreckverschmierter Uniform und mit fettigen Haaren Leichen auf ihren Armen zur Grube transportierte. Die Briten haben Dr. Klein befohlen, die von den jetzt zur Zwangsarbeit abkommandierten SS-Wachen überbrachten Leichen in die Grube hinunterzulassen.

Die Freiheit ist da, aber in Bergen-Belsen ist niemand glücklich. Die Todeszahlen sind verheerend. Die Briten haben rasch erkannt, dass sie den Toten nicht den Respekt erweisen können, der ihnen lieb wäre, denn die Krankheiten breiten sich in schwindelerregendem Tempo aus. Schliesslich befehlen sie der SS, die Toten aufeinanderzulegen, wonach ein Bulldozer sie bis zur Grube schiebt. Es ist das, was der Frieden ihnen abverlangt: Die Auswirkungen des Krieges müssen so schnell wie möglich beseitigt werden.

Margit steht gerade in der Schlange für ihre Mittagration, als sie eine grosse Hand auf ihrer Schulter spürt. Es ist eine belanglose Geste, aber irgendetwas daran bewirkt, dass sich Margits Leben augenblicklich weitet. Noch ehe sie sich umdreht, weiss sie, dass die Hand ihrem Vater gehört.

Dita und Liesl freuen sich sehr für Margit, ihr Glück macht auch die beiden glücklich. Als sie ihnen erzählt, dass die Briten ihrem Vater bereits ein Ticket für den Zug nach Prag besorgt haben und er Absprachen getroffen hat, damit Margit ihn begleiten kann, wünschen sie ihr für ihr neues Leben viel Glück. Die Veränderungen vollziehen sich in atemberaubender Geschwindigkeit.

Margit wird sehr ernst und sieht die beiden eindringlich an. «Mein Zuhause ist auch euer Zuhause.»

Das ist nicht nur eine Floskel. Dita weiss, dass es eine schwes-terliche Liebeserklärung ist. Margits Vater schreibt ihnen die Adresse von tschechischen Freunden auf, die keine Juden sind. Seine Hoffnung ist, dass es ihnen gut geht und dass er und Margit bei ihnen wohnen können.

«Wir sehen uns in Prag!», sagt Dita zu ihm, während sie sich bei den Händen halten und sich verabschieden. Diesmal ist es ein hoffnungsvoller Abschied. Ein Abschied, bei dem es endlich Sinn macht, «Bis bald!» zu sagen.

Das Chaos der ersten Tage ist gross. Die Briten sind für den Kampf ausgebildet, aber nicht dafür, sich um Tausende desorientierter Menschen ohne Papiere zu kümmern, von denen viele unterernährt oder krank sind. Im britischen Bataillon gibt es eine Stelle, die sich mit der Rückführung der Häftlinge befasst, aber sie ist überlastet, und die Ausstellung provisorischer Papiere nimmt unglaublich viel Zeit in Anspruch. Wenigstens haben die Insassen jetzt wieder Essensrationen und saubere Decken, und für die vielen Tausend Kranken wurden Feldlazarette eingerichtet.

Dita wollte Margit nicht den Tag mit dem Geständnis verderben, dass sie sich Sorgen um Liesl macht: Ihrer Mutter geht es gar nicht gut. Sie isst zwar, aber sie nimmt nicht zu, und sie hat Fieber bekommen. Es bleibt nichts anderes übrig, als sie in ein Feldlazarett einzuweisen, was bedeutet, dass Dita und ihre Mutter ihre Abreise nach



Prag verschieben müssen. In dem Feldlazarett, das die Alliierten im ehemaligen Krankenbau von Bergen-Belsen eingerichtet haben, merkt man nur wenig davon, dass der Krieg vorbei ist. Die deutsche Armee hat sich ergeben. Hitler hat in seinem Bunker Selbstmord begangen, und die SS-Offiziere warten entweder als Häftlinge auf ihren Prozess, oder sie sind untergetaucht. Aber in den Lazaretten will der Krieg partout nicht nachgeben. Der Waffenstillstand lässt die amputierten Glieder der Verstümmelten nicht nachwachsen, er lindert den Schmerz der Verwundeten nicht, er rottet den Typhus nicht aus, er kann die Sterbenden nicht retten, er bringt die Gefallenen nicht zurück. Der Frieden heilt nicht alles, jedenfalls nicht so schnell.

Liesl Adlerová, die allen Entbehrungen, Tragödien und Nöten dieser Jahre getrotzt hat, wird schwer krank, als der Friede endlich da ist. Dita kann einfach nicht glauben, dass Liesl nach allem, was sie überstanden hat, dieses letzte Hindernis nicht überwinden und in Frieden leben wird. Es ist nicht fair. Liesl liegt auf einer Lazarettpritsche, aber wenigstens die Bettwäsche ist sauber, verglichen mit jener der letzten Jahre. Dita nimmt die Hand ihrer Mutter und flüstert ihr ermutigende Worte ins Ohr. Durch die Medikamente ist Liesl ruhiggestellt.

Die Tage vergehen, und die Krankenschwestern gewöhnen sich an die Gegenwart des jungen tschechischen Mädchens mit dem schelmischen Engelsgesicht, das seiner Mutter nicht von der Seite weicht. Soweit es möglich ist, kümmern sie sich auch um Dita: Sie sorgen dafür, dass sie ihre Verpflegungsrationen aufisst und in regelmässigen Abständen aus dem Lazarett herauskommt, dass sie nicht zu viele Stunden auf einmal bei ihrer Mutter sitzt, und dass sie in ihrer Gegenwart eine Maske trägt.

Eines Nachmittags sieht Dita, wie einer der Pfleger – ein som-

mersprossiger junger Mann mit Mondgesicht, der Francis heisst – einen Roman liest. Sie geht zu ihm hinüber und liest gespannt den Titel. Es ist ein Western, und auf dem Titelbild ist ein Indianerhäuptling mit prächtigem Federschmuck und Kriegsbemalung zu sehen, der ein Gewehr in der Hand hält. Der Pfleger spürt die Aufmerksamkeit, er sieht von seinem Buch auf und fragt Dita, ob sie Western mag. Dita hat schon einmal einen Roman von Karl May gelesen, und sie mag Old Shatterhand und seinen Apachenfreund Winnetou sehr. Sie hat sich immer ausgemalt, wie die beiden in der unendlichen Prärie von Nordamerika die aufregendsten Abenteuer erleben. Dita berührt das Buch, als würde sie es liebkosen, und lässt langsam ihren Finger an dem Buchrücken auf und abgleiten. Der Soldat sieht ihr verwirrt zu. Vielleicht ist das Mädchen ja ein wenig gestört, denkt er. Nach einem Leben in dieser Hölle würde das sicherlich niemanden wundern.

«Francis ...» Dita zeigt auf das Buch und dann auf sich selbst. Er begreift, dass sie sich das Buch leihen möchte. Er lächelt sie an und steht auf. Aus seiner Gesässtasche zieht er zwei weitere Romane mit ähnlichen Eigenschaften: klein, biegsam, mit gelblichem Papier und bunten Titelbildern. Das eine ist ein Western, das andere ein Kriminalroman. Er reicht sie Dita, und sie dreht sich um und geht. Und dann fällt ihm plötzlich etwas ein, und er ruft ihr nach: «*Hey, sweetie! They're in English!*» Anschliessend übersetzt er das Gesagte in holpriges Deutsch: «Mädchen! Sind in Englisch!»

Dita dreht sich um und lächelt ihn an, ohne jedoch stehen zu bleiben. Es ist ihr egal. Während ihre Mutter schläft, setzt sie sich auf ein leeres Bett und atmet den Duft des Papiers ein, blättert mit dem Daumen rasch durch die Seiten und lächelt darüber, dass es sich anhört, als würde man ein Kartendeck mischen. Sie schlägt eine Seite auf, und das Papier raschelt. Wieder streicht sie mit der Hand am

Buchrücken auf und ab und spürt die Erhebungen von dem Klebstoff, der darunter ist. Dann liest sie die Namen der Autoren – englische Namen, die für sie exotisch klingen. Während sie die Bücher in der Hand hält, fügt sich ihr Leben wieder zusammen, kommen die Teile eines Puzzles, das jemand mit Gewalt zerstört hatte, nach und nach wieder an ihren Platz zurück.

Ein herausgefallenes Teil jedoch will sich nicht wieder einfügen: Der Zustand ihrer Mutter bessert sich nicht. Die Tage vergehen, und Liesl geht es immer schlechter. Das Fieber fordert seinen Tribut, und ihr Körper wird immer durchsichtiger. Der behandelnde Arzt spricht zwar kein Deutsch, aber seine Gesten vermitteln Dita sehr genau, wie es um Liesl steht – nicht sehr gut.

Eines Nachts verschlechtert sich Liesls Zustand dramatisch: Ihr Atem setzt immer wieder aus, und sie wirft sich im Bett umher. Dita beschliesst, einen letzten Versuch zu machen, ihre allerletzte Karte auszuspielen. Sie geht hinaus und läuft so lange, bis sie sich ein gutes Stück von den blinkenden Lichtern entfernt hat, die von den Krankenhausgeneratoren betrieben werden. Sie ist auf der Suche nach Dunkelheit und findet sie auf einem Gelände, das einige Hundert Meter vom Lazarett entfernt liegt. Als sie endlich ganz allein ist, hebt sie ihr Gesicht zu dem wolkigen Himmel, an dem in dieser Nacht kein Mond und keine Sterne zu sehen sind. Sie sinkt auf die Knie und bittet Gott, ihre Mutter zu verschonen. Nach allem, was passiert ist, darf er sie nicht sterben lassen, bevor sie nach Prag zurückkehren kann. Er darf ihr das nicht antun. Er schuldet es ihr. Diese Frau hat niemals irgendjemandem ein Leid angetan, niemals jemanden gekränkt oder verärgert, nie auch nur einen Krümel Brot gestohlen. Warum bestraft er sie so? Dita macht Gott Vorwürfe, sie fleht ihn an, sie bittet ihn demütig, ihre Mutter nicht sterben zu lassen. Als Gegenleistung macht sie ihm alle möglichen Versprechun-

gen: Sie wird die Frömmste der Frommen werden, eine Pilgerreise nach Jerusalem antreten, ihr ganzes Leben der Aufgabe widmen, Gottes unendlichen Ruhm und seine Grosszügigkeit zu preisen.

Als sie zurückkommt, sieht sie in der erleuchteten Tür des Krankenhauses eine hochgewachsene, schlanke Gestalt, die ins Dunkel späht. Es ist Francis. Er hat auf sie gewartet. Mit ernstem Gesicht macht er einen Schritt auf sie zu und legt ihr mitfühlend die Hand auf die Schulter. Eine schwere Hand. Er sieht Dita an und schüttelt langsam den Kopf, wie um zu sagen, nein, es durfte nicht sein. Dita rennt zum Bett ihrer Mutter, der Arzt ist da, er schliesst gerade sein Köfferchen. Ihre Mutter ist tot. Nur ihre winzige menschliche Hülle ist noch von ihr übrig, der Körper eines Vögelchens. Sonst nichts.

Gebrochen lässt Dita sich auf ein Bett sinken. Der Pfleger mit den Sommersprossen kommt zu ihr herüber. «*Are you okay?*» Und er reckt den Daumen, damit sie versteht, dass er wissen will, ob sie in Ordnung ist.

Wie könnte sie in Ordnung sein? Das Schicksal oder Gott oder der Teufel, oder was auch immer, hat ihrer Mutter sechs Jahre lang nicht eine Minute des Leidens erspart und ihr im Gegenzug nicht einmal einen einzigen Tag des Friedens gegönnt. Der Pfleger sieht sie an, als würde er auf eine Antwort warten.

«Scheisse», sagt Dita.

Der Pfleger macht dieses komische Gesicht, wie es die Engländer machen, wenn sie etwas nicht verstehen – er reckt den Hals und zieht die Augenbrauen nach oben, so hoch, wie es nur geht.

«*Shit...* Scheisse», sagt Dita, die das englische Wort in den letzten paar Tagen gelernt hat.

Der Pfleger pflichtet ihr bei. «*Shit*», wiederholt er und setzt sich schweigend neben sie.

Ditas einziger Trost ist, dass ihre Mutter ihren letzten Atemzug als freie Frau getan hat – auch wenn das sehr wenig scheint für so viel Schmerz. Aber sie wendet sich zu dem Pfleger, der sie besorgt beobachtet, und reckt den Daumen, damit er weiss, dass sie in Ordnung ist. Der junge Krankenpfleger ist ein wenig erleichtert und steht auf, um einem anderen Patienten Wasser zu bringen.

*Warum habe ich zu ihm gesagt dass ich in Ordnung bin, wenn ich mich doch schrecklich fühle, wenn es mir nicht schlechter gehen könnte?*, fragt sich Dita. Aber sie kennt die Antwort, noch ehe sie die Frage fertig formuliert hat: *Weil er mein Freund ist, und weil ich nicht will, dass er sich Sorgen macht. Ich fange schon an, mich wie meine Mutter zu benehmen ...* Es ist, als hätte sie ihre Rolle übernommen.

Am nächsten Tag sagt der Arzt ihr, dass man die Bearbeitung ihres Antrags beschleunigen wird, damit sie sofort nach Hause kann. Er will sie damit aufheitern, aber Dita hört ihm zu wie eine Schlafwandlerin.

*Nach Hause?*, fragt sie sich. *Wo ist das?* Sie hat weder Eltern noch ein Zuhause noch Papiere. Gibt es noch einen Ort, an den sie zurückkehren kann?

## Kapitel 31

Das Schaufenster des Hedva-Kaufhauses in der Napfikopë-Strasse wirft das Bild einer Fremden zurück: eine junge Frau, die ein langes, blaues Kleid und einen schlichten grauen Filzhut mit einem Band trägt. Dita betrachtet sich aufmerksam, aber sie erkennt sich immer noch nicht wieder. Sie kann nicht fassen, dass sie die Fremde ist, dass das ihr Spiegelbild ist.

An dem Tag, als die Deutschen in Prag einmarschierten, war sie eine Neunjährige, die an der Hand ihrer Mutter die Strasse entlangging; jetzt ist sie eine alleinstehende junge Frau von sechzehn Jahren. Wenn sie sich an die Vibration der Panzer erinnert, die durch die Stadt fuhren, zittert sie immer noch. Das alles ist jetzt vorbei, aber in ihrem Kopf ist nichts zu Ende. Es wird niemals enden.

Nach dem Siegesjubel und den Feierlichkeiten zum Ende des Krieges, nach den von den alliierten Streitkräften organisierten Bällen und den prahlerischen Ansprachen zeigt sich die Nachkriegsrealität, wie sie ist: stumm, hart und ohne Getöse. Die Musiker sind gegangen, die Paraden sind vorbei, und die pompösen Ansprachen sind verklungen. Die Realität des Friedens ist, dass vor ihr ein zerstörtes Land liegt. Sie hat weder Eltern noch Geschwister, sie hat kein Zuhause, keine Schulbildung; keine Besitztümer, abgesehen

von den Kleidern, die sie von der Fürsorge bekommen hat; und keinerlei Mittel zum Überleben ausser dem kleinen Bezugsschein für Lebensmittel, den man ihr nach einem mühseligen Papierkrieg zugestanden hat. In jener ersten Nacht in Prag schläft sie in einer Herberge, die für die Heimkehrer eingerichtet wurde.

Alles, was sie hat, ist ein Stück Papier, auf das jemand eine Adresse gekritzelt hat. Sie hat die Adresse so oft gelesen, dass sie sie auswendig kennt. Der Krieg verändert alles. Der Frieden aber auch. Was wird von der schwesterlichen Beziehung, die sie und Margit in den Lagern hatten, noch übrig sein, jetzt, da der Krieg vorbei ist? Margit und ihr Vater dachten, dass Dita und ihre Mutter einige Tage nach ihnen einen Zug nehmen würden, aber durch die Krankheit ihrer Mutter hat sich ihre Heimkehr um Wochen verzögert. Margit könnte inzwischen neue Freunde gefunden haben. Vielleicht will sie ja alles vergessen, was in der Vergangenheit geschehen ist, so wie Renée, die ihr von Weitem zugewinkt hat, ohne stehen zu bleiben.

Die Adresse, die Margits Vater aufgeschrieben hat, gehört nicht-jüdischen Freunden, mit denen er jahrelang keinen Kontakt mehr hatte. Tatsächlich wussten Margit und ihr Vater beim Aufbruch in Bergen-Belsen nicht, wo sie hinsollten oder was sie mit ihrem neuen Leben anfangen würden. Sie wussten nicht einmal, ob jene Freunde nach all den Kriegsjahren noch am gleichen Ort wohnten oder noch etwas mit ihnen zu tun haben wollten. Der Zettel in Ditas Hand ist schon ganz zerknüllt, und die Schrift wird langsam unleserlich.

Auf der Suche nach der Adresse wandert Dita durch den nördlichen Teil der Stadt. Sie fragt die Leute und versucht ihren Anweisungen zu folgen, durch Strassen, in denen sie noch nie gewesen ist. Sie kennt sich in Prag nicht mehr aus.

Die Stadt erscheint ihr ungeheuer gross und wie ein Labyrinth. Wenn man sich klein fühlt, kommt einem die Welt riesig vor.

Endlich kommt sie zu dem Platz mit den drei kaputten Bänken, nach dem sie Ausschau halten sollte; die Nummer 16 auf der Strasse, die auf dem Zettel steht, ist ganz in der Nähe. Sie betritt den Haupteingang und klingelt bei Apartment 1 B. Eine leicht übergewichtige, blonde Frau öffnet ihr die Tür. Sie ist keine Jüdin, dicke Jüdinnen sind eine Spezies, die ausgestorben ist.

«Verzeihen Sie, aber wohnen hier Herr Barnai und seine Tochter Margit?»

«Nein, sie wohnen nicht hier. Sie sind aus Prag weggezogen.»

Dita nickt. Sie macht den beiden keinen Vorwurf. Vielleicht haben sie ja gewartet, aber Dita hat so lange gebraucht, um nach Prag zurückzukehren, dass es jetzt zu spät ist. Nach allem, was passiert ist, genügt es nicht, einfach nur eine neue Seite aufzuschlagen. Man muss das Buch zuklappen und ein neues anfangen.

«Aber bleiben Sie doch nicht da draussen stehen», sagt die Frau. «Kommen Sie herein, und essen Sie ein Stück von dem Kuchen, den ich gerade gebacken habe.»

«Nein, danke, bitte machen Sie sich keine Umstände. Eigentlich werde ich erwartet. Ein Familientreffen, wissen Sie. Ich werde jetzt gehen. Ein andermal vielleicht...»

Dita wendet sich ab, um so schnell wie möglich zu gehen und ebenfalls neu anzufangen. Aber die Frau ruft ihr nach. «Sie sind Edita ... Edita Adlerová.»

Und Dita, die einen Fuss bereits auf der Treppe hat, bleibt stehen. «Sie wissen, wer ich bin?»

Die Frau nickt. «Ich habe Sie erwartet. Ich habe etwas für Sie.»



Die Frau stellt Dita ihrem Ehemann vor und bringt ihr ein riesiges Stück Blaubeerkuchen und einen Umschlag, auf dem ihr Name steht. Die Leute sind so nett, dass Dita den Umschlag vor ihnen öffnet, ohne zu zögern. Darin liegen zwei Zugtickets und ein Brief in Margits kindlicher Handschrift:

*Liebe Ditinka, wir erwarten euch in Teplice.  
Kommt bitte gleich zu uns. Einen dicken  
Kuss sendet dir deine Schwester Margit.*

Ein Mensch, der irgendwo auf einen wartet, ist wie ein Streichholz, das man in der nächtlichen Dunkelheit auf dem Land anzündet. Es mag zwar nicht alles erleuchten, aber es zeigt einem den Weg nach Hause.

Während sie essen, erzählt das Ehepaar Dita, dass Herr Barnai Arbeit in Teplice gefunden hat und dass er dort mit Margit wohnt. Sie erzählen ihr auch, dass Margit ganze Nachmittage lang von ihr gesprochen hat.

Bevor Dita nach Teplice fährt, muss sie sich noch richtige Papiere besorgen, wie man es ihr im Büro des Judenrats gesagt hat. In aller Frühe steht sie deshalb am nächsten Morgen in der langen Schlange vor dem Amt, das die Ausweise ausstellt. Wieder einmal muss sie stundenlang anstehen. Aber es ist nicht so wie in Auschwitz, denn hier machen die Leute Pläne, während sie warten. Es gibt auch einige, die wütend sind, sogar wütender als die, die in knietiefem Schnee auf einen wässrigen Teller Suppe oder ein Stück Brot gewartet haben. Jetzt ärgern sich die Wartenden über die Verspätung oder weil man sie falsch informiert hat oder sie so viele Papiere brauchen. Dita lächelt in sich hinein. Die Normalität ist wiederhergestellt, wenn sich die Leute über Kleinigkeiten aufregen.

Jemand stellt sich bei der Schlange rechts von ihr an. Als sie einen Blick riskiert, erkennt sie ein vertrautes Gesicht – es ist einer

der jungen Lehrer aus dem Familienlager. Auch er scheint überrascht, sie hier zu sehen. «Die Bibliothekarin mit den dünnen Beinen!», ruft er aus.

Es ist Ota Keller, der junge Mann, der als Kommunist galt und der sich für seine Schüler immer Geschichten über Galiläa ausgedacht hat. Dita erkennt sofort den ironischen Blick voller Intelligenz, der sie immer ein bisschen eingeschüchtert hat.

Jetzt hingegen spürt sie eine besondere Wärme in den Augen des jungen Lehrers. Er erinnert sich nicht nur daran, dass sie in einer kritischen Phase in ihrer beider Leben im gleichen Lager war wie er, sondern entdeckt in ihr auch einen Faden, der sie miteinander verbindet. In Block 31 haben sie kaum miteinander geredet. Tatsächlich hat niemand sie einander vorgestellt; sie waren zwei Menschen, die sich scheinbar nie getroffen haben. Aber als sie einander in Prag begegnen, ist es, als würden sich zwei alte Freunde wiedersehen.

Ota sieht sie lächelnd an. Seine lebenslustigen, ein wenig verschmitzten Augen sagen ihr: *Ich bin froh, dass du noch am Leben bist; ich bin froh, dass ich dich wiedergefunden habe.* Auch Dita lächelt ihn an, ohne wirklich zu wissen, warum. Seine gute Laune steckt sie sofort an.

«Ich habe Arbeit als Buchhalter in einer Fabrik gefunden, und ich habe eine bescheidene Unterkunft... Aber wenn man überlegt, wo wir herkommen, ist es der reinste Palast!»

Dita lächelt.

«Allerdings hoffe ich, dass ich noch etwas Besseres finde. Man hat mir eine Stelle als Englischübersetzer angeboten.»

Die Schlange ist lang, aber Dita kommt sie kurz vor. Sie reden ununterbrochen, ohne irgendwelche peinlichen Pausen, und mit dem Vertrauen, das zwischen alten Freunden herrscht. Ota erzählt ihr von seinem Vater, dem seriösen Geschäftsmann, der immer Sänger werden wollte.

«Er hatte eine sehr schöne Stimme», erklärt er mit stolzem Lächeln. «1941 hat man ihm seine Fabrik weggenommen und ihn sogar ins Gefängnis geworfen. Später wurden wir dann alle nach Theresienstadt deportiert. Und von dort aus ins Familienlager. Bei der Selektion im Juli 1944, als das Lager Bilb aufgelöst wurde, hat er es nicht geschafft.» Dem so resoluten und gesprächigen Ota versagt kurz die Stimme, aber es scheint ihn nicht zu kümmern, dass Dita seine feuchten Augen bemerkt. «Nachts bilde ich mir manchmal ein, ihn singen zu hören.»

Und wenn einer von ihnen den Blick abwendet und sich an einen schwierigen oder schmerzlichen Augenblick aus jenen Jahren erinnert, blickt auch der andere dorthin, wo wir nur Menschen hinschauen lassen, denen wir vollkommen vertrauen; Menschen, die uns lachen und weinen gesehen haben. Gemeinsam lassen sie die Momente Revue passieren, die sie für immer geprägt haben. Sie sind so jung, dass die Gespräche über jene Jahre Gespräche über ihr ganzes Leben sind.

«Was mag wohl aus Mengele geworden sein? Haben sie ihn gehängt?», fragt Dita.

«Noch nicht, aber sie sind ihm auf den Fersen.»

«Meinst du, sie schnappen ihn?»

«Natürlich werden sie ihn schnappen. Ein halbes Dutzend Armeen ist ihm auf den Fersen. Sie werden ihn festnehmen und vor Gericht stellen.»

«Ich hoffe, sie hängen ihn ohne Umweg auf, er ist ein Verbrecher.»

«Nein, Dita. Er muss einen fairen Prozess bekommen.» «Wozu Zeit mit Formalitäten verschwenden?»

«Weil wir besser sind als die.»

«Das hat Fredy Hirsch auch gesagt!»

«Hirsch...»

«Ich vermisse ihn so sehr.»

Dann ist sie an der Reihe, und am Schalter werden alle Formalitäten erledigt. Das wars. Sie sind immer noch Fremde füreinander. Das ist der Moment, in dem man sich gegenseitig Glück wünscht und sich verabschiedet. Aber Ota will wissen, wo sie jetzt hingeht. Sie sagt, dass sie noch zum Büro der Jüdischen Gemeinde muss, um zu fragen, ob es wahr ist, was man ihr gesagt hat: dass sie eine kleine Waisenrente beantragen kann.

Ota fragt, ob sie etwas dagegen hat, dass er sie dorthin begleitet. «Es liegt auf meinem Weg», sagt er. Es ist eine Ausrede, um mit ihr zusammenzubleiben, aber eine Lüge ist es nicht. Denn Ditas Weg ist bereits ein Teil von seinem.

Ein paar Tage später fegt Margit Barnai gerade in Teplice, das ein paar Kilometer von Prag entfernt liegt, den Eingang vor ihrer Wohnungstür. Dabei verliert sie sich in Tagträumen von einem jungen Mann, der mit einem Fahrrad Bestellungen ausliefert und jedes Mal fröhlich klingelt, wenn er an ihr vorbeifährt. Vielleicht wäre es ja an der Zeit, ihrem Haar am Morgen etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen und ein neues Band hineinzuknüpfen. Plötzlich nimmt sie aus dem Augenwinkel den Schatten von jemandem wahr, der durch die Tür tritt.

«Du bist aber dick geworden!», ruft die Frau.

In einem ersten Impuls will Margit der unhöflichen Nachbarin eine unfreundliche Antwort geben. Aber dann fällt ihr beinahe der Besen aus der Hand. Es ist Ditas Stimme.

Margit ist die Ältere der beiden, aber sie hat sich immer als die jüngere Schwester gefühlt. Sie wirft sich in Ditas Arme, wie es kleine Kinder tun – ohne Rückhalt und ohne sich um zu viel Schwung zu kümmern.

«Wir werden noch die Treppe runterfallen!», sagt Dita lachend.

«Was macht das schon, solange wir zusammen sind!»

Und es ist wahr, zum ersten Mal ist etwas wirklich wahr.

Sie haben auf Dita gewartet.

## Epilog

Ota war zu einem besonderen Freund geworden, der Dita nachmittags mit dem Zug besuchte, wenn sie nicht ihren Gelegenheitsjobs nachging. Sie konnte ihre Arbeit mit dem Unterricht vereinbaren, den sie in der Schule in Teplice nahm, wo sie und Margit einen Teil von dem nachholten, was sie versäumt hatten. Soweit das möglich war.

Teplice ist ein alter Kurort, der berühmt für seine Quellen ist. Dita hatte endlich ihren Berghof gefunden. Es gab hier zwar keine Alpen wie im *Zauberberg*, aber die Böhmisches-Mährische Höhe war nicht weit. Sie bummelte gern durch die Strassen mit dem geometrischen Pflaster, auch wenn diese wunderschöne Stadt mit ihren herrschaftlichen Gebäuden im Krieg schwer gelitten hatte. Die prächtige Synagoge war abgebrannt, und ihre verkohlten Ruinen waren ein Mahnmal jener verbrannten Jahre.

An den Samstagen begleitete Ota sie auf ihren Spaziergängen. Er redete von tausend Dingen. Er war ein junger Mann mit unersättlicher Neugier, er interessierte sich für alles. Manchmal beklagte er sich ein wenig, weil er verschiedene Kombinationen aus Zug- und Buslinien nehmen musste, um die achtzig Kilometer zwischen Prag und Teplice zu überwinden. Aber seine Klagen waren eher das zufriedene Schnurren eines Katers.

Es waren ganze Monate voller angenehmer Spaziergänge über diese Plätze, die nach und nach ihre Blumenkübel zurückeroberten und Teplice wieder seine reizvolle Atmosphäre einer Thermalstadt zurückgaben. Auf diesen Spaziergängen wurde aus Ota und Dita nach und nach ein Paar. Ein Jahr nach ihrer Begegnung in der Schlange vor dem Passamt sagte Ota etwas zu Dita, das alles verändern sollte: «Wieso kommst du nicht nach Prag? Ich kann dich nicht aus der Ferne lieben!»

Zu diesem Zeitpunkt hatten sie einander bereits ihr ganzes Leben erzählt. Jetzt war der Augenblick gekommen, noch einmal ganz neu anzufangen und ein neues Kapitel aufzuschlagen. Ota und Dita heirateten in Prag, und nach einem aufreibenden Papierkrieg gelang es Ota, sich die Fabrik seines Vaters, die Damenunterwäsche herstellte, zurückzuholen und die Produktion als ihr Geschäftsführer wieder in Gang zu bringen. Es war ein aufregendes Projekt, denn in gewisser Weise konnte Ota das Rad der Zeit so zurückdrehen. Er vermochte zwar nicht die Toten zurückzubringen oder die Narben zu tilgen, aber zumindest konnte er so in gewisser Weise in das Prag des Jahres 1939 zurückkehren, auch wenn Ota sich nicht ganz sicher war, ob er Geschäftsmann sein wollte. Wie sein Vater zog er Opernpartituren den Geschäftsbilanzen vor, und die Sprache der Dichter war ihm lieber als die der Anwälte.

Aber ihm blieb kaum Zeit, um unter seinem Dasein als Geschäftsmann zu leiden. Die Spuren der Nazis waren in den Strassen von Prag noch nicht verschwunden, als die Sowjets kamen und alles niedertrampelten. In dem schändlichen Starrsinn, mit dem die Geschichte sich wiederholt, wurde die Fabrik erneut konfisziert. Diesmal geschah es nicht im Namen des Dritten Reiches, sondern in dem der Kommunistischen Partei.

Wieder standen sie vor dem Nichts. Ota wollte nicht aufgeben und Dita genauso wenig. Sie waren beide dafür gemacht, gegen den Strom zu schwimmen. Dank seiner Kenntnisse der englischen Sprache und der Literatur fand Ota Arbeit im Kulturministerium, wo er darüber entschied, welche neueren englischsprachigen Publikationen interessant genug waren, um ins Tschechische übersetzt zu werden. Er war der einzige Mitarbeiter seines Dienstgrades, der nicht der Kommunistischen Partei angehörte. Zu jener Zeit waren viele vom Leninismus erfüllt. Aber Ota konnte niemand etwas erzählen, er wusste mehr über den Marxismus als alle anderen. Er hatte mehr gelesen als alle anderen. Und er wusste besser als jeder andere, dass der Kommunismus ein schöner Weg war, der im Verderben endete. Es gab Intrigen gegen ihn, und man beschuldigte ihn, ein Feind der Partei zu sein. Die Lage wurde zunehmend schwierig. 1949 beschlossen Ota und Dita, nach Israel auszuwandern und dort von vorne anzufangen. Endlich würden sie Fredy Hirschs Traum wahr werden lassen.

In Israel arbeiteten sie in einem Kibbuz, wo Dita ihren Schulabschluss machte. Ausgerechnet hier trafen sie einen weiteren alten Bekannten aus Block 31 wieder, Avi Ofir, der damals eine armselige Baracke voller inhaftierter Kinder in einen fröhlichen Chor verwandelt hatte. Er bot den beiden Arbeit in der Hadassim-Schule bei Netanya an. Dort arbeiteten Ota und Dita als Englischlehrer in einem der angesehensten Schulzentren Israels. Die Schule nahm viele Kinder auf, die mit der Immigrantenvelle nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ins Land gekommen waren. Später wurden in der Schule Kinder aus problematischen Familien unterrichtet sowie Schüler, die Gefahr liefen, sozial ausgegrenzt zu werden. In der Schule gab es immer Lehrer, die sich besonders intensiv mit diesen Fragen befassen, aber nur wenige waren so sensibel für das Leiden anderer wie Ota und Dita.



Das Ehepaar bekam drei Kinder und vier Enkelkinder. Ota, der grosse Geschichtenerzähler aus Block 31, schrieb mehrere Bücher. In einem davon, *Die bemalte Wand*, beschreibt er in fiktiver Form die Erlebnisse mehrerer Menschen im Familienlager Bllb. Dita und Ota gingen fünfundfünfzig Jahre lang gemeinsam durch dick und dünn. Sie hörten niemals auf, einander zu lieben und zu unterstützen. Sie teilten Bücher, einen unzerstörbaren Sinn für Humor und ein ganzes Leben.

Gemeinsam wurden sie alt. Das ehernen Band zwischen ihnen, geschmiedet in den schlimmsten Zeiten, die ein Mensch erleben kann, konnte nur der Tod auflösen.

## Postskriptum

Über die Bibliothekarin von Block 31 und Fredy Hirsch gibt es noch einiges zu erzählen. Diese Geschichte beruht auf realen Fakten, die vom Kitt der Fiktion zusammengehalten werden. Der wahre Name der Bibliothekarin von Block 31, deren Leben diese Erzählung inspiriert hat, war Dita Polachová, und der Lehrer Ota Keller in dem Roman ist dem Mann nachempfunden, der ihr Ehemann wurde, dem Lehrer Ota Kraus.

Die kurze Erwähnung einer winzigen Bibliothek in einem Konzentrationslager, die sich in Alberto Manguels *Die Bibliothek bei Nacht* findet, war der Ausgangspunkt meiner journalistischen Recherche, die zu diesem Buch führte.

Es gibt Menschen, die meine Faszination für die Frage, warum es Menschen gab, die ihr Leben für eine geheime Schule und eine verborgene Bibliothek in Auschwitz-Birkenau riskierten, nicht teilen. Manche halten das alles für einen Akt nutzloser Tapferkeit in einem Vernichtungslager, in einer Zeit, in der es andere, dringendere Probleme gab – Bücher heilen schliesslich keine Krankheiten; sie lassen sich nicht als Waffen verwenden, um eine Armee von Henkern zu besiegen; sie sättigen nicht und stillen auch nicht den Durst. Es ist wahr: Kultur ist für das Überleben der Menschheit nicht notwendig, dafür braucht man nur Wasser und Brot. Ebenso wahr ist

jedoch, dass Menschen zwar mit Brot und Wasser überleben können, aber wenn es sonst nichts gibt, stirbt alle Menschlichkeit. Wenn sich Menschen nicht im Innersten von Schönheit berühren lassen können, wenn sie nicht die Augen schliessen und ihre Fantasie spielen lassen können, wenn sie nicht imstande sind, sich selbst Fragen zu stellen und das Ausmass ihres Unwissens auszuloten, dann mögen sie zwar Männer oder Frauen sein, aber sie sind keine vollständigen Menschen: nichts unterscheidet sie dann wesentlich von einem Lachs oder einem Zebra oder einem Moschusochsen.

Im Internet kann man sehr viel über Auschwitz nachlesen, aber dort ist nur von dem Ort die Rede. Wenn man möchte, dass ein Ort zu einem spricht, muss man ihn besuchen und lange genug dortbleiben, um zu hören, was er einem zu sagen hat. Um einen Rest des Familienlagers zu finden, oder eine Fährt, der ich folgen konnte, reiste ich nach Auschwitz. Ich brauchte mehr als nur Daten und Fakten, ich musste die Stimmung dieses verfluchten Ortes spüren.

Ich flog nach Krakau und nahm von dort aus den Zug nach Oswięcim (Auschwitz). Nichts in jenem kleinen, friedlichen Städtchen gibt einen Hinweis auf das Grauen, das sich in seiner Peripherie ereignet hat. Es ist dort alles so normal, dass man sogar mit dem Zug bis zum Eingang des Lagers fahren kann.

In Auschwitz I gibt es einen Parkplatz für die Busse und einen Eingangsbereich wie bei einem Museum. Früher einmal befanden sich dort polnische Armeebaracken, und in den hübschen, rechteckigen Backsteingebäuden, die zu beiden Seiten der breiten, gepflasterten Alleen liegen, auf denen Vögel picken, deutet auf den ersten Blick nichts auf das Schreckliche hin. Aber es gibt mehrere Pavillons, in die man hineingehen kann. Einer davon ähnelt in seiner Machart einem Aquarium: Man geht durch einen dunklen Korridor

mit zwei riesigen, beleuchteten Fischbecken zu beiden Seiten. Darin liegen alte Schuhe, es sind ganze Berge, Tausende von Schuhen. Zwei Tonnen menschliches Haar bilden ein dunkles Meer. Ausrangierte Prothesen liegen dort wie kaputte Spielzeuge. Tausende von zerbrochenen Brillen, fast alle mit runden Gläsern wie die von Professor Morgenstern.

Das Familienlager Bllb liegt drei Kilometer von hier entfernt in Auschwitz-Birkenau. Der alpträumhafte Wachturm am Eingang des Lagers steht tatsächlich noch immer, mit seinem Tunnel im unteren Teil, durch den ab 1944 die Bahnlinie direkt in das Lager führte. Die ursprünglichen Baracken wurden nach dem Krieg niedergebrannt. Einige von ihnen wurden für die Besucher restauriert: Es sind Pferdeställe, die selbst in sauberem und belüftetem Zustand düster wirken. Hinter dieser ersten Barackenreihe, die etwa dort liegt, wo sich das Quarantänelager befand, erstreckt sich eine ausgedehnte Fläche mit Ödland, die damals durch die restlichen Lager belegt war. Um die Stelle zu sehen, an der Bllb lag, muss man die geführte Tour verlassen, die nicht über die erste Reihe der wiederaufgebauten Baracken hinausgeht, und das gesamte Gelände umrunden. Man muss alleine sein. Allein durch Auschwitz-Birkenau zu gehen bedeutet, einen sehr kalten Wind auszuhalten, mit dem Echo der Stimmen, die für immer dortgeblieben sind und zu einem Teil des Erdreichs wurden, über das die heutigen Besucher gehen. Von Bllb ist nur noch die Stahltür am Eingang des Lagers übrig und dazu eine riesige Einöde, in der sogar Sträucher kaum wachsen. Hier gibt es nur noch Kieselsteine, Wind und Schweigen. Ein friedlicher Ort – oder ein geisterhafter; das hängt davon ab, wie viel die Augen wissen, die ihn betrachten.

Ich kehrte von meiner Reise mit vielen Fragen und fast gar keinen Antworten zurück; mit einigen wenigen Einblicken in das, was der Holocaust war und was man nicht aus Geschichtsbüchern lernen

kann; und, vollkommen zufällig, mit einem wichtigen Buch: *Je me suis évadé d'Auschwitz*, der französischen Übersetzung von Rudolf Rosenbergs Erinnerungen (dt.: *Ich kann nicht vergeben. Meine Flucht aus Auschwitz*), die ich in einer Buchhandlung im Schoah-Museum in Krakau entdeckt hatte.

Es gab noch ein weiteres Buch, das mein Interesse geweckt hatte, und gleich nach meiner Heimkehr machte ich mich auf die Suche danach. Es handelte sich um einen Roman, der im Familienlager spielt und den Titel *Die bemalte Wand* trägt, geschrieben von einem gewissen Ota Kraus. Es existierte eine Website, auf der man das Buch gegen Zahlung per Nachnahme bestellen konnte. Die Website war nicht sehr professionell: Per Kreditkarte zu bezahlen war nicht möglich, aber es gab eine Kontaktadresse. Ich schrieb dorthin, bekundete mein Interesse an dem Buch und fragte nach einer alternativen Zahlungsweise. Und dann erhielt ich eine dieser E-Mails, die der Beweis dafür sind, dass das Leben ein Geflecht von sich kreuzenden Strassen ist. Der äusserst höflichen Antwort war zu entnehmen, dass es möglich war, das Geld über Western Union anweisen zu lassen. Die E-Mail kam von einer Adresse in Netanya in Israel, und unterschrieben hatte jemand namens D. Kraus.

Mit so viel Taktgefühl, wie mir zur Verfügung stand, fragte ich, ob sie vielleicht Dita Kraus sei, das Mädchen, das in Auschwitz-Birkenau im Familienlager gewesen war. Sie war es! Die Bibliothekarin von Block 31 war am Leben und schrieb mir eine E-Mail! Das Leben ist immer voller Überraschungen, aber manchmal kann es wirklich aussergewöhnlich sein. Dita war nicht mehr die Jüngste – zu jenem Zeitpunkt war sie achtzig –, aber sie war immer noch so leidenschaftlich und hartnäckig wie damals. Inzwischen kämpfte sie dafür, die Bücher ihres Ehemanns vor dem Vergessen zu bewahren.

Ab diesem Zeitpunkt schrieben wir uns. Ihre unglaubliche Freundlichkeit machte es möglich, dass wir uns trotz meiner schlechten Englischkenntnisse verständigen konnten. Schliesslich verabredeten wir, uns in Prag zu treffen, wo sie jedes Jahr ein paar Wochen verbringt, und sie nahm mich mit in die Gedenkstätte des Gettos Theresienstadt. Dita gehört nicht zu den sanftmütigen Grossmütterchen im alten Stil. Sie ist ein reizender Wirbelwind, der sofort eine Unterkunft in der Nähe ihres Zuhauses für mich fand und alles organisierte. Als ich im Hotel am Empfang ankam, sass sie bereits auf einem der Sofas in der Lobby und wartete auf mich. Sie war genau so, wie ich sie mir vorgestellt hatte: dünn, rastlos, aktiv, ernst und fröhlich zugleich, einfach hinreissend.

Dita hatte kein leichtes Leben – das gilt sowohl für die Kriegsjahre als auch für die Zeit danach. Sie und Ota führten bis zu seinem Tod im Jahr 2000 eine innige Beziehung. Sie bekamen zusammen zwei Söhne und eine Tochter, die Tochter starb nach langer Krankheit noch vor ihrem zwanzigsten Geburtstag. Aber Dita hat sich von den Schicksalsschlägen nicht brechen lassen – sie hat es damals nicht zugelassen, und sie wird es niemals zulassen.

Es ist bemerkenswert, dass jemand, der so viel Schmerz ertragen musste, immer noch lächeln kann. «Das ist alles, was mir bleibt», sagt sie. Aber sie hat noch vieles mehr – ihre Energie, ihre Würde als Kämpferin, die gegen alle und alles ficht –, was sie zu einer aufrechten Achtzigjährigen mit feurigem Blick macht. Sie weigert sich, ein Taxi zu nehmen, und ich wage es nicht, ihrer Sparsamkeit etwas entgegenzusetzen, die so typisch ist für einen Menschen, der schwere Zeiten erlebt hat. Wir nehmen die U-Bahn, und sie bleibt stehen. Es gibt zwar freie Plätze, aber sie will sich nicht setzen. Niemand kann eine solche Frau bezwingen. Das ganze Dritte Reich hat das nicht geschafft.

Unermüdlich, wie sie ist (oder doch müde, aber entschlossen, niemals aufzugeben), bittet mich Dita um meine Hilfe: Sie will fünfzig Exemplare von *Die bemalte Wand* zu dem Museumsladen in Theresienstadt fahren, wo das Buch nicht mehr zu haben ist. Wir mieten keinen Wagen, sie besteht darauf, mit dem Bus zu fahren. Wir fahren die gleiche Strecke, die sie fast sechzig Jahre zuvor zurückgelegt hat, nur dass sie jetzt einen Koffer voller Bücher hinter sich herzieht. Ich bin besorgt, dass diese Reise in die Vergangenheit zu viel für sie sein könnte, aber sie ist eine starke Frau. Im Moment ist es ihr am wichtigsten, den Bücherbestand im Museumsladen der Gedenkstätte aufzustocken.

Terezin entpuppt sich als ein beschauliches Städtchen mit rechtwinkligen Strassen, Grünflächen und Bäumen, das von der Maisonette in strahlendes Licht getaucht wird. Dita gibt nicht nur die Bücher ab, sondern besorgt mir auch, energisch wie immer, eine Freikarte für die Dauerausstellung.

Der ganze Tag ist voller emotionaler Momente. Unter den von den Gettobewohnern gemalten Bildern, die an den Wänden hängen, ist auch eines von Dita, ein dunkles, düsteres Bild, das eine viel weniger lebendige Stadt zeigt als die, durch die wir jetzt gehen. Es gibt auch ein Zimmer mit den Namen der Kinder, die nach Theresienstadt geschickt wurden. Dita geht die Liste durch und lächelt, während sie sich an einige von ihnen erinnert. Inzwischen sind sie fast alle tot.

Auf vier Bildschirmen kann man sich Filme ansehen, in denen Zeitzeugen über ihre Erlebnisse in Theresienstadt berichten. Zu ihnen gehört auch ein älterer Mann mit tiefer Stimme. Es ist Ota Kraus, Ditas verstorbener Ehemann. Er spricht Tschechisch, und obwohl es engÜsche Untertitel gibt, achte ich nicht auf sie, weil mich seine Stimme so sehr in den Bann zieht. Sie strahlt so viel Souveränität aus, dass man nicht anders kann, als ihr zuzuhören. Dita lauscht

schweigend. Sie ist ernst, aber sie vergiesst keine einzige Träne. Als wir gehen, sagt sie, dass wir uns jetzt das Haus ansehen werden, in dem sie gewohnt hat. Diese Frau ist hart wie Stahl, zumindest scheint es so. Ich frage sie, ob das nicht schwierig für sie ist. «Doch», sagt sie, aber sie bleibt nicht stehen und geht zügig weiter. Noch nie zuvor habe ich eine Frau getroffen, die in jeder Hinsicht so ausserordentlich tapfer war.

Das Haus, wo sie während ihrer Zeit in Theresienstadt untergebracht war, ist jetzt ein harmlos wirkendes Mietshaus. Dita schaut hinauf zum dritten Stock. Sie erzählt mir, dass einer ihrer Cousins, der Tischler war, ihr ein Bücherregal gebaut hat. Sie erzählt mir noch viel mehr, während wir auf ein anderes Gebäude zugehen, in dem ein Stockwerk als Museum erhalten wurde. In den Zimmern stehen dicht gedrängt Stockbetten, genau wie in den Gettojahren. Es ist ein bedrückender Ort, viel zu klein für so viele Betten. Das Becken aus Steingut, das die Bewohner als Gemeinschaftstoilette benutzten, blieb erhalten.

«Können Sie sich den Gestank vorstellen?», fragt Dita mich.

Nein, das kann ich nicht. Wir betreten einen weiteren Raum, in dem ein Security-Mann steht. An den Wänden hängen Bilder und Poster aus der Gettozeit. Aus den Lautsprechern erklingt eine Oper von Viktor Ullmann, einem gefeierten Pianisten und Komponisten, der massgeblich zum kulturellen Leben in Theresienstadt beitrug. Dita bleibt mitten in dem Raum stehen, der bis auf den gelangweilten Angestellten leer ist. Leise beginnt sie Ullmanns Oper zu singen. Ihre Stimme ist die Stimme der Kinder von Theresienstadt, die an diesem Morgen für ein viel kleineres, aber nicht minder erstauntes Publikum erklingt. Es ist ein weiterer Augenblick, in dem die Zeit rückwärtsläuft und Dita wieder zu Ditinka wird, mit ihren Wollstrümpfen und den Augen einer Träumerin, die die Kinderoper *Brundibar* singt.



Während der Rückfahrt nach Prag bittet Dita den Busfahrer energisch, das Schiebedach zu öffnen, damit wir in einem Fahrzeug, in dem die Fenster nicht aufgehen, nicht vor Hitze umkommen. Der Fahrer nimmt keine Notiz von ihr, weshalb sie anfängt, selbst an dem Hebel für die Luke zu ziehen, und ich helfe ihr. Gemeinsam haben wir schliesslich Erfolg. Im Bus kommt ein Thema zur Sprache, das mir schon seit Monaten im Kopf herumgeht: Was ist an jenem Nachmittag des 8. März 1944 geschehen, an dem sich Fredy Hirsch zurückzog, um darüber nachzudenken, ob er angesichts der drohenden Vergasung des Septembertransports eine Revolte anzetteln wollte, wie es ihm die Widerständler vorgeschlagen hatten? Wieso brachte sich ein so beherrschter Mann wie Fredy Hirsch mit einer Überdosis Luminal um?

Dita sieht mich an, und in ihren Augen liegt eine ganze Welt. Und ich beginne zu verstehen. In ihren Augen lese ich, was ich bereits in Otas Buch gelesen habe, was ich jedoch als künstlerische Freiheit oder persönliche Hypothese aufgefasst hatte. War *Die bemalte Wand* nicht schliesslich ein Roman? Oder war es nur ein Roman, um gewisse Dinge zu tarnen, die, hätte Ota sie in einem anderen Zusammenhang gesagt, ihn ernsthaft in Schwierigkeiten gebracht hätten? Dita bittet mich um Diskretion, weil sie glaubt, dass das, was sie mir erzählt hat, ihr Probleme bereiten könnte.

Aus diesem Grund werde ich nun, statt zu berichten, was sie mir erzählt hat, einfach wiedergeben, was Ota Kraus in seinem Roman *Die bemalte Wand* geschrieben hat, der im Familienlager spielt. Eine der wenigen Figuren des Romans, die unter ihrem wirklichen Namen auftritt, ist Fredy Hirsch, der Leiter von Block 31. Der folgende Abschnitt berichtet von dem entscheidenden Moment, in dem die Mitglieder der Widerstandsbewegung Fredy Hirsch nach der Verle-

gung des Septembertransports in das Quarantänelager bitten, eine Revolte anzuführen, und er sich Bedenkzeit dafür ausbittet:

*Nach einer Stunde stand er auf, um einen der Ärzte aufzusuchen.*

*«Ich habe mich entschieden», sagte er. «Sobaldes dunkel wird, gebe ich das Zeichen. Ich brauche Tabletten, um meine Nerven zu beruhigen.» [...]*

*Eine Revolte gegen die Deutschen war Wahnsinn, dachte der Arzt, bedeutete den Tod für viele – den verurteilten Transport, die noch im Familienlager verbliebenen Häftlinge und sogar für das zurückbehaltene Krankenblockpersonal. Falls Fredy einen Aufstand in Gang setzte, gäbe es für niemanden eine Chance. Der Mann war verrückt, offensichtlich nicht bei Verstand, und wenn man ihn nicht aufhielte, würden die jüdischen Ärzte mit den Übrigen umgebracht werden.*

*«Ich werde dir etwas geben, ein Beruhigungsmittel», sagte der Arzt und wandte sich dem Apotheker zu.*

*Sie waren äusserst knapp an Medikamenten, aber sie hatten einen kleinen Vorrat an Schmerztabletten. Der Apotheker gab ihm ein Röhrchen mit Schlaftabletten. Der Arzt schüttete den Inhalt aus und schloss seine Hand mit einer schnellen Bewegung. Er hatte etwas kalten Tee in seinem Essnapf und schwenkte die Tabletten auf dessen Boden, bis sie sich in der trüben Brühe auflösten.*

In den Strafgesetzbüchern gibt es Worte für das, was Fredy Hirsch an jenem Nachmittag im Jahr 1944 wirklich zustieß. Manchmal entfällt die Fiktion Dinge, die auf andere Weise nicht erzählt werden können. Inzwischen gibt es immer mehr Zeugenaussagen, die der Selbstmordtheorie widersprechen, die in den offiziellen Darstellun-

gen vertreten wird. Michael Honey, ein Überlebender des Familienlagers, der als Botenjunge für das Ärzteteam arbeitete, bezweifelt das, was Rosenberg über die Geschehnisse am 8. März 1944 sagte: «Er bekam eine Überdosis Luminal verabreicht, nachdem er wegen Kopfschmerzen um eine Tablette gebeten hatte.»

Ich hoffe, dass dieses Buch auch die Gestalt Fredy Hirsch rehabilitieren kann, die durch die falsche Vorstellung, er sei freiwillig aus dem Leben geschieden, ein wenig Schaden genommen hat. Als Folge dieser Annahme wurde seine Integrität in entscheidenden Momenten in Zweifel gezogen. Fredy Hirsch hat nicht Selbstmord begangen. Er hätte niemals seine Kinder im Stich gelassen. Er war ein Kapitän, er wäre mit seinem Schiff untergegangen. So sollte er in Erinnerung bleiben: als ein Kämpfer mit ausserordentlichem Mut.

Und natürlich ist dieses Buch auch eine Hommage an Dita, von der ich so viel gelernt habe. Die Bibliothekarin von Block 31 lebt immer noch in Netanya und verbringt jedes Jahr ein paar Wochen in ihrer winzigen Wohnung in Prag. Und das wird sie weiter tun, solange es ihre Gesundheit erlaubt. Sie ist und bleibt eine Frau, deren Neugier, Scharfsinn, Freundlichkeit und Integrität alles Erdenkliche überwinden. Bisher habe ich nicht an Helden geglaubt, aber jetzt weiss ich, dass es sie gibt: Dita gehört zu ihnen.

## Was wurde aus...?

### Rudi Rosenberg,

Nach dem Krieg änderte Rudolf Rosenberg seinen Namen zu Rudolf Vrba. Nachdem er aus Auschwitz geflohen war, diktierte er für die jüdischen Anführer in der Stadt Zilina einen vorläufigen Bericht über das, was mit den nach Auschwitz Deportierten tatsächlich geschah. Der Bericht, der keinerlei Ähnlichkeit mit den Lügen der Nazis hatte, wurde nach Budapest geschickt, aber von einigen führenden Juden ignoriert. Als Rudi nach Grossbritannien kam, schrieben er und Fred Wetzler, der mit ihm zusammen geflohen war, gemeinsam einen weiteren, ausführlicheren Bericht, damit die Welt die schreckliche Wahrheit über das erfähr, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Dieses Dokument wurde zu einem der Beweisstücke, die bei den Nürnberger Prozessen verwendet wurden. Rosenberg erhielt nach dem Krieg einen Orden. Er studierte an der Karlsuniversität in Prag Chemie und wurde ein renommierter Professor für Neurochemie. Er verbrachte sein späteres Leben in Kanada und starb im Jahr 2006. Seine harte Kritik an prominenten Vertretern der ungarisch-jüdischen Gemeinde, die später eine Schlüsselrolle bei der Gründung des Staates Israel spielen sollten, führte dazu, dass Teile jenes Staates jahrzehntelang sowohl seine Zeugenaussage

als auch Rudi selbst in Zweifel zogen. Bis heute gilt er dort als umstrittene Figur.

### **Elisabeth Volkenrath**

Nach der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen durch die Alliierten wurde sie von britischen Soldaten verhaftet und im Rahmen eines Prozesses, der die Schuld der Verantwortlichen von Bergen-Belsen klären sollte, vor Gericht gestellt. Sie wurde zum Tod durch Erhängen verurteilt und am 13. Dezember 1945 in Hameln hingerichtet.

### **Rudolf Höss**

Rudolf Höss, der Kommandant von Auschwitz, wurde streng katholisch erzogen. Ordnung und Hierarchie faszinierten ihn. Während seiner Zeit als Kommandant wurden in Auschwitz zwischen einer und zwei Millionen Menschen ermordet. Nach dem Krieg entkam Höss dem Kessel der Alliierten, die nach den Hauptkriegsverbrechern fahndeten, mit einem falschen Ausweis, in dem er sich als gewöhnlicher Soldat ausgab. Er arbeitete fast ein Jahr lang als Bauer, bis die Alliierten seine Frau zwangen, seinen Aufenthaltsort preiszugeben, und ihn verhafteten. Er wurde in Polen vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Vor seiner Hinrichtung schrieb er im Gefängnis seine Memoiren, in denen er die mehreren Hunderttausend von ihm verübten Verbrechen nicht leugnete und sie mit der Erklärung rechtfertigte, er habe angesichts seines militärischen Dienstgrades die ihm gegebenen Befehle ausführen müssen. Er war sogar stolz auf seine organisatorischen Fähigkeiten, die es ihm ermöglich-

ten, eine so komplexe Todesmaschinerie wie die von Auschwitz zu betreiben. Er wurde in Auschwitz I gehängt, und der Galgen, an dem das Urteil vollstreckt wurde, steht noch heute.

### **Adolf Eichmann**

Adolf Eichmann war als einer der führenden Ideologen massgeblich an der Planung der sogenannten Endlösung der Judenfrage beteiligt. Eichmann befehligte die Logistik bei den Deportationen zu den Konzentrationslagern. Nachdem er sich nach Ende des Krieges nach Italien abgesetzt hatte, bestieg Eichmann im Jahr 1950 ein Schiff nach Argentinien. Dort versammelte er seine Familie um sich und lebte unter falschem Namen als Maschinenführer in einer Autofabrik. Dank der Recherchen des Nazijägers Simon Wiesenthal spürte ihn eine Elitegruppe des israelischen Geheimdienstes Mossad in Buenos Aires auf. In einer waghalsigen Operation wurde Eichmann auf offener Strasse festgenommen, in ein Auto gezerrt und zum Flughafen verfrachtet. Von dort brachte man ihn heimlich in einem Flugzeug der israelischen Fluglinie El Al ausser Landes. Der Vorfall führte zu einer schweren diplomatischen Krise zwischen Argentinien und Israel. SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann wurde in Jerusalem vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 1. Juni 1962 vollstreckt.

### **Petr Ginz**

Der Chefredakteur der Zeitschrift *Vedem*, die ehrenamtlich herausgegebene Zeitschrift der Jugendlichen von Theresienstadt, wurde am 1. Februar 1928 in Prag geboren. Petr war eines der wenigen unbe-

gleiteten Kinder in Theresienstadt, obwohl seine Eltern ihm regelmässig Pakete mit Lebensmitteln und Schreibpapier schickten. 1944 wurde er nach Auschwitz deportiert; nach dem Ende des Krieges kehrte er nicht mehr nach Hause zurück. Aber sein Name tauchte auf keiner der Listen der Verstorbenen auf, und zehn Jahre lang hielt seine Familie die schwache Hoffnung auf ein Wiedersehen am Leben. Nach Ablauf dieser Zeit jedoch nahm Jehuda Bacon mit ihnen Kontakt auf, der mit demselben Transport nach Auschwitz deportiert worden war. Er erzählte der Familie, noch auf dem Bahngleis habe eine Selektion stattgefunden. Wer nach rechts geschickt wurde, kam ins Lager, die anderen, auf der linken Seite, hingegen direkt in die Gaskammer. Bacon zufolge wurde Petr der linken Gruppe zugewiesen.

### **David Szmulewski**

Der polnische Anführer der Widerstandsbewegung in Auschwitz war schon vor seiner Festnahme ein in der Wolle gefärbter Linker: Während des spanischen Bürgerkriegs hatte er bei den Internationalen Brigaden gekämpft und später gegen die Nazis. Nach dem Ende des Krieges hatte er mehrere wichtige Positionen in der Kommunistischen Partei Polens inne. Halbseidene Geschäfte, in die er verwickelt war – es ging dabei um illegalen Kunsthandel –, zwangen ihn, seine Ämter aufzugeben, und er endete im Exil in Paris, wo er bis zu seinem Tode lebte. Es ist nicht bekannt, inwieweit der angebliche Kunsthandel ein Trick der Kommunistischen Partei war, um ihn zu diskreditieren, da er durch seinen Status als Kriegsheld als unantastbar galt. Sein Grossneffe, der Polemiker und brillante britische In-

tellektuelle Christopher Hitchens, der im Jahr 2011 verstorben ist, schreibt über Teile dieser Angelegenheit in seinem Buch *Hitch~22*.

Er war der Mann, der mit SS-Offizier Viktor Pestek floh. Lederer entkam mit knapper Not der Gestapo und wurde ein aktives Mitglied des Widerstands. In Zbraslav gab er sich als SS-General aus, um den lokalen Widerstandsgruppen Beistand zu leisten. Schliesslich ging er in die Slowakei, wo er während des restlichen Krieges den dortigen Partisanen half.

### **Johann Schwarzhuber**

Johann Schwarzhuber wurde im November 1943 zum Schutzhaftlagerführer des Männerlagers Auschwitz-Birkenau ernannt, zu dem auch das Familienlager gehörte. 1944 wurde er als Unterkommandant in das Lager Ravensbrück abkommandiert. Im Jahr 1945 nahmen ihn britische Soldaten gefangen, und noch an Ort und Stelle fand man Beweise, dass er in jenen letzten Monaten mindestens zweitausendvierhundert Menschen in die Gaskammern geschickt hatte. Er wurde vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. 1947 wurde er mit der Methode hingerichtet, die ihm als Kommandant so sehr zugesagt hatte: dem Strick.



## Josef Mengele

Im Januar 1945, wenige Tage vor der Befreiung von Auschwitz durch die alliierten Streitkräfte, mischte sich Josef Mengele unter ein auf dem Rückzug befindliches Infanteriebataillon. So wurde er zu einem der mehreren Hundert Soldaten, die in Gefangenschaft gerieten, und es gelang ihm, der Aufmerksamkeit der Alliierten zu entgehen. Mit der finanziellen Unterstützung seiner einflussreichen Fabrikantenfamilie gelang es ihm, sich aus Deutschland abzusetzen und nach Argentinien zu fliehen. Als Teilhaber eines Pharmazieunternehmens verbrachte er dort ein angenehmes Leben mit einem hohen Lebensstandard. Gegen Ende der 1950er-Jahre nahm der Nazijäger Simon Wiesenthal seine Spur auf, dank von Mengele unterschriebenen Papieren für die Scheidung, über die er sich mit seiner Frau in einem Brief verständigt hatte. Irgendjemand warnte Mengele jedoch, dass er aufgefliegen war, und dieser setzte sich nach Uruguay ab. Dort lebte er unter einer neuen falschen Identität, wenn auch unter beträchtlich weniger komfortablen Umständen, in einer bescheidenen Hütte und in der ständigen Angst, verfolgt zu werden. Dennoch wurde er nie geschnappt. Er starb im Jahr 1979 im Alter von achtundsechzig Jahren bei einem Bad im Meer – wahrscheinlich an einem Herzinfarkt. In der von Gerald Posner und John Ware verfassten Biografie Mengeles schildern die Autoren, wie Mengeles Sohn Rolf ihn nach Jahren sporadischen Briefkontakts vor seinem Tod besuchte. Als Rolf ihn endlich von Angesicht zu Angesicht fragte, ob er wirklich die Hinrichtung von mehreren Tausend Menschen befohlen hatte, versicherte ihm Josef Mengele, die Sache verhalte sich genau umgekehrt. Ohne irgendwelche Gefühle oder Zweifel zu zeigen, erzählte Mengele seinem Sohn, dank seiner Selektionen – bei denen

er die arbeitsfähigen Juden von denen trennte, die anschliessend getötet wurden – habe er Tausende von Menschen vor dem Tode gerettet, indem er sie für «brauchbar» befand.

### **Seppi Lichtenstern**

Seppi Lichtenstern wurde im Juli 1944 selektiert und vom Familienlager Auschwitz in das KZ-Aussenlager Schwarzheide deportiert. Hier zwangen ihn die Nazis zur Arbeit in einer Fabrik, in der Braunkohle in Dieselmotoren umgewandelt wurde. Nach dem Ende des Krieges organisierten die Nazis makabre Märsche ohne jede Verpflegung mit Tausenden von Häftlingen aus den Lagern, die Gefahr liefen, in die Hände der Alliierten zu fallen. Auf diesen sogenannten Todesmärschen, die eine Flucht ins Nirgendwo darstellten und auf denen bei der ersten Gelegenheit geschossen und die Schwachen am Strassenrand exekutiert wurden, starben Tausende von Häftlingen. Lichtenstern gehörte zu denen, die diesem letzten Akt des Wahnsinns der Nationalsozialisten zum Opfer fielen. Seine sterblichen Überreste sind auf dem Friedhof von Saupsdorf bestattet.

### **Margit Barnai**

Margit heiratete und verbrachte den Rest ihres Lebens in Prag. Sie und Dita hielten auch nach Ditas Emigration nach Israel ihr Leben lang Kontakt, schrieben sich Briefe und schickten sich Fotografien ihrer Kinder. Margit bekam drei Töchter, von denen die jüngste zur Welt kam, als Margit bereits vierzig Jahre alt war. Sie wurde auf den Namen Dita getauft. Dita Kraus hält auch heute noch die Verbindung

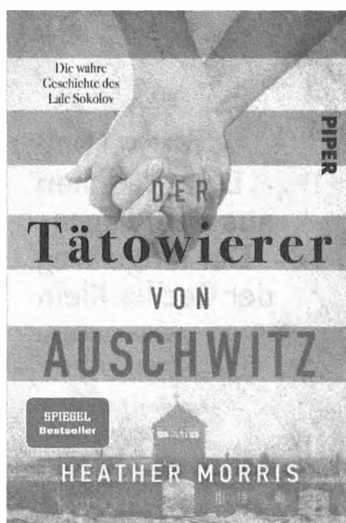
zu Margits Töchtern. Sie ist für sie wie eine Tante, und sie sehen sich, wann immer Dita nach Prag kommt.

## Bibliografie

- ADLER, Shimon, *Block 31: The Childrens Block in the Family Camp at Birkenau. Yad Vashem Studies XXIV*, 1994.
- DEMETZ, Peter, *Mein Prag: Erinnerungen*. Übers. Barbara Schaden. Zsolnay Verlag, 2007.
- GUTMAN, Yisrael, und Michael Berenbaum (Hg.), *Anatomy of the Auschwitz Death Camp*. Indiana University Press, 1994.
- KRAUS, Ota B., *Die bemalte Wand*. Übers. Jutta Witthoefft. Dittrich Verlag, 2002.
- KRIZKOVÁ, Marie Rut, Kurt Jiri Kotouc und Zdenek Ornest, *Ist meine Heimat der Ghettowall? Gedichte, Prosa und Zeichnungen der Kinder von Theresienstadt*. Übers. Lenka Reinerová. Aventinum, 2013.
- LEVINE, Alan J., *Captivity, Flight and Survival in World War II*. Praeger, 2000.
- MILLU, Liana, *Der Rauch über Birkenau*. Übers. Hinrich Schmidt-Henkel. Fischer, 1999.
- POSNER, Gerald L., und John Ware, *Mengele. Die Jagd auf den Todesengel*. Übers. Manfred Schmitz. Aufbau-Verlag, 1993»
- VENEZIA, Shlomo, *Meine Arbeit im Sonderkommando Auschwitz: Das erste umfassende Zeugnis eines Überlebenden*. Übers. Dagmar Mallett. Blessing, 2008.

VRBA) Rudolf, und Alan Bestie, *Ich kann nicht vergehen. Meine Flucht aus Auschwitz*. Übers. Sigrid Ruschmeier und Brigitte Walitzek. Schöffling, 2020.

# Eine Geschichte von Menschlichkeit, Mut, Liebe und Hoffnung



Heather Morris  
**Der Tätowierer von  
Auschwitz**

Die wahre Geschichte des  
Lale Sokolov

Aus dem Englischen von  
Elsbeth Ranke

Piper Paperback, 320 Seiten  
€ 16,00 [D], € 16,50 [A]\*  
ISBN 978-3-492-06137-7

1942 wird ein junger slowakischer Jude nach Auschwitz deportiert. Von nun an ist Lale Sokolov der Gefangene 32407. Die SS macht ihn zum Tätowierer: Er muss die Häftlingsnummern in die Unterarme seiner Mitgefangenen stechen. Eines Tages tätowiert er die Nummer 4562 auf den linken Arm eines jungen Mädchens – und verliebt sich auf den ersten Blick in Gita. Eine Liebesgeschichte beginnt, an deren Ende das Unglaubliche wahr werden wird: Sie überleben beide. Eindringlich erzählt Heather Morris die bewegende, wahre Geschichte von Lale und Gita; die den Glauben an Mut, Liebe und Menschlichkeit nie verloren.

Leseproben, E-Books und mehr unter [www.piper.de](http://www.piper.de)

PIPER

# Ihre Schönheit rettete sie – und verdamnte sie

Cover- und Preisänderungen vorbehalten



## Heather Morris Das Mädchen aus dem Lager – Der lange Weg der Cecilia Klein

Roman nach einer  
wahren Geschichte

Aus dem Englischen  
von Elsbeth Ranke  
Piper Paperback, 464 Seiten  
€16,00 [D], €16,50 [A]\*  
ISBN 978-3-492-06229-9

1942: Cecilia Klein ist 16 Jahre alt, als sie in das KZ Auschwitz-Birkenau deportiert wird. Fasziniert von ihrer Schönheit, trennt der Kommandant des Lagers sie von den anderen Gefangenen und missbraucht sie – ein Umstand, der ihr Überleben sichert. Doch nach der Befreiung von Auschwitz wird sie von den Russen als Kollaborateurin angeklagt und in das unmenschliche Gefangenenlager Workuta in Sibirien geschickt. Dort steht Cilka vor neuen und gleichzeitig schrecklich vertrauten Herausforderungen.

Leseproben, E-Books und mehr unter [www.piper.de](http://www.piper.de)

**PIPER**